XX. Band 1934 Heft 2

IMAGO

Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie ihre Grenzgebiete und Anwendungen

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von Ernst Kris und Robert Wälder

Wir machen hiemit unsere Autoren auf die folgenden gesetzlichen Bestimmungen aufmerksam:

Bis zum Ablauf von zwei dem Erscheinungsjahr einer Arbeit folgenden Kalenderjahren kann über die betreffenden Verlagsrechte (Wiederabdruck und Übersetzungen) nur mit Genehmigung des Verlages verfügt werden. Es steht jedoch auf Grund eines generellen Übereinkommens, das wir mit dem „International Journal of Psychoanalysis“ getroffen haben, jedem Autor frei, ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages der letztgenannten Zeitschrift Rechte zur Übersetzung und zum Wiederabdruck einzuräumen.

Ansuchen um die Genehmigung einer Wiederveröffentlichung oder Übersetzung in einem anderen Organ müßten zugleich mit Übersendung des Manuskriptes gestellt werden, um Berücksichtigung finden zu können.

Die Redaktion

1) Die in der „Imago“ veröffentlichten Beiträge werden mit Mark 25.— per sechzehnseitigen Druckbogen honoriert.

2) Die Autoren von Originalbeiträgen sowie von Mitteilungen im Umfange über zwei Druckseiten erhalten zwei Freiexemplare des betreffenden Heftes.

3) Die Kosten der Übersetzung von Beiträgen, die die Autoren nicht in deutscher Sprache zur Verfügung stellen, werden vom Verlag getragen; die Autoren solcher Beiträge erhalten kein Honorar.

4) Die Manuskripte sollen gut leserlich sein, möglichst in Schreibmaschinenschrift (einseitig und nicht eng geschrieben). Es ist erwünscht, daß die Autoren eine Kopie ihres Manuskriptes behalten. Zeichnungen und Tabellen sollen auf das unbedingt notwendige Maß beschränkt sein. Die Zeichnungen sollen tadellos ausgeführt sein, damit die Vorlage selbst reproduziert werden kann.

5) Mehrkosten, die durch Autorkorrekturen, das heißt durch Textänderungen, Einschaltungen, Streichungen, Umstellungen während der Druckkorrektur verursacht werden, werden vom Autorenhonorar in Abzug gebracht.

6) Separata werden nur auf ausdrücklichen Wunsch und auf Kosten des Autors angefertigt. Die Kosten (einschließlich Porto der Zusendung der Separata) betragen für Beiträge

	bis	8 Seiten	für	25 Exemplare	Mark	15.—,	für	50 Exemplare	Mark	20.—
von	9	„ 16	„	„ 25	„	„	20.—,	„ 50	„	„	25.—
„	17	„ 24	„	„ 25	„	„	30.—,	„ 50	„	„	40.—
„	25	„ 32	„	„ 25	„	„	35.—,	„ 50	„	„	45.—

Mehr als 50 Separata werden nur nach besonderer Vereinbarung mit dem Verlag angefertigt.

Preis des Heftes Mark 6.–, Jahresabonnement Mark 22.–

Jährlich 4 Hefte im Gesamtumfang von etwa 560 Seiten

Einbanddecken zu dem abgeschlossenen XIX. Band (1933) sowie zu allen früheren Jahrgängen: in Halbleinen Mark 2.50, in Halbleder Mark 5.—

Bei Adressenänderungen

bitten wir freundlich, auch den bisherigen Wohnort bekanntzugeben, denn die Abonnentenkartei wird nach dem Ort und nicht nach dem Namen geführt.

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PSYCHOLOGIE, IHRE GRENZGEBIETE UND ANWENDUNGEN

XX. Band 1934 Heft 2

Mitteilungsdrang und Geständniszwang[1]

Von

Dorothy Tiffany Burlingham

Wien

Der Drang des Menschen, anderen mitzuteilen, was in seinem eigenen Inneren vorgeht, hat von jeher die Aufmerksamkeit und das Interesse der Psychoanalyse auf sich gezogen. Wir können das Vorhandensein dieses Mitteilungsdranges bis in das früheste Säuglingsalter hinein verfolgen. Der Säugling zeigt der Außenwelt sein Verlangen nach Nahrung, Wärme und Behagen durch Schreien und Weinen an; das Kleinkind ist bereits imstande, die gleichen Bedürfnisse mit Hilfe von Worten mitzuteilen. Die so geäußerten Wünsche des Kindes beschränken sich aber nicht nur auf das zur Lebenserhaltung Notwendige, sondern schließen auch das Geliebtwerden ein, mit allen Lustgefühlen, die das Kind daraus zieht. Eine solche Mitteilung des Bedürfnisses nach Liebe hätte dann im extremen Fall die Form einer Liebeserklärung.

Diese einfache Situation verändert sich, wenn unter dem Einfluß der erziehenden Mächte eine Trennung der Bedürfnisse in erlaubte und unerlaubte vorgenommen wird. Von da an teilt das Kind nur mehr die erlaubten Wünsche mit, die unerlaubten werden von der Mitteilung ausgeschlossen und vor den Eltern verborgen, weil sonst die Gefahr des Liebesverlustes drohen würde. Die Erfahrung zeigt aber, daß die Mitteilung der verbotenen Bedürfnisse auch dann noch vorkommt. Das Kind verrät sich, sagt mehr oder anderes als es beabsichtigt. Es macht Fehlhandlungen oder bildet Symptome und bringt damit, wie unter einem Zwang, gerade die von den Eltern verpönten und von ihm selbst jetzt schon als böse beurteilten Wünsche zu einer entstellten Äußerung, die man am besten als unfreiwilliges Geständnis bezeichnen könnte. Wir wissen, was das Kind mit seinen normalen freiwilligen Geständnissen be-

1) Vortrag, gehalten in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung am 20. Dezember 1933. Übersetzt von Anna Freud.



zweckt. Es will sich mit ihrer Hilfe die Verzeihung der Eltern und damit die Beruhigung seiner Selbstvorwürfe holen. Es sucht die Versicherung, daß es trotz seiner bösen Wunschregungen von den Eltern weiter geliebt wird, will die drohende Gefahr des Liebesverlustes um jeden Preis von sich abwenden.

Die Fehlleistungen und Symptome des Kindes, seine unfreiwilligen Geständnisse, sind uns in ihrer Herkunft und Absicht nicht ebenso selbstverständlich. Sie sind ihrem Wesen nach weniger Geständnis als Selbstverrat. Vielleicht erklärt sich ihr Zustandekommen einfach aus der Stärke der Wunschregung, die sich gegen ein Widerstreben durchsetzt. Auffällig ist uns vor allem, daß hier wieder ein neues Element hinzugekommen ist, das zum zweiten Male eine neue Situation schafft: das Schuldgefühl oder Strafbedürfnis. Unter seinem Einfluß entsteht aus dem Geständnis der Geständniszwang. Wir sind hier in das Arbeitsgebiet Reiks eingetreten, der diesem Thema ein Buch „Geständniszwang und Strafbedürfnis“ gewidmet hat. Reik erklärt das Bedürfnis des Menschen, seine sündigen Gedanken oder Handlungen zu gestehen, aus dem Wunsch nach Strafe; die Strafe aber dient der Beschwichtigung der Schuldgefühle, von denen das Individuum im Bewußtsein seiner Sündigkeit geplagt wird.

Die analytische Einsicht läßt uns also bisher drei verschiedene Arten der Mitteilung erkennen: Erstens die simple Mitteilung des kindlichen Bedürfnisses nach Lebenserhaltung und Geliebtwerden; zweitens das freiwillige Geständnis der verbotenen Wünsche, um die Verzeihung der Eltern zu erlangen; und drittens den Geständniszwang, der die gleichen verbotenen Triebwünsche betrifft, aber unter dem Druck des Schuldgefühles auf Strafe und damit auf Gewissenserleichterung abzielt. Die nähere Betrachtung dieser Äußerungsformen und -motive hinterläßt aber ein Gefühl der Unbefriedigung. Irgendwie scheint hinter all diesen Mitteilungen eine Triebstärke verborgen, die sich durch das Wechselspiel von Verbot, Schuldgefühl und Strafwunsch noch nicht erklären läßt. Vielleicht läßt sich bei einem genaueren Verfolgen der frühkindlichen Entwicklung des Mitteilungsdranges noch ein Element finden, das diese Lücke ausfüllt.

Die Mitteilungen des Kindes beginnen also, wie wir gehört haben, im Säuglingsalter mit dem ersten Hungergeschrei und dem Weinen, das jede Störung seines körperlichen Behagens anzeigen soll, wie auch das Ausbleiben von Lusterlebnissen, an die es sich gewöhnt hat. Das Greifen mit den Händen nach begehrten Objekten und das Enttäuschungsgeschrei, wenn ein solches Ding sich entzieht oder sich als unerreichbar erweist, ist der nächste Fortschritt in der Äußerung. Dem Kind gelingt es jetzt schon weitgehend, seine Wünsche dem Erwachsenen verständlich zu machen, von dem dann ihre Versagung oder Befriedigung abhängig ist.

Die nächsten Erwerbungen des Kleinkindes, das Kriechen und der Beginn des Gehenlernens sichern ihm eine gewisse Unabhängigkeit vom Erwachsenen. Es ist jetzt imstande, manches Begehrte selber zu erreichen, es fängt an, seine Aufmerksamkeit auf alle möglichen Gegenstände zu richten, es schaut, tastet, untersucht und erweitert ständig den Umfang seiner Aktivität. Die Interessen des Kleinkindes wechseln natürlich mit seiner persönlichen Eigenart, vor allem mit der Phase der Entwicklung, in der es sich befindet; sie umfassen das Spiel mit Wasser, mit allem Schmutzigen, das Interesse für den eigenen Körper, für Urinieren und Defäzieren, für das Spiel an den Genitalien und alle üblichen Ersatzhandlungen. Das Interesse, das das zweijährige Kind an der Umwelt nimmt, ist bereits so ausgebreitet, daß man es nicht mehr im einzelnen aufzählen kann. Der gemeinsame Zug bei allen seinen Betätigungen aber ist die Spannung und völlige Hingabe, mit der es jede einzelne neuentdeckte Aktion verfolgt und durchführt. Man kann sich von diesen Phänomenen in jedem öffentlichen Park leicht überzeugen. Kleine Kinder, um die sich die Pflegeperson im Augenblick nicht kümmert, spielen ganz alleine mit irgendetwas und sind in diese Tätigkeit so ausschließlich vertieft, daß die ganze Außenwelt mit Ausnahme dieses einen faszinierenden Mittelpunktes für sie versunken ist. Bei näherem Hinsehen wird sich die Attraktion als ein Stück Straßenabfall, etwas Sand, Wasser, Hundekot oder Vogelexkremente herausstellen. Am Straßenrand trifft man manchmal ein kleines Kind, das sich ganz ungeniert fast unter einem Pferd niederkauert, um mit der gespanntesten Aufmerksamkeit die körperlichen Verhältnisse des großen Tieres zu studieren.

Vergessen wir aber nicht, daß diese unabhängige Lustsuche eine neue Situation für das Kleinkind ist. Der Säugling war ja noch von seinen Pflegepersonen vollkommen abhängig. Seine erste Reaktion auf Lust und Unlust war die schnelle und möglichst vollständige Mitteilung dieser angenehmen oder unangenehmen Gefühle. Die Erfahrungen der ersten Lebensmonate hatten das Kind gelehrt, daß es nicht schwer war, bei der Pflegeperson ein Mitreagieren oder doch eine irgendwie adäquate Antwort auf das mitgeteilte Gefühl hervorzurufen. In dem Kleinkind entsteht jetzt unter dem Einfluß der noch fortdauernden Abhängigkeit der Wunsch, auch die selbständig gefundenen, neuen Interessen mit der geliebten Person zu teilen. Das Kind benützt seine ersten Sprechkenntnisse oft dazu, um einen Erwachsenen auf irgendeinen interessanten Fund aufmerksam zu machen. Seine freudige Aufregung über die Entdeckung ist so groß, daß es sie nicht für sich behalten kann. Es möchte sie mitteilen, und hat auch vorläufig noch keinen Grund, der es von einer solchen Mitteilung abhalten könnte. So kann seine Erregung sich in einem plötzlichen, die Umwelt überraschenden Satz Luft machen.

„Hühnertot (kot) unter Bank", war der erste Satz eines kleinen eineinhalbjährigen Mädchens, das auf einem Sommeraufenthalt von allen überraschenden Neuigkeiten des Landlebens offenbar zuerst die reichlich vorhandenen Hühnerexkremente bemerkt hatte.

Eine Mutter berichtet von ihrem zweijährigen Jungen, daß er seine erste selbständige Beobachtung auch in seine erste Wortverbindung gefaßt hat. Er macht sie mit dem größten Interesse im Garten auf den Kot ihres Hundes aufmerksam und benennt ihn: „Luxels Kaki".

Das gleiche Erlebnis habe ich mit einem Vierjährigen. Er ruft mich, zeigt auf ein Häufchen Abfall, das in der Zimmerecke liegt und sagt: „Schau dir das A-a an, das ist Karls A-a." Karl ist ein viel größerer, von ihm sicher sehr bewunderter Junge.

Ein zweijähriges Mädchen wohnt im Sommeraufenthalt in einem Bauernhaus, wo das Klosett für alle Hausbewohner nur vom Garten aus zugänglich ist. Sie verbringt einen großen Teil ihres Tages vor dieser Türe, beobachtet aufmerksam jeden, der hineingeht, um den Herauskommenden dann mit großer Anteilnahme zu fragen: „Groß? Klein?"

Alle diese bisher angeführten Beispiele beziehen sich auf das uns wohlbekannte Interesse des Kindes für seine eigenen oder fremde Exkremente, das der analen Phase der prägenitalen Entwicklung zugehört. Das Auffallende an diesen Beispielen ist aber, daß sie auch zeigen, daß das Kind sich nicht damit begnügt, dieses Interesse alleine zu verfolgen, sondern nach jemandem sucht, mit dem es die daraus bezogene Lust t e i l e n könnte. Dieses Bemühen bezieht sich aber durchaus nicht nur auf die analen Interessen. Erinnern wir uns an einen Bericht des Vaters aus der Analyse des „Kleinen Hans" (Ges. Schr. Bd. VIII, Seite 145). „Etwa am 5. Jänner kam er früh zur Mama ins Bett und sagte bei diesem Anlasse: ‚Weißt du, was Tante M. gesagt hat: „Er hat aber ein liebes Pischl."' (Tante M. hatte vor 4 Wochen bei uns gewohnt; sie sah einmal zu, wie meine Frau den Knaben badete, und sagte obiges tatsächlich leise zu meiner Frau. Hans hat es gehört und suchte es zu verwerten)."

Eine analytische Patientin erzählt mir von einem ständigen Konflikt, den sie in ihrer Kindheit mit ihrer Mutter hatte. Die Mutter verlangte, daß sie vor dem Schlafengehen den Nachttopf benützte und sie behauptete, zu dieser Zeit nicht urinieren zu können. Sie erinnert sich an eine solche Szene, bei der sie plötzlich ihrer Mutter zurief: „Mutter, ich habe etwas herausgefunden! Wenn ich mich da unten kitzle, dann kommt es." Die Patientin erinnert sich weiter, wie stolz sie auf diese Entdeckung war und wie groß sie sich die Freude der Mutter darüber vorgestellt hatte. Die neue Kunst sollte ja das langweilige Warten auf ihr Urinieren endlich beseitigen. Die heftige Ablehnung und der Verweis der Mutter waren ihr völlig unverständlich.

Es scheint nicht, daß diese Mitteilung des kleinen Mädchens damals irgend etwas mit Schuldgefühl zu tun gehabt hatte. Die Entdeckung der Masturbation mit ihren Lustgefühlen war für sie ein großes Erlebnis, es schien nur selbstverständlich und natürlich, auch die Mutter daran teilnehmen zu lassen.

Auch hier wieder ist das Interesse an der Masturbation in der Kindheit, das die Erinnerung der Patientin heraufbringt, nichts Neues. Das Element, das das Beispiel erwähnenswert macht, ist nur der Versuch des Kindes, die Mutter zur Teilnahme an der neu gefundenen Lust heranzuziehen.

Ein kleiner Junge ruft mich zu seinem Aquarium. „Schau die Fische an, wie sie übereinander schwimmen", und jedesmal, wenn die Fische sich im Schwimmen decken, ruft er wieder „Schau doch!" als ob das etwas ganz Besonderes wäre. Er macht mich offenbar auf etwas ganz besonders Interessantes aufmerksam, das für ihn, wahrscheinlich in Anlehnung an eine beobachtete sexuelle Szene, ganz spezielle Bedeutung hat. Von Scheu oder Ängstlichkeit oder irgendeinem Gedanken, daß das Gezeigte vielleicht mein Mißfallen erregen könnte, ist dabei an ihm gar nichts zu bemerken.

Der Wunsch des Kindes, Erlebnisse und Entdeckungen mitzuteilen, setzt sich aber auch über die allerersten Kinderjahre hinaus fort. Eine Mutter erzählt von ihrer sechsjährigen Tochter, die vom Garten über die Treppen hinauf in ihr Zimmer gestürzt kam, die Türe aufriß und atemlos und in höchster Aufregung ausrief: „Mutter, Mutter, komm schnell, Bubi (der Hund) heiratet eben im Garten, komm, komm!" Damit drehte sie sich um, stürzte aus dem Zimmer, die Treppen hinunter und zurück in den Garten, von wo sie gekommen war. Das Auffällige an diesem Beispiel ist, daß der Drang des kleinen Mädchens zur Mitteilung stärker war als ihre Neugierde. Daß sie imstande war, das vielleicht aufregendste Schauspiel ihres Lebens im Stich zu lassen, daß ihr in diesem Augenblick die Mutter einfiel und daß der Gedanke an die Mutter zwingend genug war, um sie von dem Schauplatz fort zu ihr zu treiben, ist der beste Beweis für die Triebstärke, von der ihr Mitteilungsdrang getragen war.

Der Mitteilungsdrang für sexuelle Erlebnisse, der Wunsch, die Mutter oder Pflegeperson am Lusterlebnis zu beteiligen, ist also das allen diesen Beispielen Gemeinsame. Das Kind bedient sich zuerst der einfachsten Mittel, es lädt den Erwachsenen ein zu schauen und faßt das Erlebnis in Worte, soweit sein Sprachschatz das erlaubt. Seine unermüdlichen Bemühungen gehen offenbar dahin, den einsamen Lustgenuß in ein Erlebnis zu zweit zu verwandeln. Das Kind befindet sich auf der Suche nach einem Partner. Die Überlegung zeigt, daß es sich damit nur um die Wiederherstellung eines früheren Zustandes bemüht. Es hat ja die ersten sexuellen Reizungen bei der Körperpflege von der Mutter empfangen, hat sie lustvoll erlebt und möchte sie wiederholen. Wenn

das Kind in seiner neugewonnenen Selbständigkeit neue Lustquellen entdeckt, wendet es sich wie selbstverständlich zu seinem Partner der früheren Zeit. Es lädt die Mutter ein: „Komm, laß uns dieses neue Vergnügen gemeinsam genießen, wie wir die frühere Lust gemeinsam genossen haben." Die ersten oben geschilderten, harmlos offenen und direkten sexuellen Mitteilungen des Kindes sind die Form, in der es dieser Einladung zur Mittäterschaft Ausdruck verleiht.

Dieser ideale Urzustand ist aber nicht von langer Dauer; der natürliche Mitteilungsdrang des Kleinkindes kommt nur zu bald mit den Anforderungen der Erziehung in Konflikt. Wenn das Kind mit der Mitteilung aufregender Entdeckungen zum Erwachsenen gestürzt kommt, begegnet es nicht Mitgefühl und Interesse, sondern Tadel. Es lernt, daß man solche Dinge nicht zu bemerken und gewiß nicht darüber zu sprechen hat. Das Kind ist gekränkt, daß seine interessanten Mitteilungen so wenig gewürdigt werden und zieht sich vom Erwachsenen zurück, um seine neuen Betätigungen allein weiter zu verfolgen. Es gibt die kritisierten Interessen, wie z. B. die analen Vergnügungen, deshalb noch lange nicht auf, behält manches davon sogar noch bis in die eigene Erwachsenheit hinein, es lernt nur, sie vor den Blicken der Kritisierenden zu verbergen. Aber es fügt sich äußerlich und setzt erst einmal alles daran, sich die gute Meinung und Liebe der Eltern zu erhalten.

Mit diesem Aufhören der sexuellen Mitteilungen beginnt aber die ganze Heimlichkeit des Kindes. Der Erwachsene betritt das Kinderzimmer und das Kind läßt eilig irgend etwas aus der Hand fallen, womit es beschäftigt war oder fängt an, intensiv mit irgend etwas anderem zu spielen. Man steht vor der Tür des Kinderzimmers, innen ist es mäuschenstill. Kaum aber hat der Erwachsene die Türe geöffnet, ist das Kind in fieberhafter Tätigkeit, die verbergen soll, daß es eben irgendeine stille Heimlichkeit unterbrochen hat. Der Erwachsene fühlt, daß er der Störenfried einer lustvollen Beschäftigung gewesen ist.

Aber auch diese Verschlossenheit und Heimlichkeit des Kindes ist eine zu neue Erwerbung, sie gelingt noch nicht vollständig. Der Erwachsene fühlt die Unruhe des Kindes. Es möchte seine Geheimnisse für sich behalten, aber irgendein Zwang ist da, der trotz dieses Wunsches noch zur Mitteilung drängt. Das Kind kann sich von seinen wirklichen Interessen nicht losreißen. Es muß über sie reden, muß wenigstens Andeutungen machen. Nur der alte direkte Weg der Mitteilung ist nicht mehr brauchbar; es muß seine Interessen verleugnen, wenn es die Eltern nicht böse machen und sich der Gefahr von Strafe und Liebesverlust aussetzen will.

Kleine Kinder haben zum Beispiel eine besondere Vorliebe für das sogenannte Unsinnreden. Das heißt, sie plappern irgendein unverständliches

Kauderwelsch, das so klingen soll, als wäre es eine fremde Sprache. Man meint, daß sie damit vielleicht die Erwachsenen nachahmen, sich an Wortklängen freuen, die noch keine Bedeutung für sie haben, daß sie vielleicht auch nur Lust beim Gebrauch und Klang der eigenen Stimme empfinden. Hört man aber diesem „Unsinn" genauer zu, so fängt man manchmal einen wirklichen Sinn auf und versteht plötzlich, was das Kind einem sagen möchte. Ich erinnere mich an ein solches Vorkommnis mit einem vierjährigen Mädchen. Ich führe das Kind bei einem Spaziergang an der Hand, bin mit meinen eigenen Gedanken beschäftigt, während die Kleine neben mir mit lauter Stimme singt. Ich achte zuerst nicht auf ihren Unsinn, der Gesang wird aber immer lauter, schriller, eindringlicher, bis ich schließlich gezwungen bin hinzuhören. Ich merke, daß sie einen und denselben Satz immer wieder in ihrem Lied variiert: „Mich kitzelt mein Schwanz, mich kitzelt mein Schwanz." Es war ihr offenbar sehr daran gelegen, mir diese Tatsache über ihren Körper mitzuteilen.

Vergleichen wir diese Geschichte mit dem Beispiel der Patientin, die beim Urinieren zur Mutter sagt: Wenn ich mich da unten kitzle, kommt es. Beide Kinder machen dieselbe Mitteilung, sie beschreiben das neuentdeckte Lustgefühl bei der Masturbation. Während aber die erstgenannte Patientin der Mutter ihr Erlebnis noch naiv und vertrauensvoll mitteilt, bedient das kleine Mädchen, mit dem ich gehe, sich schon einer indirekten Ausdrucksform. Sie hat schon unangenehme Erfahrungen gemacht und weiß, daß ihre Mutter die Masturbation verbietet. Vielleicht weiß sie nicht einmal, was sie singt, denn sie berauscht sich so an Melodie und Rhythmus, daß die Textworte daneben für sie wahrscheinlich die Bedeutung verlieren. Der Mitteilungsdrang, der Wunsch, mich zur Mitfreude und Mittäterschaft aufzufordern und zu verführen, ist derselbe wie im ersten Beispiel, nur die Form ist den Forderungen der Mutter, also dem äußeren Anstand zuliebe durch das Singen verhüllt und verändert.

Dasselbe vierjährige Mädchen sagt: „Einmal habe ich mir die Nagelbürste in die Nase gesteckt. Wird meine Nase einmal ganz groß werden?" Auch hier macht sie eine Mitteilung über ihre Masturbation; man könnte auch glauben, daß sich Schuldgefühl und Angst vor bösen körperlichen Folgen bei ihr melden. Das ist aber noch nicht alles, was sie mitteilt. Sie verrät auch, daß sie etwas vom männlichen Glied weiß und vom Loch, in das es verschwinden kann, und spricht die Hoffnung aus, selbst einmal so ein Glied zu besitzen. In diesem Sinn enthält ihre Mitteilung eine Einladung und einen Verführungsversuch an die Adresse der Mutter, allerdings in einer von Schuldgefühl und Strafangst entstellten Form. Es ist auch interessant zu beobachten, daß Eltern auf solche Mitteilungen des Kindes mit einer unver-

hältnismäßig großen Gefühlsabwehr und Abwendung reagieren. Man könnte glauben, daß sie mit ihrem Unbewußten die unbewußte Absicht des Kindes, seinen Verführungsversuch empfinden.

Auch die Fragelust des Kindes kann in den Dienst des indirekten Mitteilungsdranges gestellt werden. Wir wissen, das Kind fragt aus unbefriedigter Sexualneugierde. Aber auch diese Erklärung deckt den Sachverhalt nicht immer vollkommen. Das Kind fragt und fragt, seine Fragen überstürzen sich förmlich, aber es übersieht die Antworten, als ob es nichts mit ihnen zu tun hätte. Verfolgen wir die Fragen, ohne sie zu beantworten, wie Assoziationen, so sehen wir, daß sie zu einem ihm lebenswichtigen Thema hinführen. Das Kind möchte etwas mitteilen, möchte, daß wir erraten, was es zu sagen hat, wagt aber nicht, es auf direktem Wege zu tun. Manchmal wird es eine Frage stellen, sie aber, ehe man ihm Antwort geben kann, eilig selbst beantworten. Es verlangt keine Antwort. Es will sagen: „Ach, ich weiß das ja alles. Ich will dir nur mit meinen Fragen etwas erzählen, aber ich habe Angst, was du dazu sagen wirst.“ Trotz dieser Angst gehen die Fragen weiter, es gelingt dem Mitteilungsdrang sich durchzusetzen und das wichtige Thema zur Äußerung zu bringen. Diese Art der Fragesucht ist also wie das Unsinnreden nur eine der indirekten Methoden des sexuellen Mitteilungsdranges.

Wir sehen aus dem Bisherigen, wie der Mitteilungsdrang des Kindes in seinen beiden Formen, der direkten wie der indirekten Äußerung, zur Erfolglosigkeit verurteilt ist. Das Kind wird von den Eltern abgewiesen, sie wollen seine sexuellen Vergnügungen nicht mit ihm teilen. Es zieht sich daraufhin in sich selbst zurück und verfolgt seine Lust in der Einsamkeit. Aber es tut noch mehr. Es zieht nicht nur seine Einladung zur Partnerschaft vom Erwachsenen zurück, es wendet damit auch ein Stück seiner Libido von ihm ab. Es ist, als ob es sagen würde: „Wenn du nichts Schönes mit mir teilen willst, will ich auch nichts mit dir zu tun haben.“ In dieser Periode werden die Mütter anfangen, über die Unzugänglichkeit ihrer Kinder zu klagen. Es gelingt ihnen nicht, von den Kindern Antwort auf Fragen zu bekommen, die Kinder sind merkwürdig uninteressiert für alles, was bis dahin im Mittelpunkt ihres Interesses gestanden hatte. Eine Mutter versucht zum Beispiel, ihr Kind über die Herkunft der Kinder aufzuklären und gibt sich alle Mühe, es gut zu machen. Aber sie trifft beim Kind auf eine solche Mauer von Gleichgültigkeit, daß sie stecken bleibt. Oder sie fragt das Kind: Soll ich dir erzählen, woher die Kinder kommen? und bekommt die prompte Antwort: „Ach nein, das interessiert mich ja gar nicht.“ Die Mutter merkt sehr gut, daß das Kind unaufrichtig ist. Es benimmt sich im Grunde wie ein abgewiesener Liebhaber, der mit dem Objekt seiner Liebe und Enttäuschung nichts mehr zu tun

haben will. Zum Erstaunen und zur Enttäuschung der Eltern wieder hält diese Einstellung des Kindes oft die ganze Latenzperiode hindurch an.

Ich komme hier auf eine Diskussionsbemerkung von Dr. Bernfeld nach dem Vortrag von Frau Dr. Buxbaum „Über das Lügen" zurück.[2] Bernfeld verwies besonders auf die affektive Einstellung der Pädagogen der Lüge des Kindes gegenüber. Der Erzieher fühlt instinktiv, daß das Kind sich durch das Lügen seinem Machtbereich entzieht und unangreifbar wird. Vielleicht bekommt diese Einstellung vom Gesichtspunkt des kindlichen Mitteilungsdranges aus einen deutlicheren Hintergrund. Ein Kind, das lügt, fühlt sich vom Erwachsenen abgewiesen, die Lüge ist das Gegenteil der Aufforderung zur Partner- und Mittäterschaft, sie unterbricht den intimen Kontakt zwischen Kind und Erwachsenen. Das Kind, das dem Erwachsenen nicht mehr die Wahrheit sagt, ist auch mit seiner Liebe nicht mehr von ihm abhängig. Sein Lügen ist die Rache dafür, daß es ihm nicht gelungen ist, mit Hilfe der Wahrheit den Erwachsenen zum Partner zu gewinnen. Es ist selbstverständlich, daß dem Verschweigen und der Heimlichkeit dabei dieselbe Rolle zufällt wie der direkten Lüge.

Der Mitteilungsdrang, der sich in der ersten Kindheitsperiode im engsten Familienkreise des Kindes äußert, wird dann in der Pubertät auf die fremden Objekte der Außenwelt übertragen. Wir wissen, wie ernst der Jugendliche sich und seine Interessen zu dieser Zeit nimmt. Er sucht nach einem Gleichgesinnten, dem er seine Vorstellungen und Theorien über sich und die Welt anvertrauen kann. Er sehnt sich nach einem Kameraden, mit dem man lange philosophische Gespräche führen kann, der Verständnis für alle subjektiven und objektiven Probleme hat, der sich über seine neuen und großartigen Ideen zur Weltverbesserung nicht lustig machen wird. Vor allem aber sucht er jemanden, mit dem er über sich selbst reden kann, der nicht müde wird, der Schilderung seiner interessanten, unverständlichen und komplizierten Gefühle zuzuhören. Er ist bereit, alle seine Intimitäten mitzuteilen, und die Geheimnisse preiszugeben, die ihn in leidenschaftliche Erregung versetzen. Er entwickelt ein neues erstaunliches Vergnügen an einer fast grausamen Offenheit über sich selbst. Der Freund soll ihn kennen, ihn verstehen und die Wahrheit mit ihm teilen.

Dabei kommt ein plötzlicher Stimmungsumschwung vor und das Philosophieren verwandelt sich plötzlich in ein Blödeln, ein Unsinnreden, ein Lachen und Kichern, das aber nicht weniger in der Gemeinsamkeit genossen wird.

Diese zwei Typen des Benehmens in der Pubertätsfreundschaft erinnern uns einerseits an die direkten aufrichtigen Mitteilungen des Kleinkindes, das seine

2) Sitzung der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung am 4. Oktober 1933.

großartigen Entdeckungen teilen und mitteilen möchte, anderseits an das Unsinnreden des Kindes im späteren Stadium der indirekten Mitteilung. Wie auch sonst wird hier die Ähnlichkeit im affektiven Verhalten der ersten Kindheitsperiode mit der Pubertät auffällig. Beide, das Kleinkind und der Jugendliche bedienen sich zur Mitteilung der gleichen Ausdrucksmittel; auch der Triebhintergrund ist in beiden Phasen durchaus der gleiche: sie treten aus der Einsamkeit des Lustgenusses heraus, um einen Partner zu suchen.

Diese Ähnlichkeit wird noch auffälliger, wenn wir uns daran erinnern, wie oft das Philosophieren oder auch das Blödeln und Unsinnreden der Jugendlichen ganz plötzlich von einem Durchbruch zur direkten sexuellen Betätigung miteinander, also von der gemeinsamen Masturbation abgelöst wird. Übrigens bleibt dem Philosophieren und Unsinnreden auch im weiteren Leben eine Stelle als Einleitung der heterosexuellen Verliebtheit; das Unsinnreden und Späßemachen rechnet man auch zu den Vorlustbetätigungen im normalen genitalen Geschlechtsverkehr.

So viel also über die Entwicklung des sexuellen Mitteilungsdranges von der infantilen Frühzeit bis in die Pubertät. Wir konnten feststellen, daß den Mitteilungen des Kindes, sowohl in ihrer offenen, direkten wie auch in ihrer entstellten, indirekten Form eine bestimmte Absicht zugrunde liegt. Das Kind benützt die Mitteilung seiner sexuellen Interessen und Handlungen dazu, um sich vor jemandem interessant zu machen, um eine zweite Person damit anzuziehen. Wir können sagen, es prahlt mit ihnen, es benützt sie zur Verführung.

Mit dieser Erkenntnis aber fangen wir an zu verstehen, daß der Mechanismus, auf den wir hier gestoßen sind, gar keine Neuigkeit ist. Wir befinden uns auf bekanntem Boden. Die Triebkraft, die im Mitteilungsdrang des Kindes zur Äußerung kommt, ist nichts anderes als der Exhibitionismus. Der Exhibitionismus hat als Ziel, sich, seinen Körper, seine Genitalien zu zeigen. Der exhibitionistische Akt ist, wie wir wissen, immer ein Verführungsversuch. Der Exhibitionist braucht einen Partner, einen, der bereit ist, sich durch den Anblick der Genitalien zum Beschauen und damit zum Mitgenuß verführen zu lassen. Das Kind unter dem Einfluß des Mitteilungsdranges verhält sich nun in gleicher Weise, nur zeigt es statt der Genitalien seine sexuellen Interessen und Betätigungen. Es exhibiert zum Zwecke der Verführung mit dem Geständnis der sexuellen Sünde.

Wo die sprachliche Mitteilung das Teilstück eines exhibitionistischen Aktes ist, ist sie natürlich immer als solcher erkannt worden. Menschen, die ihren Exhibitionismus in ihrer Sprache untergebracht haben, haben besondere Freude an gewählten, gefälligen oder überraschenden Redewendungen, brauchen aber zum Genusse mindestens einen Zuhörer, der ihnen mit gespannter Aufmerk-

samkeit lauscht. Sie benehmen sich auf ihrem Gebiet wie der Exhibitionist, der statt seinen Körper nackt zu zeigen, ihn in besonders schöne, farbenfreudige, auffällige Kleider einhüllt, um damit die Blicke der anderen auf sich zu ziehen. Das Unsinnreden und Späßemachen anderseits ähnelt wieder der Kunst des Clowns, dem es gelingt, mit seinen Dummheiten zum Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu werden. Das Herzeigen des Körpers und der Worte treffen sich im Exhibitionismus der Schauspielkunst, wo sich Sprache und Geste gegenseitig unterstützen. Die nahe Verwandtschaft der beiden zeigt sich auch weiterhin, wenn wir die Erscheinungen nach Verdrängung des Exhibitionismus und die daraus resultierenden Sprechhemmungen verfolgen. Im sogenannten Lampenfieber finden wir ganz deutlich beide Elemente, die Angst vor dem Sprechen und die vor dem Sich-zeigen, also vor dem Gehört- und dem Gesehenwerden. Das Resultat ist ein reserviertes, schüchternes, unauffälliges Individuum. Dieselben Menschen aber träumen sich in ihren geheimen Phantasien als große Redner oder Schauspieler, denen eine ungeheure Zuhörerschaft mit Bewunderung zujubelt.

Haben wir bisher die Äußerungen des Mitteilungsdranges in der normalen menschlichen Entwicklung verfolgt, so wenden wir uns jetzt zu seiner Verwendung in der kindlichen und erwachsenen Neurose, die die gleichen Mechanismen in abnormer Vergrößerung erkennen läßt.

Im Seminar für Kinderanalyse berichtete Frau Dr. Angel vor einiger Zeit den Fall eines 10jährigen Mädchens. Die kleine Patientin begann ihre Analyse mit der Aufzählung von bösen Taten. Sie war eine Diebin, eine Lügnerin und nebenbei Schwarzfahrerin auf der Straßenbahn. Die Erzählungen machten durchaus den Eindruck, daß sie auf diese Heldentaten stolz war. In der Stunde benahm sie sich außerordentlich unartig, warf mit Papieren herum, mißhandelte die Möbel und rutschte mit Vergnügen die Sessellehnen hinunter. Sie war eine gute Turnerin und bot der Analytikerin einmal an, ihr einige neugelernte Kunststücke vorzuführen. Auf die Zustimmung der Analytikerin hin begann sie blitzschnell und ehe man sie daran hindern konnte, sich auszukleiden. Eines Tages kam sie mit einem großen Beutel in die Stunde und warf ihn der Analytikerin mit den Worten vor die Füße: „Schau an, was ich alles gestohlen habe!" Im Benehmen dieses Kindes lassen sich zwei Richtungen ohne Schwierigkeiten unterscheiden. Sie prahlt, einerseits mit ihren Turnkunststücken, anderseits mit ihren schlimmen Taten. Die Exhibition in ihrem Verhalten war allen Zuhörern des Seminars damals deutlich, nicht aber das Motiv zu dieser Exhibition. Vom Gesichtspunkt des Mitteilungsdranges aus müßte man sagen: sie exhibiert mit den gestohlenen Dingen wie mit ihrem Körper, um die Analytikerin zu verführen.

Das zweite Beispiel entstammt ebenfalls einem Fall des Seminars für Kinder-

analyse, der im Jahre 1933 von Berta Bornstein berichtet wurde. Die Patientin ist ein 11jähriges Mädchen, deren dissoziale Handlungen einen durchaus zwanghaften Eindruck machen. Sie richtet durch ihre Tratschsucht mit den Dienstboten wie auch mit den Leuten außer dem Hause unaufhörlich Unheil an, sie eignet sich kleine Gegenstände an, nimmt gelegentlich auch Geld. Statt aber diese Missetaten für sich zu behalten, steht sie unter dem Zwang, sie immer wieder der Mutter mitzuteilen, die sie damit in die größte Aufregung versetzt. Der Drang zum Geständnis ist offenbar unüberwindlich. Der nächstliegende Gedanke ist, daß sie unter dem Einfluß von Schuldgefühl und Strafbedürfnis steht. Das Erstaunliche an diesen Vorgängen ist aber, daß die Mutter auf die Geständnisse des Kindes nicht so reagiert, als würde es sich hier um einfache Missetaten handeln, deren Eingeständnis sie mit Verzeihung oder Bestrafung zu beantworten hat. Die Mutter reagiert mit einer heftigen Abwehr, so als wäre man ihr sexuell zu nahe getreten. Das Kind exhibiert vor ihr mit seinen Sünden als würde es sagen: „Schau, wie schlecht ich bin, ich weiß, daß du auch nicht besser bist. Können wir nicht zusammen schlecht sein?“ Das Unbewußte der Mutter reagiert, als ob sie diesen Verführungsversuch verstehen und abweisen würde.

Ein anderes Beispiel entstammt einer Analyse von Frau Dr. Jackson. Die Patientin ist eine 17jährige Schülerin, die wegen manifester homosexueller Beziehungen zu einem gleichaltrigen Mädchen in Behandlung gekommen ist. Die Patientin berichtet, daß sie sich eines Tages gedrängt gefühlt hat, einer jungverheirateten Verwandten ihre homosexuelle Beziehung zu gestehen. Ein äußerer Grund für dieses Geständnis war nicht vorhanden. Zum Erstaunen und Schrecken der Patientin beantwortet die junge Frau dieses Bekenntnis mit unzweideutigen homosexuellen Annäherungen. Sie hatte das Geständnis offenbar richtig als sexuelle Aufforderung gedeutet.

Ein anderes Beispiel: Aus dem Vorleben eines männlichen Patienten; er schließt als junger Mann Freundschaft mit einem älteren Kollegen. An einem bestimmten Punkt dieser Beziehung, die in seinem Leben außerordentlich viel bedeutet, fühlt er sich plötzlich gedrängt, dem älteren Freund etwas einzugestehen. Er hat vor einiger Zeit eine Beziehung zu einem Mädchen gehabt, in deren Verlauf es zu perversen Betätigungen gekommen ist, derentwegen er Schuldgefühle hat. Er glaubt dieses Geständnis ihrer Freundschaft schuldig zu sein, will dem Freund alles über sich mitteilen, sich nicht besser machen als er ist. Er hofft, durch die volle Intimität und Offenheit in der Freundschaft zu ihrer Befestigung beizutragen. Der Erfolg entspricht seinen Erwartungen nicht; statt zu einer weiteren Annäherung kommt es zwischen den beiden eher zu einer Entfremdung. Der Ältere weiß nicht recht, was er mit diesem nicht verlangten Geständnis anfangen soll, der junge Mann aber fühlt sich deutlich gekränkt

und zurückgewiesen. Der unbewußte Inhalt seines Geständnisses war offenbar ein Verführungsversuch zur gleichen perversen Betätigung. Der Freund aber versteht nicht und verweigert ihm die Triebbefriedigung, die er als Antwort erwartet hatte.

Und nun ein letztes Beispiel. Eine junge Frau, eine meiner Freundinnen, erzählte mir vor Jahren eine seltsame Begebenheit aus ihrem Leben, die ich erst heute zu verstehen glaube.

Meine Freundin hatte einen Vetter, mit dem sie seit der Kindheit in einem herzlichen, rein geschwisterlichen Freundschaftsverhältnis stand. Eines Tages, einige Jahre nach ihrer Verheiratung, fühlte sie sich plötzlich gedrängt, ihn zu ihrem Vertrauten zu machen und gestand ihm, daß sie eine außereheliche sexuelle Beziehung mit einem auch ihm bekannten jungen Mann angeknüpft hatte. Die Wirkung dieses Geständnisses war eine überwältigende. Der Vetter begann sofort, sich ihr in sexueller Weise anzunähern, geriet über ihre Abweisung außer sich, fing an, sie zu mißhandeln und zu schlagen und machte schließlich in einem plötzlichen Tobsuchtsanfall den Versuch, sie zu vergewaltigen. Es gelang ihr gerade noch, sich aus dem Zimmer zu retten, er brach zusammen und mußte sofort in eine Heilanstalt gebracht werden. Aber auch die Wirkung auf meine Freundin war eine unerwartete. Sie stand nach Beendigung dieser Szene unter dem Zwang, jedem, der in ihre Nähe kam, den Hergang des Erlebnisses bis ins kleinste Detail mitzuteilen. Dieser Rededrang war so unerträglich und unbeherrschbar, daß sie schließlich nach 24 Stunden einen Arzt veranlaßte, ihr mit einer Morphiuminjektion zum Schlafen und zum Schweigen zu verhelfen. Der Drang, das Ereignis mitzuteilen, erhielt sich aber in gemilderter Form auch dann noch durch eine ganze Periode ihres Lebens.

Heute erscheint es mir unzweifelhaft, daß der Vetter das Geständnis als sexuelle Aufforderung aufgefaßt hatte. Ihr anderseits verblieb der Zwang, die an den Vetter gerichtete Aufforderung in Gestalt von immer neuen Geständnissen andern gegenüber zu wiederholen.

Man darf erwarten, daß der Mitteilungsdrang, den wir bisher in seiner normalen Entwicklung und seinen neurotischen Vergröberungen verfolgt haben, auch in der Analyse, in der ja Mitteilung und Geständnis naturgemäß eine besondere Rolle spielen, seine spezielle Bedeutung haben wird. Der Analytiker kämpft bei seiner Arbeit mit allen jenen Kräften, die das unbewußte Material daran verhindern wollen, zum Bewußtsein aufzusteigen. Er rechnet darauf, daß die natürliche Tendenz der unbewußten Regungen, sich ins Bewußtsein durchzusetzen, seinen Bemühungen zu Hilfe kommen wird. Er hat aber außer dieser Tendenz noch andere Helfer im Patienten selbst: Der Patient steht unter dem Einfluß des bewußten Heilungswunsches, der aus der

Krankheitseinsicht entspringt; im Stadium der positiven Übertragung möchte der Patient den Analytiker bei seinen Bemühungen unterstützen, um sich seine Liebe und Zufriedenheit zu erwerben; und schließlich finden Geständniszwang und Strafbedürfnis des Patienten in der analytischen Situation reiche Möglichkeiten zur Befriedigung.

Es scheint nun, daß auch der in dieser Arbeit geschilderte Mitteilungsdrang zum positiven Mitträger der analytischen Kur werden kann. Das Bewußtmachen des verdrängten sexuellen Materials kann gleichzeitig das Exhibitionsbedürfnis des Patienten befriedigen. „Betrachten wir diese argen Dinge miteinander, teilen wir sie miteinander", kann für den Patienten zeitweise zum Motiv der Analyse werden.

Diese Tendenz ist in den Anfangsstunden einer analytischen Behandlung am deutlichsten zu erkennen. Wir wissen, daß Patienten in den allerersten Analysenstunden oft den tiefsten Inhalt ihrer Neurose verraten. Der Patient bringt in seinen ersten Träumen und Assoziationen oft das wichtigste Material, natürlich ohne es zu erkennen oder seine Bedeutung auch nur im geringsten einzuschätzen. Wir pflegen uns diese Vorkommnisse dadurch zu erklären, daß der Patient zu dieser Zeit noch nicht gewarnt ist, noch nicht weiß, welche Mittel des Verständnisses und der Deutung dem Analytiker zur Verfügung stehen und welche Gefahren ihm daraus für die Aufdeckung seines Unbewußten entstehen können. Der Patient bringt aber natürlich zu dieser Zeit nicht nur unbewußtes sondern auch bewußtes Material. Er fühlt oder hat bereits von anderer Seite erfahren, daß seine Erkrankung irgendwie mit seiner Sexualität zusammenhängt und bemüht sich deshalb, vor allem alle bewußten sexuellen Sünden einzugestehen. Aus dieser Anhäufung von bewußtem und unbewußtem sexuellen Material ergibt sich dann die Exhibition, die zur Verführung des Analytikers verwendet werden soll.

Die Verdrängung des Materials, die sehr bald nach der ersten Deutung einsetzt, braucht man dann vielleicht nicht nur aus der Angst des jetzt gewarnten Patienten vor der gefährlichen Analyse zu verstehen. Der Patient hat ja auch eine Abweisung erfahren, dadurch, daß sein Geständnis, seine Aufforderung zur Partnerschaft unbeantwortet geblieben ist. Er zieht sich darum, eben wie ein Abgewiesener, mit allen seinen Geheimnissen neuerlich vom Analytiker zurück und benützt die Enttäuschung, die er am Analytiker wiederholt hat, zur Verstärkung seiner Verdrängungen. Aber ebenso wie in der Kindheit gelingt es ihm auch hier nicht, den Wunsch nach der sexuellen Betätigung zu zweit endgültig aufzugeben. Wir finden ihn z. B. im Verlangen des Patienten nach Hypnose wieder. „Stellen Sie mir doch Fragen, ich werde alles beantworten!" „Wenn Sie mich nur hypnotisieren würden, so daß ich alles sagen kann, ohne zu wissen, was ich sage!" Wir wissen, daß der Wunsch des Patienten

nach Hypnose ein Wunsch nach sexueller Vergewaltigung ist; in diesem Zusammenhang bedeutet die Vorstellung der Hypnose den Versuch, dem Analytiker die Schuld am Geständnis, also an der Exhibition zuzuschieben. Wenn der Analytiker den Patienten zwingt, seine Sexualität herzuzeigen, wird er damit vom Verführten zum Verführer. Auch das Verhalten agierender Patienten, die unter dem Zwang stehen, Personen aus der Außenwelt Einzelheiten aus ihrer Analyse zu erzählen, läßt sich in den gleichen Zusammenhang einreihen. Diese Patienten benehmen sich wie die homosexuelle Patientin unseres Beispiels, die gezwungen war, ihre Verwandte in das Geheimnis ihrer homosexuellen Betätigungen einzuweihen. Der Exhibitionismus ist nur vom Analytiker auf die Außenwelt verschoben.

Ich weiß nicht, wie weit es mir in dieser Arbeit gelungen ist, Ihnen den Mitteilungsdrang des Menschen überzeugend zu schildern und ihn gegen den Geständniszwang abzugrenzen, wie er uns aus den Arbeiten Reiks bekannt ist. Der Mitteilungsdrang erscheint mir nach den Überlegungen und Zurückführungen auf sein Anfangsstadium, die ich Ihnen heute vorgelegt habe, als eine positive Strebung. Er dient nicht der Erwerbung von Unlust oder masochistischer Lust, sondern der Anziehung, Gewinnung und Verführung eines Partners: das heißt er geht als Sexualstrebung im Dienste des Lustprinzips auf positiven Lustgewinn aus. Der Geständniszwang entsteht unter dem Druck von Schuldgefühl und Strafbedürfnis; seine Absicht ist einerseits die Erleichterung des Gewissens, anderseits die Gewinnung von masochistischer Lust durch Annahme der Strafe.

Der Zornaffekt

Ein Beitrag zur Psychologie der Gefühlsvorgänge

Von

Alfred Winterstein

Wien

„Doch bläst des Krieges Wetter euch ins Ohr,
Dann ahmt dem Tiger nach in seinem Tun;
Spannt eure Sehnen, ruft das Blut herbei!
Entstellt die liebliche Natur mit Wut!
Dann leiht dem Auge einen Schreckensblick;
Nun knirscht die Zähne, schwellt die Nüstern auf,
Den Atem hemmt, spannt alle Lebensgeister
Zur vollen Höh' — auf, Englische von Adel!

Shakespeare: Heinrich V., III. 1.

Der Affekt des Zornes hat bisher von seiten der psychoanalytischen Forscher keine zusammenhängende Behandlung erfahren, wenngleich eine ganze Anzahl von Psychoanalytikern in gelegentlichen Bemerkungen zu diesem Gefühlszustande Stellung genommen haben.

Ich beabsichtige nun nicht, an dieser Stelle zusammenzutragen, was die wichtigeren Lehrbücher der Schulpsychologie über die typische Verlaufsform dieser Gemütsbewegung (eines „sthenischen" Affektes) zu sagen wissen. Sie beschäftigen sich im allgemeinen mehr mit seinen physiologischen Begleiterscheinungen, und was sie an feineren phänomenologischen Bestimmungen und an Abgrenzungen gegen andere Affekte bringen, ist wohlbekannt oder wird, falls von Belang, am geeigneten Orte noch Erwähnung finden.

Über die allgemeine Herkunft der Affekte hat Freud in „Hemmung, Symptom und Angst" einige bedeutsame Äußerungen gemacht. Auf der Suche nach einer Einsicht in das Wesen der Angst bekennt er (S. 74): „Wir heißen sie einen Affektzustand, obwohl wir auch nicht wissen, was ein Affekt ist." An zwei anderen Stellen versucht er dann, den besonderen Charakter der Angst sowie der Affektzustände überhaupt historisch zu erklären. „Die Affektzustände sind dem Seelenleben als Niederschläge uralter traumatischer Erlebnisse einverleibt und werden in ähnlichen Situationen wie Erinnerungssymbole wachgerufen. Ich meine, ich hatte nicht unrecht, sie den spät und individuell erworbenen hysterischen Anfällen gleichzusetzen und als deren Normalvorbilder zu betrachten. Beim Menschen und (bei) ihm verwandten Geschöpfen scheint der Geburtsakt als das erste individuelle Angsterlebnis dem Ausdruck des Angstaffektes charakteristische Züge geliehen zu haben. Wir sollen aber diesen Zusammenhang nicht überschätzen und in seiner An-

erkennung nicht übersehen, daß ein Affektsymbol für die Situation der Gefahr eine biologische Notwendigkeit ist und auf jeden Fall geschaffen worden wäre. Ich halte es auch für unberechtigt anzunehmen, daß bei jedem Angstausbruch etwas im Seelenleben vor sich geht, was einer Reproduktion der Geburtssituation gleichkommt. Es ist nicht einmal sicher, ob die hysterischen Anfälle, die ursprünglich solche traumatische Reproduktionen sind, diesen Charakter dauernd bewahren" (S. 15 f.). Und ganz ähnlich lautet eine spätere Bemerkung (S. 76): „... wir sind versucht anzunehmen, daß ein historisches Moment da ist, welches die Sensationen und Innervationen der Angst fest aneinander bindet. Mit anderen Worten, daß der Angstzustand die Reproduktion eines Erlebnisses ist, das die Bedingungen einer solchen Reizsteigerung und der Abfuhr auf bestimmte Bahnen enthielt, wodurch also die Unlust der Angst ihren spezifischen Charakter erhält. Als solches vorbildliches Erlebnis bietet sich uns für den Menschen die Geburt, und darum sind wir geneigt, im Angstzustand eine Reproduktion des Geburtstraumas zu sehen. Wir haben damit nichts behauptet, was der Angst eine Ausnahmsstellung unter den Affektzuständen einräumen würde. Wir meinen, auch die anderen Affekte sind Reproduktionen alter, lebenswichtiger, eventuell vorindividueller Ereignisse, und wir bringen sie als allgemeine, typische, mitgeborene hysterische Anfälle in Vergleich mit den spät und individuell erworbenen Attacken der hysterischen Neurose, deren Genese und Bedeutung als Erinnerungssymbol uns durch die Analyse deutlich geworden ist. Natürlich wäre es sehr wünschenswert, diese Auffassung für eine Reihe anderer Affekte beweisend durchführen zu können, wovon wir heute weit entfernt sind." Bernfeld (Psychologie des Säuglings, S. 189) macht demgegenüber den Versuch einer vereinheitlichenden Auffassung. Er verweist auf die beachtenswerte Tatsache, daß die physischen Begleiterscheinungen der polar entgegengesetzten Affekte nicht selbst völlige Gegensätze sind, sondern daß es hier sehr merkwürdige Überdeckungen und Differenzierungen gibt. Er meint, daß sich diese gegensätzlichen Zustände aus einem Urzustande, als den er den Ablauf der die Geburt begleitenden körperlichen Ausdruckssymptome annimmt, differenzieren und daß die Erscheinungen am Atmungs- und Blutkreislaufapparat die Geschichte des Affektes aufbewahren, wenn wir sie nur lesen könnten. Der Ausdruck der Angst reproduziere diesen Urzustand am reinsten, während Lust und Unlust sowie die mannigfaltigen Affekte verschiedene Weisen der Überwindung oder Wiederholung der Urangst bezeichnen würden. Auf den engen Zusammenhang zwischen Wut und Angst komme ich später noch zurück. Sie scheinen die beiden Urreaktionen auf die Annäherung des gefährlichen Objektes zu sein, das entweder aus Angst geflohen oder aus Wut gefressen wird. Ch. Darwin schlägt in seinem Werke „Der

Ausdruck der Gemütsbewegungen bei den Menschen und den Tieren" vom Wutaffekt eine Brücke zu den Erlebnissen unserer ältesten Ahnen, indem er im Kapitel über Haß und Zorn unter den Ausdruckserscheinungen der Wut namentlich auf das Zurückziehen der Lippen und Entblößen der Zähne hinweist. „Die Erscheinung ist die, als würden die Zähne entblößt, um zum Ergreifen oder zum Zerreißen eines Feindes bereit zu sein, wenn auch gar keine Absicht, in dieser Weise zu handeln, vorhanden sein mag" (S. 222). In einer Anmerkung äußert sich Darwin dann zu einer Feststellung des französischen Forschers Gratiolet (De la Physiognomie, 1865, p. 369): „*Les dents se découvrent et imitent symboliquement l'action de déchirer et de mordre*") wie folgt: „Wenn Gratiolet, anstatt den unbestimmten Ausdruck *symboliquement* zu gebrauchen, gesagt hätte, daß diese Bewegung ein Überbleibsel einer während der Urzeiten erlangten Gewohnheit wäre, als unsere halbmenschlichen Urerzeuger mit ihren Zähnen miteinander kämpften, wie Gorillas[1] und Orangs heutigentages, so würde er verständlicher gewesen sein." Das Zurückziehen der Lippen und Entblößen der Zähne während der Wutparoxysmen, als sollte der Beleidiger gebissen werden, erschien Darwin in Anbetracht dessen, wie selten die Zähne von Menschen beim Kämpfen gebraucht werden, so merkwürdig, daß er sich bei einem Irrenarzt erkundigte, ob diese Gewohnheit bei den Geisteskranken anzutreffen sei. Dieser teilte mit, daß er es wiederholt sowohl bei Geisteskranken als auch Blödsinnigen (auch bei einem epileptischen[2] Blödsinnigen) beobachtet habe.

Jedermann, der viel mit kleinen Kindern zu tun gehabt, muß gesehen haben, wie natürlich es auch bei ihnen ist, wenn sie in Leidenschaft sind, zu beißen. Nach Abraham (Entwicklungsgeschichte der Libido) hätte die oral-sadistische (kannibalische) Periode das Ziel des Beißens (Einverleibens)[3] und entspräche der Zeit des Hervorbrechens der Zähne im Säuglingsalter, wenn auch nach Bernfeld (S. 210) die Kinder das Beißen bereits mit zahnlosen Kiefern üben. Die beginnende Zahnung (durchschnittlich ab 7.—9. Monat) dürfte auch für die

1) Ein von dem amerikanischen Anthropoidenforscher R. M. Yerkes beobachtetes Gorillaweibchen biß im Wutanfall und reagierte mit plötzlicher Kotentleerung, die Erregtheit des gesamten Verdauungsweges zeigend. Es war, wie wenn das Tier seinen Feind tatsächlich schleunigst aufgefressen hätte. (Bei I. Hermann: Zur Psychologie eines Gorillakindes.)

2) Die krankhafte Zornmütigkeit begegnet uns sehr häufig bei der epileptischen Veranlagung. Siehe unten.

3) Wie sich der primäre kannibalische Impuls im Wutanfall auch bei erwachsenen Neurotikern — allerdings in Verschiebung auf ein anderes Objekt — äußern kann, zeigt ein von Th. Reik (Der Schrecken, S. 109 f.) angeführtes Beispiel. Der Patient, der in einem schweren Zerwürfnis mit seiner Familie stand, hörte aus dem Nebenzimmer, wie seine Familie abfällige Bemerkungen über sein Verhalten machte, ergriff daraufhin einen großen Kuchen, der auf dem Teetisch für die ganze Familie vorbereitet stand, lief damit, ohne ein Wort zu sprechen, davon und verschlang ihn in kürzester Zeit.

Entwicklung des Zornaffektes Bedeutung besitzen; denn von diesem Zeitpunkt (viertes Jahresviertel) an lassen sich affektive Verhaltungsweisen, wie Zorn, aber auch Ärger, Stolz, Furcht, deutlich beobachten. Allerdings haben, wie Bernfeld mit Recht bemerkt (S. 212), diese Worte für den Säugling nicht die Fülle von Erinnerungen, Gefühlen, intellektuellen und komplizierten emotionalen Prozessen, die sie im späteren Leben erhalten. Zornähnliche, weniger differenzierte Zustände werden wohl auch schon im frühesten Säuglingsalter auftreten. Ferenczi (Versuch einer Genitaltheorie) geht sogar so weit, auf Grund der ersten Lebensäußerungen des Neugeborenen zu behaupten, daß die während des Geburtsaktes erlebte traumatische Erschütterung, insbesondere die Fesselung im Geburtskanal, nicht nur Angst, sondern auch Wut hervorruft; möglicherweise sei das Gefühl der ohnmächtigen Wut überhaupt ein integrierender Bestandteil des Angstaffektes. (Dies scheint mir nicht den Tatsachen zu entsprechen.) Und Ch. Darwin sagt in seinem „Biographical Sketch of an Infant" (S. 287 f.): „Es war schwer zu entscheiden, wie früh Zorn gefühlt ward. Als der Knabe acht Tage alt war, runzelte er die Haut um die Augen, ehe er schrie; dies kann jedoch von Schmerz oder Übelbefinden ohne Zorn herrühren. Ungefähr zehn Wochen alt, erhielt er einst ziemlich kalte Milch, und es erschien eine schwache Runzel vor der Stirn, während er trank, so daß er einem Erwachsenen ähnlich sah, der verdrießlich darüber ist, etwas tun zu müssen, das er nicht mag. Als er aber vier Monate alt war, konnte man deutlich sehen, wenn er in große Leidenschaft geriet. Das Blut drang stark nach dem Gesichte und der Kopfhaut. Eine geringe Ursache genügte. So schrie er, als er sieben Monate alt war, vor Wut, weil ihm eine Zitrone entfiel. Sieben Monate alt, stieß er ein ihm gereichtes unrechtes Spielzeug von sich und schlug darnach. Ich glaube, daß der Schlag ein instinktives Zeichen des Zorns war, ebenso wie ein junges, kaum dem Ei entschlüpftes Krokodil mit den Kinnladen schnappt; ich glaube aber nicht, daß er meinte, dem Spielzeug etwas zuleide zu tun. Zwei Jahre und drei Monate alt, war er sehr geschickt, jedem, der ihn beleidigte, Bücher, Stöcke usw. an den Kopf zu werfen." Bernfeld (S. 242) führt eine Notiz aus G. u. E. Scupins Buch „Bubis erste Kindheit" (1907) an: „7. Monat. In Wut gerät das Kind, wenn man es in den Wagen setzen will, während es gerade den Wunsch hat, getragen zu werden. Es bekommt alsdann einen roten Kopf, quietscht heiser und macht den Körper hartnäckig steif, so daß es geradezu eine Unmöglichkeit wird, es niederzusetzen." Die Störung seines Begehrens erzeugt also bei dem Säugling den Affektzustand der Wut und führt, wo die Störung durch eine reale Behinderung hervorgerufen wird, zu deren aggressiver Abwehr. Es mag jedoch auch vorkommen, daß das Hindernis nicht bewältigt werden kann oder daß die Störung keine körperliche Behinderung ist. So, wenn die Mutter

von dem Säugling vergeblich gerufen wird. Dann bietet dieser das charakteristische Bild ohnmächtiger Wut. Unkoordinierte motorische Entladung und zorniges Schreien (beides Äußerungen des zum Teil nach außen abgelenkten Destruktionstriebes, der ursprünglich zur Gänze gegen das eigene System gerichtet war) gehen schließlich in ein klagendes Wimmern über. In diesem sehr unlustvollen Zustande sind Wut, Ärger, Resignation und Trauer zu einer Einheit verbunden, soferne man überhaupt diese Affektbezeichnungen auf die Gefühlskeime beim Säugling anwenden kann. Ein Fall von erfolgloser Bemühung, eine körperliche Behinderung abzuwehren, liegt wiederum dort vor, wo das Kind während der Dentition versucht, die ehemals erogene Kieferstelle, an der der Zahn jetzt Unlust, ja Schmerz erregend durchbricht, mit allen möglichen Mitteln (Kauen, Spucken, Drücken, Beißen u. a.) zu vernichten. Hier behandelt der Säugling die Stelle seines eigenen Körpers so wie ein Objekt der Außenwelt, aber der unangenehme Reiz läßt sich natürlich nicht entfernen, das Kind wird enttäuscht und verspürt ohnmächtigen Zorn. Diese Gefühlssituation gibt allen späteren Reaktionen auf eine Ich-Ohnmacht das Gepräge. Rado hat in seiner Arbeit „Das Problem der Melancholie" das Verhalten des Melancholikers, das durch den Sinnzusammenhang von Schuld-Sühne-Verzeihung bestimmt wird, letzten Endes auf eine tief haftende Erlebnisreihe des ausgehenden Säuglingsalters zurückzuführen versucht. Der Säugling, der in Abwesenheit der Mutter Hunger verspürt, bricht in ohnmächtige Wut aus, zappelt und schreit, um dann erschöpft und hilflos der Pein des Hungers zu erliegen. Diese „Triebentmischung" bildet nach Ferenczi (Das Problem der Unlustbejahung) das Gegenstück zu der physiologischen Destruktion, die durch die Abwesenheit der Nährstoffe in den Geweben des Organismus hervorgerufen wird. Doch auf dieses qualvolle Erlebnis folgt unausbleiblich die um so intensivere Bedürfnisbefriedigung des Säuglings durch die Mutterbrust, gipfelnd in dem „alimentären Orgasmus" des an der Mutterbrust trinkenden Kindes.[4] Da der Hunger wie jede Entbehrung sehr bald als eine Art Strafe (Rado spricht von einer seelischen Vorstufe der späteren Strafen) empfunden wird, verkehrt sich für die rückschauende Betrachtung die natürliche Reihenfolge, indem nunmehr die Hungerqual als Sühneaktion für die Wutanwandlung erscheint und das Trinken an der Brust die Verzeihung besiegelt. Wir greifen einer späteren Erörterung vor, wenn wir schon hier auf den von Rado statuierten genetischen Zusammenhang zwischen dem Wutausbruch des Säuglings und den aggressiven, sadistischen Antrieben der Folgezeit kurz hinweisen, an die sich

4) Bewahrt die biblische Redensart „Die Schale seines Zornes über jemand ausgießen" vielleicht eine unbewußte Erinnerung an die Milch der Mutterbrust, deren Abwesenheit die Wut des Säuglings hervorruft?

das von seinem genitalen Ursprung verschobene Inzest-Schuldgefühl heftet. Was uns klinisch als Sadismus entgegentritt, entsteht aus einer Vereinigung des ursprünglichen, reaktiven Wutimpulses mit der sadistischen Libidokomponente. Nach Jones (Über analerotische Charakterzüge) geht der Sadismus des späteren Lebens vor allem auf den Kampf zurück, den das Kind mit den Erwachsenen um die Beherrschung der Defäkationsfunktion ausficht. Wo diese Erziehung zur Reinlichkeit lange Zeit in Anspruch genommen hat, kann jähzorniges Wesen als bleibender Charakterniederschlag eines unrichtig behandelten kindlichen Analerotikers in Erscheinung treten. Während aber der Trotz, den Freud schon in seiner frühen Arbeit über „Charakter und Analerotik" unter den drei Eigenschaften des analen Charakters anführt, zunächst bloß eine energische Abwehr-Stellungnahme des kleinen Kindes, und zwar eine vom „Absperrtypus" (Bernfeld), darstellt, zu der später allerdings auch noch ein sadistisches Element hinzutreten mag, leitet sich der Jähzorn in seiner unverdrängten Aggressivität unmittelbar aus dem Quellgebiete der destruktiven Antriebe her, die auf der analsadistischen Organisationsstufe so eng mit den der Analerotik angehörigen libidinösen Regungen verknüpft sind. Ein quantitativer Faktor in der konstitutionellen Veranlagung (Jähzorn und analer Charakter vererben sich in manchen Familien von Generation zu Generation) spielt hier natürlich gleichfalls eine Rolle; von den vier Temperamentstypen heißt ja auch einer der cholerische.

Auch die Beziehungen zwischen Ödipuskomplex und Wutanfällen sind von psychoanalytischen Autoren beachtet worden. Nach Rado werden die aggressiven Regungen, wie sie sich im Wutausbruch kundgeben, zu Trägern des ganzen Schuldgefühles, wenn die inzestuösen Wünsche mit dem Untergang des Ödipuskomplexes der Verdrängung anheimgefallen sind. Die bewußtseinsunfähige Genitalschuld verbirgt sich hinter der in ihrem Wortlaut erhaltenen Aggressionsschuld. Wo die Abwehr der Aggression durch Reaktionsbildung erfolgt, entsteht ein passiv-femininer Charakter, bei dem sich die Wut durch Apathie, Müdigkeit, Gehemmtheit (Aphonie in einem von H. Deutsch behandelten Fall eines konversionshysterischen Patienten), Gelähmtsein (z. B. eine hysterische Armlähmung) ersetzen kann. Die Konvertierung von Wut in Aphonie, die Überführung des Affektes ins Physische bedeutet eigentlich ein Ausweichen vor der drohenden Angst; denn jeder unterdrückte Affekt kann in Angst verwandelt werden. Anderseits gehen oft impulsive Aggressionshandlungen aus dem Versuch hervor, sich einer unerträglich gewordenen Angst zu erwehren.[5] Wie Reik (Der Schrecken, S. 68) bemerkt,

5) Wut als Folge von Angst läßt sich etymologisch im Englischen nachweisen. *Anger* ist der Zorn, *angry* soviel wie zornig. Diese englischen Wörter hängen zweifellos mit dem lateinischen *angor*, Angst, zusammen.

gibt es solche Triebdurchbrüche nicht nur in der Symptomatologie der Hysterie, sondern auch der Zwangsneurose und der manisch-depressiven Affektion. Er hält es für wahrscheinlich, daß sich hier ein Weg für die psychologische Erklärung von Aggressionen in den Psychosen eröffnet. Die Bedrohung, die vom Objekt auszugehen scheint, soll durch die Bedrohung des Objektes bewältigt werden.

Der Affektausbruch des Zornes unterliegt in besonderem Grade der Verdrängung und schafft so häufig die Voraussetzung für eine seelische Erkrankung. Ist der Wutaffekt zu heftig, um dauernd unterdrückt zu werden, so kann bei hysterischen Personen der hysterische Anfall der motorischen Entladung eines Wutausbruches dienen. In einem anderen von H. Deutsch analysierten Fall (es handelte sich um eine fünfzehnjährige Hysterikerin) erwies der hysterische Anfall eine Bindung der destruktiven Tendenzen mit libidinösen Strebungen; in ihm trafen Wutentladung und sexuelle Abfuhr zusammen. Beide waren verschiedene Ausdrucksformen der Ödipuswünsche der Patientin: die Wut als aggressive Versagungsreaktion und die genitale Entladung als Folge unbewußter Wunschphantasien. Auch die Wut- und Angstanfälle eines von M. Klein analysierten kleinen Mädchens, die sich als Wiederholungen eines Pavor nocturnus erwiesen, standen in inniger Verbindung mit dem Ödipuskonflikt. Bei dem oben erwähnten Patienten mit Hemmung des Sprachvermögens war, als er fünf Jahre alt war, ein Pavor nocturnus aufgetreten, der gleichfalls eine neurotische Verarbeitung der Ödipuskämpfe (im Anschluß an Urszenenerlebnisse) darstellte. Über den Zusammenhang zwischen Wut und Angst äußert sich O. Fenichel im ersten Bande seiner Neurosenlehre (Hysterien und Zwangsneurosen) bei Besprechung der Angsthysterie (S. 49). Er sagt, daß die Angst gelegentlich begründet ist in heftigen, gegen das eigene Ich wütenden Tendenzen, die ihren Ursprung in einem von Objekten abgewendeten sadistischen Impuls haben. Todesangst tritt bei allen Anlässen auf, bei denen ein anderer Mensch Wut produzieren würde, dies am häufigsten bei partiell zum Sadismus regredierten Formen, also am ehesten bei den mit Zwangsneurose kombinierten Fällen.

Im zweiten Bande seines Werkes (Perversionen, Psychosen, Charakterstörungen) bemerkt Fenichel zu einem analysierten Fall von Hebephrenie (S. 98), daß die ursprüngliche Reaktion auf die Urszenen, eine ungeheure Wut auf beide Eltern, insbesondere auf den Vater, in der zunehmenden Gleichgültigkeit gegen die Welt abgewehrt wurde. Bei solchen Individuen wird alles Affektive zurückgedrängt; jede Gemütsbewegung soll vermieden werden, um der Wut, die aufgespeichert und ausbruchsbereit ist, auszuweichen.

E. Jones hat in seiner Abhandlung über „Angst, Schuldgefühl und Haß“ die doppelte Schichtung von Haß und Angst im Seelenleben treffend her-

vorgehoben. Bei der Kombination von Angst und Haß schiebt sich die Angstschicht zwischen eine oberflächliche, ichgerechte Schicht von Haß und eine tiefere, unbewußte von nicht ichgerechtem Typus. Jede Stufe dient der Abwehr der nächsttieferen. „Haß, besonders in der gemilderten Form von Übellaunigkeit, Reizbarkeit und Ärger", führt Jones aus (S. 7), „ist gewöhnlich ein Deckmantel für eine tiefer liegende Angst oder dient der Abwehr einer solchen.[6] Dies kann in chronischer Verteilung z. B. bei einem unangenehmen oder reizbaren Charakter oder aber akut auftreten, wenn ein plötzlicher Schreck einen Ausbruch von Ärger an Stelle einer panischen Reaktion erzeugt.[7] Doch haben wir gute Gründe zur Annahme, daß die zugrunde liegende Angst selten, wenn nicht überhaupt niemals auftritt, ohne eine noch tiefere Schicht von Haß, von demselben nicht ichgerechten Typus wie oben aufgezeigt, erkennen zu lassen."

Daß Haß und Ärger mit dem Zornaffekt zusammenhängen, ist wohlbekannt. Trotzdem dürfte eine schärfere terminologische Abgrenzung nicht unangebracht sein. Nach Freud hassen wir diejenige Person, die sich von uns nicht lieben lassen will. Haß entsteht nur dort, wo eine dauerhafte Affektverbindung zwischen den beiden Personen hergestellt ist (also vorerst in der Familie) oder wo wenigstens die gehaßte eine Ersatzperson für jemand anderen ist, auf den sich diese Affektverbindung bezieht (Jones, Haß und Analerotik in der Zwangsneurose). Die affektive Beziehung ist ursprünglich positiv und verbleibt so im Unbewußten. Diese Auffassung scheint mir zu eng; es gibt zweifellos einen Haß, der nicht aus verschmähter Liebe hervorgeht, wenngleich ontogenetisch Haß als Reaktion auf Liebe in vielen Fällen die früheste Form des Affektes sein dürfte. W. Stekel hat dagegen die Frage aufgeworfen, ob nicht der Haß ursprünglicher sei als die Liebe. Eine Voraussetzung des Hasses scheint auch die irgendwie hervortretende Überlegenheit[8] der anderen Person zu sein. In jeder Haßregung verbirgt sich auch ein Stück unbewußter Angst. Haß ist mit Sadismus nahe verwandt; denn der Haß empfindet leicht Lust daran, daß die persönliche Ursache des Schmerzes selbst Schmerz erleidet. Doch meint Jones, daß die Beziehung zwischen Haß und Sadismus nicht ursprünglich sei. Zorn und Ärger scheinen vom kleinen Kinde früher gefühlt zu werden als Haß. Zorn und Ärger unterscheiden sich wohl dadurch voneinander (sofern man nicht nur quantitative Differenzen annimmt), daß der Ärger eine durchaus unlustvolle, aber mildere Spielart des

6) Zum Haß als einer Art Abwehr der Angst, als einem primitiven Versuch der Angstbewältigung siehe Th. Reiks Studie „Über den Zusammenhang von Haß und Angst" (in „Der Schrecken").

7) Kant (Anthropologie, I. 3. § 74) definiert den Zorn als einen Schreck, der schnell die Widerstandskraft gegen das drohende Übel weckt.

8) Alphonse Daudet hat deshalb den Haß den Zorn der Schwachen genannt.

Zornaffektes darstellt, die durch Hemmung der Reaktionsbewegung entsteht und so eine Disposition zur inadäquaten Abfuhr schafft. Während sich im Zornanfall mit dem den Zorn erzeugenden Unlustgefühl die Lust der motorischen Entladung verbindet, wächst beim Ärger das ursprüngliche Unlustgefühl an und erhält eben den spezifischen Charakter des Ärgers. Der Ärger ist ein Stauungsaffekt und rückt in die Nähe des Ressentiments.[9] Bei ihm fehlt häufig das Objekt, was beim Zorne nie der Fall ist; es gibt auch keinen objektlosen Haß. Das heißt richtiger: beim Ärger ist die wahre Ursache oft verdrängt. Deshalb scheint der Ärger eine allgemeinere Gefühlserregung als der Zorn darzustellen und auch im Ausdruck mannigfaltiger zu sein. Ärger entspringt nach F. Jodl jedem Eingriff in unsere Willenssphäre, jeder Nichterfüllung unserer Erwartungen, jeder Schädigung unserer Interessen, jeder Störung unseres Behagens. Wir werden hinzufügen: doch wohl hauptsächlich dann, wenn wir reizbare Analcharaktere sind (vgl. die einschlägigen Arbeiten von Jones und Abraham). Wir ärgern uns über alles und jedes, weil wir in ärgerlicher Stimmung sind. Die bei irgend einem Anlaß unterdrückte Wut hinterläßt eine chronische Reizbarkeit, die stets bereit ist loszubrechen und doch nie gänzlich abreagiert wird. Auch dort, wo der Ärger berechtigt erscheint, darf die Verstärkung aus unbewußten Quellen nicht übersehen werden.[10] So sehr wir nun auch um eine reinliche begriffliche Scheidung der Affekte bemüht bleiben, besteht doch kein Zweifel darüber, daß alle diese Gefühlseinstellungen unmerklich ineinander übergehen.

Wir kehren zu der Untersuchung der beiden Haßschichten zurück, zwischen die sich sowohl Angst wie Schuldgefühl schieben können. Jones bemerkt, daß die höhere Stufe im Augenblicke der Empfindung zumeist besonders ichgerecht erscheint. Es gibt wenige Gefühlsvorgänge im Leben, meint er, die dem Träger eine derartige Überzeugung geben, im Rechte zu sein, und die ein solches Gefühl von Eigenrechtfertigung mit sich bringen wie der Ärger, der im sogenannten gerechten Zorn seinen Höhepunkt erreicht. Schon der Begriffsbestimmung nach ist es bei den tieferen, unbewußten Schichten des Hasses ganz anders. Wenn wir nun versuchen, die genauere Beziehung der beiden Schichten zu ermitteln, kommen wir nach Jones zu folgenden Er-

9) Siehe auch meine Abhandlung „Zur Psychologie der Arbeit", S. 145.

10) Vgl. was Freud in der „Traumdeutung" über die gegenseitige Förderung der Affekte schreibt (S. 406): „Der auffällige Zug des neurotischen Charakters, daß affektfähige Anlässe bei ihm eine Wirkung erzielen, die qualitativ berechtigt, quantitativ über das Maß hinausgeht, erklärt sich auf diese Weise, soweit er überhaupt eine psychologische Erklärung zuläßt. Der Überschuß rührt aber aus unbewußt gebliebenen, bis dahin unterdrückten Affektquellen her, die mit dem realen Anlaß eine assoziative Verbindung herstellen können, und für deren Affektverbindung die einspruchsfreie und zugelassene Affektquelle die erwünschte Bahnung öffnet."

gebnissen: Der primäre Haß kann nur die instinktive Erwiderung des Kindes auf die Versagung seiner Wünsche, besonders der libidinösen, sein, zumeist in Form des Wutausbruches erfolgend. Dieser primäre reaktive Impuls vereinigt sich gewöhnlich mit der sadistischen Komponente der Libido zu dem, was uns klinisch als Sadismus begegnet. In der Überwältigung des versagenden Objektes liegen demnach zwei Quellen libidinöser Befriedigung: die ursprüngliche frühzeitig versagte und die rein sadistische. Später allerdings wird auch diese Befriedigung durch das Schuldgefühl[11] gehindert. Die sekundäre, bewußte Haßreaktion stellt einen Versuch dar, das Schuldgefühl oder besser die Hilflosigkeit, die durch dieses erzeugt wird, zu bewältigen. Die Auflehnung gegen das Schuldgefühl geschieht derart, daß man es nach außen projiziert, indem man die verbietende Instanz (Über-Ich) mit einer anderen Person identifiziert, die dann der ursprünglich versagenden Person, von der das Schuldgefühl seinen Ausgang genommen hat (Eltern), gleichgesetzt wird. In diesem Sinne können wir den Haß der sekundären Schicht als eine Wiederkehr des Verdrängten bezeichnen. Möglich wird dieser Vorgang nur durch die Schaffung der phantasierten Annahme, daß die andere Person im Unrecht sei, oder durch ein Verhalten in der Realität, das die Verwirklichung dieser Phantasie zur Folge hat. Die unbewußte Schicht, der unbewußte Komplex ist es auch, der den tiefsten verursachenden Faktor einer jeden Gemütsbewegung, also auch des Zornes bildet. Kulovesi (Psychoanalytische Bemerkungen zur James-Langeschen Affekttheorie) hat mit Recht betont, daß die nach dieser Affekttheorie primären, von der äußeren Wahrnehmung angeregten physiologischen Ausdruckserscheinungen, die die bewußte Gemütsbewegung verursachen sollen („wir sind zornig, weil wir zuschlagen, wir sind traurig, weil wir weinen" usw.), in Wahrheit sekundärer Natur sind, da sie erst auftreten, nachdem durch die äußere Wahrnehmung ein unbewußter seelischer Komplex mobilisiert wurde. Der körperliche „Ausdruck" dient dann dazu, die innere Spannung zu entladen.

Die enge Beziehung zwischen cholerischen und melancholischen Zuständen war schon der antiken Temperamentslehre[12] sowie der mittelalterlichen Astrologie[13] bekannt und hat dann auch innerhalb der offiziellen Psychiatrie in dem Krankheitsbilde der manisch-depressiven Psychose Bestätigung gefunden, da beobachtet wurde, daß die manische Phase nicht nur heitere,

11) Hinter klinisch beobachteter Angst ist stets Schuldgefühl verborgen, das wieder ein noch früheres Stadium von Angst überdeckt.

12) Zuordnung der gelben und schwarzen Galle zum cholerischen und melancholischen Temperament; Zusammenhang zwischen Zornanfall und Gelbsucht. In diese Reihe gehört auch das lateinische *ira*. *Ira*, eigentlich *hira*, ist ein Wort für die Leber; die Galle aber wird von der Leber ausgeschieden.

13) Beide Zustände wurden dem Einfluß des Saturns zugeschrieben.

sondern auch zornige Erregungszustände (Zorntobsucht)[14] umfaßt. Die Zornanfälle sind aber häufig auch eine Folge des gleichzeitigen Auftretens manischer und depressiver Vorgänge. Den in die Breite geistiger Gesundheit fallenden Choleriker[15] charakterisiert der Experimentalpsychologe N. Ach (Über den Willensakt und das Temperament) als ein stets lebhaftes, himmelhoch jauchzendes, zu Tode betrübtes Individuum, dessen Handeln zwischen Erfolgen und Mißerfolgen schwankt.

Seit den Forschungen Freuds über die Melancholie, denen sich die Untersuchungen Abrahams und Rados anschlossen, ist die psychologische Verwandtschaft zwischen Wut und Melancholie durch den Nachweis klargestellt, daß im depressiven Mechanismus die eigentlich dem aufgegebenen Objekte geltende Aggression gegen das eigene Ich (seitens des Über-Ichs) gerichtet wird. In der reaktiven Exaltation können sich dann nicht nur die libidinösen, sondern auch die destruktiven Strebungen austoben. In der Zwangsneurose begegnet uns gleichfalls ein Beieinander von Wutregungen und depressiven Gemütsveränderungen, das sich durch die den beiden Krankheitsformen eigene Ambivalenz und durch die gemeinsame Beziehung zur sadistisch-analen Organisationsstufe (trotz der verschieden tiefen prävalenten Fixierungsstelle bei Zwangsneurosen und manisch-depressiven Zuständen) erklärt. Wutausbrüche bei Konversions- und Angsthysterikern haben wir bereits an einer früheren Stelle zur Sprache gebracht. Fenichel vermutet, daß in der Ätiologie der Hebephrenie (wie übrigens auch der narzißtischen Organneurosen) der besonderen Betonung einer ungeheuren Zerstörungswut eine typische Bedeutung zuzusprechen sei. Kretschmer (S. 144) beschreibt in nachstehender Weise den schizophrenen Typus der Jähzornig-Stumpfen oder Stumpf-Brutalen: „... unter der Decke einer mürrischen Schweigsamkeit glimmt beständig ein Funke von innerer Gereiztheit, die komplexmäßigen Charakter hat und aus der Summation all der kleinen, innerlich sich anhäufenden, nicht verwindbaren und nicht aussprechbaren Unlustreize des Alltags in Beruf und Familie entsteht; einer nervösen inneren Gereiztheit, die nur bei leichtem Anrühren eines Komplexes an unvermuteter Stelle in den brutalsten Jähzornausbrüchen sich, die stumpfe Decke durchbrechend, rücksichtslos entladen kann. Diese Form schizophrenen Jähzorns hat in ihrem psychologischen Mechanismus der latenten Affekt-

14) C. Lange (Die Gemütsbewegungen, S. 28 f.) findet eine große Übereinstimmung zwischen Zorn und Freude; der physiologische Unterschied beschränke sich auf Intensitätsdifferenzen der organischen Phänomene. Er vergleicht auch den Zorn mit der Manie (*ira furor brevis*).

15) E. Kretschmer (Körperbau und Charakter, S. 116) bemerkt über diesen Typus: „Der Hypomanische ist ‚hitzig', er ist der Mann des erfrischenden Zorns, des Fritz Reuterschen ‚Hofjungenärgers', der rasch aufbraust und gleich wieder gut ist."

anstauung und besinnungslos eruptiven Entladung manche Verwandtschaft mit gewissen hirntraumatischen und epileptischen Syndromen." Kretschmers Charakteristik gilt im großen und ganzen auch für den reizbar-mürrischen Analcharakter.

Die Auffassung der Epilepsie als Explosion schwer aggressiver Neigungen, demnach als einer Art Wutanfall, kommt in der psychoanalytischen Literatur zum erstenmal in einer Fußnote zu Ferenczis Aufsatz „Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes" zum Ausdruck. Er macht dort darauf aufmerksam, daß die Epileptiker als ungemein „empfindliche" Menschen bekannt sind, hinter deren Unterwürfigkeit beim leisesten Anlaß furchtbare Wut und Selbstherrlichkeit zum Vorschein kommen. Diese Charaktereigenschaft wurde bisher meist als sekundäre Entartung, als Folge oft wiederholter Anfälle gedeutet. Ferenczi meint, daß man aber auch an eine andere Möglichkeit denken müsse: an die nämlich, ob denn die epileptischen Anfälle nicht als Regressionen in die infantile Periode der Wunscherfüllung mittels unkoordinierter Bewegungen zu betrachten seien. Die Epileptiker wären dann Wesen, bei denen sich die Unlustaffekte aufhäufen und sich periodisch in Paroxysmen abreagieren. Erwiese sich diese Erklärung als brauchbar, so müßten wir die Fixierungsstelle für eine spätere Erkrankung an Epilepsie in dieses Stadium der unkoordinierten Wunschäußerungen verlegen. Das irrationelle Strampeln mit den Füßen, das Ballen der Fäuste, das Zähneknirschen usw. bei Zornesausbruch wäre eine mildere Form derselben Regression bei sonst gesunden Menschen.

Freud selber spricht sich zum erstenmal über das Epilepsieproblem in der Abhandlung „Das Ich und das Es" aus, und zwar nur ganz beiläufig (S. 386): „Wir erkennen, daß der Destruktionstrieb regelmäßig zu Zwecken der Abfuhr in den Dienst des Eros gestellt ist, ahnen, daß der epileptische Anfall Produkt und Anzeichen einer Triebentmischung ist." In dem Aufsatz „Dostojewski und die Vatertötung" widmet er dann der Epilepsie eine längere Betrachtung und zeigt hinter der Ambivalenz des russischen Dichters auch den gegen die eigene Person gerichteten Destruktionstrieb auf, ohne aber des Wutaffektes bei der Beschreibung des Krankheitsbildes Erwähnung zu tun (das Symptom des epileptischen Zungenbisses könnte als eine solche Zornesäußerung gedeutet werden). Zwischen organischer und „affektiver" Epilepsie unterscheidend, sieht Freud in dem epileptischen Anfall Dostojewskis das Anzeichen einer schweren Hysterie (Hysteroepilepsie).

W. Reich wirft in seiner Publikation „Über den epileptischen Anfall" auf Grund klinischer Beobachtungen die Frage auf, ob der epileptische Anfall ein pathologischer, nämlich extragenital-muskulärer Orgasmus oder ein Akt destruktiver Motorik sei, und gelangt im Einklang mit seinen Untersuchungen

über die energetischen Abhängigkeiten zwischen den erotischen und destruktiven Antrieben (siehe desselben Verfassers Buch „Die Funktion des Orgasmus") zu dem Ergebnis, daß der epileptische Anfall beides sei.[16] Jede Unterdrückung der normalen libidinösen Abfuhr, der psychischen wie namentlich der somatischen, steigert die Zornbereitschaft und die Aggressivität (wenn die unterdrückte Sexualerregung nicht symptomatisch gebunden wird oder als Stauungsangst auftritt. Wir können nicht angeben, welche Faktoren darüber entscheiden). Wird wie bei der Epilepsie der normale Reizablauf der beiden aneinander gebundenen Triebenergien am Genitale verhindert, so entlastet sich die angestaute Erregung an dem Vollzugsorgan der Aggressivität, der Körpermuskulatur, in destruktiver Art. Der sadistische Charakter des Epileptikers wäre demnach, wie Reich wohl nicht mit Recht meint, erst eine Folgeerscheinung der chronischen Libidostauung.

In seiner früheren Arbeit „Die Funktion des Orgasmus" hat Reich zur Theorie des Zornaffektes einige Bemerkungen gemacht, die ich im folgenden wiedergebe. Er erörtert zunächst die Entstehung des Sexualaffektes aus der sexuellen Empfindung (Organsensation) und fährt dann mit Bezug auf den Zornaffekt als Äußerung des Destruktionstriebes fort (S. 95): „Das gleiche gilt für den Zornaffekt, der um so stärker ausfällt, je mehr die motorische Aktion unterdrückt wird. Ohnmächtige Wut ist am intensivsten. Läßt man seiner Wut freien Lauf, so verliert sich der Affekt sehr bald. Unterdrückt[17] man sie, so bleibt die Erregung bestehen, bis sie in äquivalenten Handlungen oder durch phantasierte Tat abgebaut wird. Auf die Dauer pflegen sich aber auch Zornaffekte zu stauen und sich eruptiv, gelegentlich auch bei inadäquaten Anlässen, die motorische Abfuhr zu erzwingen. Auf die Bedeutung der somatischen Libidostauung für das Zustandekommen des Zornes und der Aggressivität werden wir später zurückkommen. Hier ist nur wichtig, daß auch der Zornaffekt von vasomotorischen Erscheinungen, wie Herzklopfen, Vasodilatation, Störungen der Atmung usw. begleitet ist, solange er sich nicht motorisch entladen kann.

Sowohl bei der Sexualerregung als auch bei der Wut[18] bedingt die motorische

16) Bezeichnung des Koitus als kleine Epilepsie. Schon sehr frühzeitig erkannte man im sexuellen Akt eine Abschwächung und Anpassung der epileptischen Reizabfuhr.

17) Unterdrückte Wut äußert sich körperlich als Muskelkrampf.

18) G. Groddeck schreibt in seinem Buch „Der Mensch als Symbol" über die nahe Verwandtschaft der leidenschaftlichen Zornempfindung mit der Liebesleidenschaft (S. 94 f.): „Sie lodern beide, sind Feuer-Kinder, Aufwallen und Kochen des Bluts kennzeichnen sie. Sie machen den Menschen blind. Sie rasen. Und wenn die Geschlechtsleidenschaft dem Manne die Liebeswaffe gibt, so wird dem Zornigen alles zur Waffe. Wie die Raserei der Liebe den Geschlechtsteil gegen das Weib sich aufbäumen läßt, so bäumt sich im Zorn alles gegen die Welt auf. Das Symbol liegt in dem Verhalten des Bluts: wie in der Liebesleidenschaft das Blut zum Geschlechtsteil schießt, steigt es im Zorn zu Kopf (Zornesröte); der Begriff

Hemmung und die Stauung der Erregung im vasovegetativen System den Affekt, während die motorische Aktion ihn durch Entlastung des autonomen Nervensystems aufhebt. Wir kommen somit zum Schlusse, daß der Affekt die psychische Manifestation einer Erregung des vasovegetativen Systems ist und daß die psychische Vorstellung allein ohne die somatische Erregung keinen Affekt erzeugen kann. Es ist auch schwer vorstellbar, daß eine Vorstellung eine somatische Erregung ohne Zuhilfenahme des Unbewußten auszulösen imstande sein sollte. Jede Vorstellung, die im Bereiche lebenswichtiger Funktionen auftaucht, setzt libidinöse oder destruktive Triebenergien in Bereitschaft zur motorischen Entladung. Diese Triebe können offenbar nicht als Affekte bewußt werden, wenn der Körper nicht mitschwingt. Das vaso-vegetative System spielt dabei den Vermittler. Das gilt in gleicher Weise für die drei wichtigsten Affekte: die sexuelle Erregtheit, die Wut und die Angst."

Was Reich über die Mitwirkung des Unbewußten bei der Entstehung der somatischen Phänomene sagt, stimmt mit der oben angeführten Annahme Kulovesis hinsichtlich der ätiologischen Bedeutung des unbewußten seelischen Komplexes für die Erzeugung der Gemütsbewegung und ihrer physiologischen Begleiterscheinungen überein.

O. Fenichel (Über organlibidinöse Begleiterscheinungen der Triebabwehr) und K. Landauer (Die kindliche Bewegungsunruhe) haben beide auf die primäre Lustfunktion der Muskulatur und ihre ökonomische Bedeutung für den Zornanfall mit Recht hingewiesen. Nach Fenichel dient das Muskelsystem ursprünglich (beim Zappeln und zornigen Schreien des kleinen Kindes) bloß dem Lustprinzip, richtiger dem Nirwanaprinzip, indem es in unkoordinierter Weise Reize in die Motilität abführt (Ferenczis Periode der magisch-halluzinatorischen Allmacht). Wenngleich mit der Durch-

der Franzosen ‚les yeux rouges' kennzeichnet schlagend die Verwandtschaft von Liebe und Zorn. Man muß diese Zusammenhänge beachten, nicht bloß kennen; in ihnen sind große Gebiete des Lebens aneinander gebunden, sie umfassen Geheimnisse des Menschlichen, die dem, der sie ahnt, ehrfürchtiges Erstaunen aufzwingen. (Von der Geschlechtswurzel puh — geht der Weg über ‚pubes' zu ‚pudor = Scham', ‚pudet = es schämt mich', ‚pugna = der Kampf', zu ‚Faust', zur ‚Wut' und zu ‚vates = Seher' usw.) Die Zornes- und Schamröte sind Symbole des Eros. Vielleicht dachten die Griechen an diese Dinge, wenn sie dem Eros den Anteros entgegenstellten."

Groddeck deutet auch auf die Redensart „vor Zorn schwellen" hin und fragt, was im „Schwellen vor Zorn" zerrissen wird; denn „Zorn" kommt von der Wurzel ter — zerreißen (vgl. das englische torn und tear). Er bringt das ter in dem Worte Zorn mit dem Deflorationsakt in Beziehung. Gr. orge (ὀργή) = Trieb, Zorn ist schon durch die Wörter Orgie und Orgasmus in seiner sexuellen Bedeutung gekennzeichnet; wir sprechen auch von „Orgien des Hasses". Im orgiastischen Dionysoskult wird das göttliche Kind von den mütterlichen Mänaden in bacchischer Wut zerrissen und verzehrt. (Siehe auch meine Arbeit „Der Ursprung der Tragödie", S. 124 f.) Dort, wo das Fressen das Sexualziel darstellt, ersetzt vielleicht wirklich der Zornanfall den genitalen Orgasmus.

setzung des Realitätsprinzips aus den unkoordinierten Bewegungen Handlungen werden, bleiben Überreste der reinen Abfuhrfunktion immer erhalten, so auch im Wutausbruch. Landauer bemerkt ganz ähnlich, die stimmliche Äußerung aller unlustvollen Affekte, z. B. das unartikulierte Brüllen des Zornigen, sei nicht nur zweckmäßig (Einschüchterungsversuch), sondern eben auch inkohärent und so eine Regression auf die infantile Bewegungsunruhe. Dazu kommt, daß der Affekt aus der Bewegungsunruhe, aus seinen Ausdrucksbewegungen häufig noch libidinöse Zuschüsse empfängt. So geschieht es, daß selbst unlustvolle Affekte libidinös festgehalten werden und daß sich das Individuum in die Affektäußerung hineinsteigert: das Wüten im Zorn, das Wühlen im Leid, das Hineinbrüllen ins Weinen wird auf diese Weise verständlich. Neben der sadistischen Betätigung am fremden Objekt beim Zornanfall bildet sich also auch auf der Grundlage der Bewegungslust eine autoerotische Zorneslust heraus.

Während die Angst in ihrem Zusammenhang mit der sexuellen Erregung schon frühzeitig ein bedeutsames Spezialproblem der psychoanalytischen Forschung bildete, hat der Zorn als dritter wichtiger Affekt weit weniger Beachtung gefunden. Als dann im Lichte der neuen Angsttheorie Freuds die automatische Es-Angst gegenüber der Ich-Angst („Das Ich ist die eigentliche Angststätte") in den Hintergrund trat, legte die Bildung des Angstsignals durch das Ich die Frage nach der Art der befürchteten Gefahr nahe, und dabei erwies sich, daß es letzten Endes der Zorn, die Strafe des Über-Ichs, der Liebesverlust von dessen Seite ist, auf den das Ich so reagiert. Mit der zunehmenden Sonderung des seelischen Apparates ergab sich also sozusagen eine Verteilung der drei Affekte auf die drei psychischen Instanzen, wenn auch Ich und Über-Ich die zur Erweckung des Angst- und Zornaffektes erforderliche Energie aus dem Triebreservoir des Es (Eros und Destruktionstrieb) beziehen dürften. Neben dem Zorn des Über-Ichs (der verinnerlichten Elterninstanz) besteht jedoch selbstverständlich auch der gegen die Außenwelt (in letzter Linie gegen die Eltern) gerichtete Ich-Zorn. Obwohl uns der Angstaffekt in der Unzweckmäßigkeit der von ihm hervorgerufenen Reaktionen und in seiner fundamentalen Bedeutung für die Neurosen vor ungleich schwierigere Probleme stellt als der Zornaffekt, erschien es vielleicht doch nicht ganz überflüssig, diesen mit Rücksicht auf die in den letzten Jahren zunehmende Würdigung des Destruktionstriebes einmal monographisch zu behandeln und auf die mannigfaltigen Beziehungen hinzuweisen, die ihn mit anderen Gefühlszuständen verbinden. Warum es aber bei dem einen Menschen gerade zu dieser, bei dem anderen zu jener Reaktion kommt und nach welchen Gesetzmäßigkeiten die Affekte ineinander übergehen, sind wir heute allerdings leider noch weit entfernt, befriedigend erklären zu können.

Literatur

Abraham, Karl: Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Libido. Wien 1924.
Abraham, Karl: Psychoanalytische Studien zur Charakterbildung. Wien 1925.
Ach, Narziß: Über den Willensakt und das Temperament. Leipzig 1910.
Bernfeld, Siegfried: Psychologie des Säuglings. Wien 1925.
Darwin, Charles: Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei den Menschen und den Tieren. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. 3. Aufl. Stuttgart 1877.
Darwin, Charles: Biographical Sketch of an Infant. Mind 1877.
Deutsch, Helene: Psychoanalyse der Neurosen. Wien 1930.
Fenichel, Otto: Über organlibidinöse Begleiterscheinungen der Triebabwehr. Int. Ztschr. f. Psa., XIV, 1928.
Fenichel, Otto: Hysterien und Zwangsneurosen. Wien, 1931.
Fenichel, Otto: Perversionen, Psychosen, Charakterstörungen. Wien 1931.
Ferenczi, Sándor: Versuch einer Genitaltheorie. Wien 1924.
Ferenczi, Sándor: Bausteine zur Psychoanalyse. I. Bd.: Theorie. Wien 1927.
Freud, Sigmund: Die Traumdeutung. Ges. Schriften, Bd. II.
Freud, Sigmund: Charakter und Analerotik. Ges. Schriften, Bd. V.
Freud, Sigmund: Das Ich und das Es. Ges. Schriften, Bd. VI.
Freud, Sigmund: Hemmung, Symptom und Angst. Ges. Schriften, Bd. XI.
Freud, Sigmund: Dostojewski und die Vatertötung. Almanach 1930.
Groddeck, Georg: Der Mensch als Symbol. Wien 1933.
Hermann, Imre: Zur Psychologie eines Gorillakindes. Psa. Bewegung, III, 1931.
Jodl, Friedrich: Lehrbuch der Psychologie. 3. Aufl. Stuttgart u. Berlin 1908.
Jones, Ernest: Haß und Analerotik in der Zwangsneurose. Int. Ztschr. f. Psa., I, 1913.
Jones, Ernest: Über analerotische Charakterzüge. Int. Ztschr. f. Psa., V, 1919.
Jones, Ernest: Angst, Schuldgefühl und Haß. Int. Ztschr. f. Psa., XVI, 1930.
Klein, Melanie: Die Psychoanalyse des Kindes. Wien 1932.
Kretschmer, Ernst: Körperbau und Charakter. 6. Aufl. Berlin 1926.
Kulovesi, Yrjö: Psychoanalytische Bemerkungen zur James-Langeschen Affekt-Theorie. Imago, XVII, 1931.
Landauer, Karl: Die kindliche Bewegungsunruhe. Int. Ztschr. f. Psa., XII, 1926.
Landauer, Karl: Die Gemütsbewegungen oder Affekte. In: Das psychoanalytische Volksbuch, I. Bd. Stuttgart 1928.
Lange, Carl: Die Gemütsbewegungen. 2. Aufl. Würzburg 1910.
Rado, Sandor: Das Problem der Melancholie. Int. Ztschr. f. Psa., XIII, 1927.
Reich, Wilhelm: Die Funktion des Orgasmus. Wien 1927.
Reich, Wilhelm: Der epileptische Anfall. Int. Ztschr. f. Psa., XVII, 1931.
Reik, Theodor: Der Schrecken und andere psychoanalytische Studien. Wien 1929.
Winterstein, Alfred: Der Ursprung der Tragödie. Wien 1925.
Winterstein, Alfred: Zur Psychologie der Arbeit. Imago, XVIII, 1932.

Über den Triebbegriff

Von

Johannes Landmark

Oslo

„In Wirklichkeit beginnt keine Wissenschaft mit solchen Definitionen (klaren und scharf definierten Grundbegriffen), auch die exaktesten nicht. — Erst nach gründlicherer Erforschung des betreffenden Erscheinungsgebietes kann man auch dessen wissenschaftliche Grundbegriffe schärfer erfassen und sie fortwährend so abändern, daß sie in großem Umfange brauchbar und dabei durchaus widerspruchsfrei werden. — Ein solcher konventioneller, vorläufig noch ziemlich dunkler Grundbegriff, den wir aber in der Psychologie nicht entbehren können, ist der des Triebes. Versuchen wir es, ihn von verschiedenen Seiten mit Inhalt zu erfüllen."

(Sigm. Freud, „Triebe und Triebschicksale", Ges. Schr. Bd.V.)

Mit der zur Vorsicht mahnenden Einleitung zur Arbeit „Triebe und Triebschicksale" hat Freud darauf aufmerksam gemacht, daß die psychoanalytische Triebtheorie den Charakter des Spekulativ-hypothetischen, vorläufig nicht Festgelegten trägt. Es wäre nun möglich, auf derselben empirischen Grundlage fußend, der einen Hypothese eine andere entgegenzuhalten und auf ihre Brauchbarkeit hin zu prüfen. Ebenso möglich wäre es, daß anderweitiges empirisches Material, das uns jetzt zur Verfügung steht, uns dem Triebproblem näher bringen könnte. Dies soll im folgenden versucht werden. — Bei der Behandlung des Hungertriebes möchte ich kurz über Untersuchungen und Daten berichten, die David Katz in einer kleinen Publikation[1] niedergelegt hat.

1. Der Hungertrieb.

Der Hunger wird gewöhnlicherweise wie der Durst und der sexuelle Drang zu den sogenannten Organgefühlen gerechnet. Es ist eine viel diskutierte Frage, durch welche Rezeptoren diese Gefühle oder Empfindungen an unser Bewußtsein gelangen, oder wodurch sie motorische Aktionen veranlassen.

Wenn man einige Menschen darüber ausfragt, wie sie es bemerken, daß sie Hunger haben, werden wohl die meisten ohne Zweifel angeben, daß sie es „im Magen" fühlen. — Daß es vielleicht nicht so einfach ist, dürfte aus dem folgenden hervorgehen.

1) David Katz: Hunger und Appetit, Leipzig 1932. Eine solche Heranziehung von Beobachtungen aus benachbarten Wissenschaften an das Triebproblem hat übrigens auch Freud in derselben Arbeit befürwortet: „Es erscheint vielmehr notwendig zum Zwecke dieser Bearbeitung" (des psychologischen Materials) „bestimmte Annahmen über das Triebleben an das Material heranzubringen, und es wäre wünschenswert, daß man diese Annahmen einem anderen Gebiet entnehmen könnte, um sie auf die Psychologie zu übertragen."

Von Sherrington wird die Vermittlung dieser Eindrücke dem propriozeptorischen System zugeschrieben (d. h. Nervenendigungen, Sinnesorgane im Innern des Organismus). Das dürfte wohl der gewöhnlichen Auffassung entsprechen, auch derjenigen, die Freud seiner spezielleren Definition des Sexualtriebes zugrunde gelegt hat. — Die Propriozeptoren, heißt es, geben dem Individuum Nachrichten über Hunger, Durst, sexuellen Drang, ebenso wie über die Lage der Glieder, über Muskeltonus, Schmerz und Verstümmelung.[2] — Nun kennen wir einigermaßen die Rezeptoren, die die Nachrichten über Schmerz, Lage der Glieder oder Muskelspannung vermitteln; aber über die Rezeptoren und zentripetalen Konduktoren (Nervenleitungen) für den Hunger, den Durst, die sexuelle Spannung wird wohl auch Sherrington keinen Aufschluß geben können. — Wir werden die Frage in der Hauptsache an Hand der Untersuchungen und Erwägungen von Katz zu verfolgen versuchen.

Katz führt aus: „Gemeinsam nehmen alle Hungertheorien ihren Ausgang von den infolge des Stoffwechsels eintretenden Änderungen in der Zusammensetzung des Gewebssaftes, die Ansichten gehen aber auseinander in der Frage der Stationen des Nervensystems, an denen das Bewußtsein von jener Änderung Nachrichten empfängt. Die zentrale Theorie, wie sie unter den älteren Physiologen von Schiff vertreten wird, läßt die Modifikationen des Blutes, die durch das Fehlen gewisser Substanzen bedingt sind, die Nervenzentren direkt erregen, während die periphere Theorie, wie sie etwa Luciani verteidigt, die Vorgänge am und im Magen, die das charakteristische Hungergefühl auslösen, in Abhängigkeit von dem veränderten Chemismus des Blutes bringt.

Von modernen Physiologen führt Cannon, gestützt auf Experimente, den Hungerschmerz, jedenfalls in den intensivsten Graden, auf Kontraktionen des leeren Magens zurück.

Von den Argumenten gegen die periphere Theorie führe ich hier einige wenige an: Die Empfindung der Leere des Magens kann nicht maßgebend sein, da intravenöse Zufuhr von Nahrungsmitteln die Hungerempfindung bei vollkommen leerem Magen aufheben kann. Auch die Säureanhäufung kann

2) Zitiert nach Ragnar Vogt: Nogen Hovedlinier i Medisinsk Psychologi og Psykiatri, Oslo 1923. — Genauer: Die Intrapropriozeptoren. Ragnar Vogt, dessen Sprachgebrauch die folgenden Ausführungen übernommen haben, hat die Ausführungen Sherringtons nicht immer exakt wiedergegeben. Sherrington hat das „rezeptive Feld" anders aufgeteilt: Die Rezeptoren an der äußeren, der Außenwelt zugewendeten Oberfläche des Körpers, nennt er Exterozeptoren, die der eingestülpten Teile der Oberfläche des Körpers, insbesondere des Verdauungskanals sind die Introzeptoren, während sich die Propriozeptoren im eigentlichen Inneren des Organismus, innerhalb der Haut und der Schleimhäute befinden. (Anmerkung während der Korrektur.)

nicht das Entscheidende sein: Hunger kann gefühlt werden, selbst wenn der Magen gefüllt ist. — Hunde zeigten deutliche Zeichen von Hunger, wenn auch Vagus und Splanchnicus durchgeschnitten waren. — Vor allem kann die periphere Theorie die verschiedenen Arten von Spezialhunger nicht erklären, an denen ein Organismus beim Fehlen eines bestimmten Nahrungsstoffes leiden kann, wie z. B. Kochsalzhunger bei Menschen und Tieren, Phosphorhunger beim Rind, Kalkhunger bei Hühnern.

Die Empfindungen von Seiten des Magens können dementsprechend nur eine nebensächliche Rolle spielen, das Hungergefühl muß auch ohne ihre Mitwirkung zustande kommen können.

Katz führt weiter aus: „Der Mangel an den heißbegehrten Stoffen muß sich in einer weit unmittelbareren Weise auf dem Wege über bis jetzt allerdings unbekannt gebliebene Stellen des Nervensystems dem Bewußtsein gegenüber Geltung verschaffen. Von diesen Stellen her müssen beim Menschen die Vorstellungsbilder der begehrten Speisen geweckt werden, die mit höchstem Deutlichkeitsgrade spontan auftreten und uns bedrängen. — Es ist nicht allzu kühn anzunehmen, daß auch Tiere bei Spezialhunger auf die Speisen bezügliche Vorstellungen besitzen. Es ist überaus wahrscheinlich und verträgt sich auch mit den modernen Anschauungen vom stufenweisen Aufbau des seelischen Lebens, daß es nicht eine oder zwei, sondern viele Stellen im psychophysischen Organismus des Menschen gibt, von denen aus Hunger- und Appetiterlebnisse ausgelöst, modifiziert und in ihren Auswirkungen beeinflußt werden können. — —"

Katz meint also, daß gewebschemische Veränderungen Vorstellungen von Nahrungsmitteln erwecken, die den fehlenden Stoff enthalten. In welcher Weise kommen nun diese dinglichen Vorstellungen zustande?

Man hat hier zwei Möglichkeiten, zwei Theorien: eine ist empiristisch, die sogenannte Probiertheorie, nach dem *„trial and error"*-Prinzip; die andere ist nativistisch, sie „läßt die Entscheidung über die Nahrungsaufnahme nicht auf dem Instanzenweg Bekömmlichkeit-Nichtbekömmlichkeit erfolgen, sondern auf Grund einer vor aller individuellen Erfahrung liegenden Abgestimmtheit des aus dem chemischen Gleichgewicht gebrachten Organismus auf bestimmte Stoffe, die dieses Gleichgewicht mehr oder weniger gut wiederherzustellen vermögen."

Die Probiertheorie wird von Katz abgewiesen. Er hat u. a. einen Versuch mit Kücken ausgeführt, die, künstlich ausgebrütet, eben aus dem Ei entschlüpft sind. Auf dem Boden waren als Futter Bruchreis, Sagokörnchen, kleine Nudelgraupen, Linsen und ein aus Hundekuchen gemahlenes Kückenfutter ausgestreut; außerdem gab es da noch Häcksel, Papierschnitzel und Holzstückchen. Für eines der Kücken war die Reihenfolge, in der es nach

Gegenständen pickte: 1. Auge eines anderen Kücken, 2. Häckselstückchen, 3. glänzende Spitze einer Schraube des Versuchskastens, 4. helle, ein wenig erhabene Stelle des Holzbodens, 5. Papierschnitzel, 6. glänzende Spitze eines Nagels des Versuchskastens, 7. Flügelfedern eines anderen Kückens, 8. Häckselstückchen, 9. Schnabel eines anderen Kückens, 10. helle, nicht erhabene Stelle des Bodens, 11. Nudelgraupe (wird verschluckt), 12. eigener Fuß, 13. Nudelgraupe, 14. Linse (wird nicht verschluckt), 15. Flügel eines anderen Kückens, 16. einige Sagokörnchen werden nacheinander aufgenommen und verschluckt. Weiterhin wurden sehr rasch häufiger die Nahrungspartikelchen aufgenommen. — Die Nahrungsaufnahme geschieht demnach unabhängig von der Erfahrung. — Die genauere Beschreibung der Experimente und die Erwägungen, die Katz anstellt und die überzeugend wirken, können hier nicht wiedergegeben werden.

Die Probiertheorie kann also nicht primär für die Nahrungssuche der Kücken gelten; sekundär wird das Prinzip selbstverständlich seine Bedeutung haben als Grundlage der erlernten Reaktionen, der Gewohnheiten.

Katz bleibt dann bei der nativistischen Theorie stehen, er stimmt mit Turro überein, wenn dieser sagt: „Diese Empfindung für die im Organismus fehlende Substanz ist jeder äußeren Erfahrung vorangestellt."

Katz kommt so zu seiner sogenannten Aviditätstheorie. Avidität ist ein Ausdruck aus der physikalischen Chemie, er bedeutet etwa eine unmittelbare, verstärkte und beschleunigte Affinität zwischen zwei Stoffen.[3] Wenn im Organismus ein Mangel an einem Stoffe entsteht, hat der Organismus eine Avidität für diesen Stoff. Innerhalb des Organismus verhalten sich das Begehren und die Erfüllung zueinander wie Matrize und Patrize.

Gegen diese Bezeichnungen ist einzuwenden, daß sie zwar gute und anschauliche Bilder sind, aber auch nicht mehr; sie erklären an sich nichts, sie scheinen sogar nicht sehr glücklich gewählt zu sein, da sie meines Erachtens nach das wesentliche der Katzschen Anschauung nicht treffen. — Doch gehen wir mit Katz weiter:

„Allerdings bleibt uns noch die wichtige Frage zur Beantwortung: wie denn, d. h. auf welchem sinnlichen Wege die für die Befriedigung des Appetits geeigneten Materialien aufgefunden werden." — Wie kommt eine „Matrize" in der Gewebsflüssigkeit dazu, das *„behaviour"*, das motorische Benehmen des Organismus zu beeinflussen?

3) Vgl. hierzu Katz: „Wenn der Chemiker von Aviditäten und ihren Absättigungen spricht, so wurde diese Begriffsbildung durch den Blick auf das psychologische Geschehen bei der Stillung eines Verlangens durch die Nahrungsaufnahme bestimmt. Wir wollen die vorstehend skizzierte Theorie als Aviditätstheorie des Appetits bezeichnen, um damit sich abspielende chemische Vorgänge ganz bestimmter Struktur anzudeuten, die dem erlebten Sättigungsvorgang entsprechen."

Ehe wir die Diskussion Katzs hierüber wiedergeben, sei ein Versuch erwähnt, der von Kuttner und Lewy[4] zur Lösung dieser Frage unternommen wurde, nicht weil er besonders gelungen erscheint, sondern weil er das Problem beleuchtet: „Der Nahrungstrieb, das Hungergefühl, beruhe auf Zellgier, Gewebshunger. — Bei den innersekretorischen Störungen zeigt sich deutlich, in welchem Maße Hunger und Appetitgefühl über den Bedarf, der dem augenblicklichen natürlichen Nahrungstrieb entsprechen würde, hinausgehen oder hinter ihm zurückbleiben können." — — „auf Grund des Kaloriebedarfes eines Organismus werden Erregungen aus den ungesättigten Zellen über ein Meldesystem der Organe besonders denen, die im Dienste der Aufnahme und Verwertung der Nahrung stehen, dem Zentralorgan, das aus den empfangenen Erregungen nun effektorisch die Nahrungsaufnahme und Nahrungswahl zu veranlassen hat, zugeführt. Demnach ist unter Zugrundelegung des Nahrungstriebes das Hungergefühl als der afferente Schenkel eines Reflexes vorstellbar, auf dessen efferente Schenkel die zur Nahrungsaufnahme notwendigen Impulse übertragen werden. — Diese Rezeptoren stellen intra-protoplasmatisch gelegene Nervenendigungen dar, die durch die chemisch-physikalischen Zustandsänderungen der Zelle erregt werden. Ihre Existenz ist nach der vorstehenden Betrachtung in fast allen Organen anzunehmen und jedenfalls nicht auf den Magen zu beschränken. Auf welchen afferenten Bahnen diese Meldungen zentralwärts geleitet werden, ist bisher unbekannt." Wir stoßen auch hier, wie bei Katz, auf eine unbekannte Stelle im Nervensystem; das ist gerade das Zentrum der ganzen Diskussion.

„Die Nn. Vagi und der Grenzstrang des Sympaticus kommen für diese Leitung nicht in Betracht, denn es besteht nach deren experimentellen Durchschneidung beim Tier unveränderte Freßlust weiter."

Es scheint, daß man diese Theorie nicht näher diskutieren kann, ehe die Existenz dieser postulierten Rezeptoren und afferenten Leitungsbahnen nicht nachgewiesen ist. Doch hat die Theorie den Vorteil, die verschiedenen Arten von Spezialhunger zu berücksichtigen und die Frage in den Vordergrund zu rücken, ob es innerhalb des Organismus Organe, Rezeptoren gibt, die dem Bewußtsein Eindrücke chemisch-physikalischer Art vermitteln. Haben wir Rezeptoren für humorale, chemisch-physikalische Änderungen? Oder, wenn nicht, können Teile des Zentralnervensystems unmittelbar Irritamente chemischer Art dem Bewußtsein zuleiten? — Das ist nach allen Analogien, nach jeder Erfahrung ein unwahrscheinlicher Gedanke. Wir kennen keine Beispiele dafür, daß die nervöse Substanz durch direkte Reizung Eindrücke an unser Seelenleben bringt, das geschieht lediglich durch Konduktoren oder Re-

4) Birnbaum: Handwörterbuch der medizinischen Psychologie, 1932. Von mir gesperrt.

zeptoren, durch dazu eigens differenzierte Organe. Ehe wir uns zu derartigen unbewiesenen Annahmen entschließen, müssen wir uns nach anderen tragfähigen Möglichkeiten umsehen.

Nun findet man die Rolle der chemischen, humoralen Reize schon bei R. Vogt (nach Sherrington?) angedeutet: „Die Stimuli, die das Nervensystem beeinflussen, kommen teils durch die Blutbahn: direkte chemische Stimuli; teils durch Nervenfäden; wir heißen letztere indirekte, sensorische Stimuli. Die chemischen Reize wirken dadurch, daß sie die nervösen Mechanismen in einen Zustand erhöhter oder verminderter Reagibilität bringen."[5] — Hier liegt meines Erachtens nach der Schlüssel zu dem Verständnis sowohl des Hungers in seinen verschiedenen Abarten wie auch der sexuellen Erregung, des sexuellen Bedürfnisses, ja eigentlich des ganzen Triebproblems.

Doch das ist eine Vorwegnahme. Wir wollen die Gedankengänge Katz' weiter verfolgen. Es scheint mir, wenn ich es recht verstanden habe, daß Katz zu demselben Gesichtspunkt neigt, ohne ihn explizite hervorzuheben.

Katz gibt an, daß aus seiner Definition des Appetits ohne weiteres folge, daß ihm immer eine Gegenstandsbezogenheit mitgegeben sei; eine Abgestimmtheit vor jeder Erfahrung zwischen dem Stoffe, der dem Organismus fehlt, und den geeigneten Materialien in der Außenwelt. Diese Abgestimmtheit kommt zum Ausdruck oder wird wirksam, durch die Sinnesorgane, dadurch, daß die sinnlichen Qualitäten der betreffenden Materialien durch das Sinnesorgan, gemäß der aktuellen Avidität, dem jeweiligen Bedürfniszustand, gewertet wird. Hat z. B. der Organismus eine Avidität nach Phosphor, schmecken oder riechen phosphorhaltige Stoffe gut, was unter normalen Umständen nicht der Fall wäre; das Rind fängt an, Knochen zu fressen, das eine Schaf frißt dem anderen die Wolle ab. Ist Phosphor in Überfluß vorhanden, und fehlt dabei ein anderer Stoff, haben dieselben Stoffe, die vorhin gut schmeckten, qua phosphorhaltig kein besonderes Interesse mehr; wir wissen aus der Erfahrung beim Menschen, daß bei Abwesenheit eines bestimmten Nahrungsstoffes sämtliche Speisen fade und unschmackhaft sind. — Diese durch die Avidität bedingte Abgestimmtheit oder ein Ausdruck derselben spiegelt sich direkt in den Sinnesorganen in dem Grad von Lust, mit dem ein Sinneseindruck empfangen wird. Man kann es vereinfacht grob anschaulich so ausdrücken: Entsteht in der Gewebsflüssigkeit ein Mangel an P und eine chemische Affinität dem P gegenüber, entsteht in Proportion hiermit eine Matrize, ein Begehren nach P und eine Affinität nach P in den Geschmackszwiebeln, in den Geruchsrezeptoren. Oder wie Katz es ausdrückt: „— — daß die Geruchs-

5) R. Vogt, l. c. Von mir gesperrt.

charaktere der Objekte sich nach ihrer die Dynamik des Nahrungsverhaltens beeinflussenden Gefühlstonung mit der Stimmung des Körpers ändern. So können unter Spezialhunger (P-Hunger) Dinge, deren Geruch sonst neutral oder sogar abstoßend wirkt, ‚gut' riechen und zur Annäherung und schließlichen Einverleibung des Geruchsträgers einladen." „Die Umstimmung der Reaktionsweise des Geruchssinnes erfolgt nach der hier vertretenen Grundauffassung in strenger Bindung an den veränderten Chemismus des Körpers."[6]

Hiermit scheint Katz an eine sehr bedeutungsvolle Lösung der Frage angelangt. Ja es scheint mir sogar, daß vieles, was der Autor in früheren Abschnitten als problematisch hingestellt hat, durch diese Lösung wegfällt; z. B. daß „an gewissen unbekannten Stellen Vorstellungsbilder der begehrten Speisen geweckt werden, die — spontan auftreten". Meines Erachtens braucht man die Annahme der spontan auftretenden Vorstellungsbilder nicht; es muß genügen, daß die peripheren Reize, infolge der Umstimmung der Aktionsweise der Rezeptoren, Vorstellungen wiedererwecken durch Assoziation mit den während früherer Hungerzustände genossenen Speisen; die Vorstellungen werden also „mnemisch ekphoriert", sie treten nicht spontan auf.

Auf eine theoretisch sehr wichtige Frage können wir hier nur kurz hinweisen: Welche Sinnesqualitäten sind hierfür die primär, erfahrungsunabhängig wirksamen, im Sinne eines unbedingten Reflexes, und welche machen erst sekundär, infolge bedingter Verkoppelung mit einem Unbedingten einen handlungsauslösenden Eindruck?

Beim Huhn liegt, wie wir sehen, die Entscheidung über Einzuverleibendes und Nichteinzuverleibendes beim Geschmackssinn; der Geruchssinn scheint eine geringere Bedeutung zu haben; ein Huhn verhungert, auf einem Haufen Korn sitzend, wenn es dunkel ist (Katz). — Für den initialen Pickreflex scheinen dagegen die Gesichtseindrücke die unbedingt auslösenden Stimuli zu sein. — Sogar beim Hunde scheint nach gewissen Beobachtungen der Geschmack allein, und nicht der Geruch, eine unbedingte Reaktion hervorzurufen, was vielleicht noch eingehenderer Untersuchungen bedarf.[7]

Daß diese Aviditätstheorie auch für den Menschen gilt, findet darin eine Stütze, daß die Nahrungsaufnahme großer Menschengemeinschaften bei Wahlfreiheit dem Rubnerschen Gesetz folgt, im wesentlichen dieselben Verhältnisse zwischen Eiweiß, Fett und Kohlehydraten, aufzunehmen.

Eine Schwierigkeit für diese Theorie liegt in der stationsweise eintretenden Sättigung, die manchmal zu beobachten ist: Ein Tier, das an starkem Durst leidet, trinkt zuerst ein gewisses Quantum Wasser, und scheint vor-

6) Von mir gesperrt.

7) C. Louwatt Evans, Recent Advances in Physiology, Third Edition 1928.

läufig gesättigt, obgleich der Wassermangel noch lange nicht vollständig ausgeglichen sein kann; das erweist sich dadurch, daß das Tier nach kurzer Zeit mehrmals reichlich trinkt, bis definitive Befriedigung eintritt. Eine Empfindung der Sättigung scheint ohne chemischen Ausgleich entstehen zu können. Katz bemerkt hierzu, daß die Befriedigung des Appetits auf verschieden hohem Niveau erfolgen könne. — „Vermutlich sind es sehr schnell im Magen einsetzende chemische Vorgänge, die die Absättigung von Spezialhunger auf der ersten Station bedingen." Eine weitere Schwierigkeit, die eine besondere Erklärung erheischt, hat man darin gesehen, daß sich beim Menschen das Hungergefühl nicht proportional mit dem tatsächlichen Nahrungsbedarf steigert, sondern bei langdauerndem Fasten von Zeit zu Zeit anwächst, um dann wieder zeitweilig weitgehend zurückzutreten. Hier mögen sehr komplizierte Faktoren mitspielen. (Vielleicht Adaption an das Unveränderliche.)

Daß die Sättigung nicht ausschließlich durch Geschmacks- und Geruchskomplexionen geschieht, sondern tatsächlich durch assimilatorische, chemisch-physikalische Prozesse, erwies folgender Versuch: Eine Anzahl an Kalkhunger leidender Hühner wurde mit kleinen Makkaroniröhrchen gefüttert. Einige Röhrchen wurden mit Kalk gefüllt, die Öffnungen geschlossen und einer Gruppe der Hühner gegeben, die die Röhre schluckten. Nachher wurde diesen, wie auch den anderen Hühnern Kalk gegeben; und diejenigen, die schon Kalk bekommen, ohne ihn aber geschmeckt zu haben, hatten jetzt ein sehr geringes Begehren danach, während die anderen gierig fraßen. Der Organismus war befriedigt, ohne den Geschmack des Kalks genossen zu haben.

Eine gewisse Bedeutung haben selbstverständlich auch die proprio-zeptorischen Sensationen, von dem Körperinneren her, z. B. vom Magen, Schlund, wie Cannons Erfahrungen über den Hungerschmerz beweisen. — Aber sie sind akzessorisch, inkonstant, nicht unentbehrlich, sie gehören eben den peripheren Komponenten des Hungers an. Deshalb kann man nicht die Hungerempfindung kurzerhand den Propriozeptoren zuweisen.

Wir wollen kurz zusammenfassen: Der Hunger beruht auf Veränderungen des Gewebschemismus. Diese Veränderungen sind unter die „direkten, chemischen Stimuli" zu zählen, die dadurch wirken, daß sie die Reaktionsweise des nervösen Apparates umstimmen. — Ausgelöst wird das Appetiterlebnis durch periphere Reize, teils durch die Exterozeptoren von dem umgebenden Milieu, teils durch die Propriozeptoren von dem Körperinneren. Durch die nervösen Rezeptoren entscheidet der jeweilige humorale Zustand, welchen Eindruck die äußeren Dinge auf uns (hier in bezug auf Genießbares — nicht Genießbares) machen; dadurch wird den äußeren Dingen der Aufforderungscharakter verliehen.

II. Der Sexualtrieb; der Triebbegriff.

Die gleiche Auffassung, wie sie hier für den Hunger wiedergegeben ist, habe ich in einem Vortrag in der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft[8] für den Sexualtrieb geltend gemacht, mit folgenden Worten: „Die chemische Quelle macht das Zentrum sexuell erregbar (sie ist die determinierende Ursache der Sexualerregung); der periphere Sexualreiz an der erogenen Zone macht es sexuell erregt (er ist die realisierende Ursache).[9]

Dabei war ich damals von Betrachtungen über die Art und Wirkungsweise der erogenen Zonen ausgegangen, es schien mir, daß dieser Begriff, wie er manchmal gehandhabt wird, Unklarheiten aufweist. — Was uns die Empirie hiezu an neuen Einsichten gebracht hat, dürfte in der Hauptsache folgendes sein: Sexualerregung kommt nicht nur durch Reizung der Genitalien zustande, auch andere Körperregionen können durch geeignete Reizung Sexualerregung hervorrufen, „sich in vielen Hinsichten wie Genitalorgane benehmen", ja es ist wahrscheinlich, daß die meisten Organe des Körpers diese Eigenschaft haben. So viel sagen die Befunde; dann ist die Interpretation, die Theorie hinzugetreten, man hat nach den Sexualstoffen gegriffen, nach einer „Verteilung der Sexualstoffe", um diese Tatsachen zu erklären; und hier beginnt das Fragwürdige, einer Diskussion Bedürftige. Man nimmt an, daß sexuelle Triebreize nicht nur von den Genitalien, sondern auch von anderen Körperteilen, den sogenannten „erogenen Zonen", ausgehen. Das führt nun zu der Konsequenz, daß die Sexualstoffe nicht nur an den Genitalien angesammelt sind oder wirken, sondern sich eben an allen erogenen Stellen finden lassen müssen. — Indessen ist diese Konsequenz nicht zwingend, oder richtiger, ihre Voraussetzung läßt sich bestreiten, die Annahme, die Sexualerregung beruhe darauf, daß Sexualstoffe an reizbaren Stellen, z. B. Genitalien, angesammtelt sind oder wirken. Es wird zugegeben, daß diese Annahme völlig hypothetisch und unbewiesen ist; aber ist sie nicht auch überflüssig, verschleiert sie uns nicht den einfachen Sachverhalt, der mit bekannten Daten erklärbar ist? — Wie kommt eine Sexualerregung zustande? — Wir denken uns, eine erogene Körperstelle, z. B. Penis oder Klitoris werde durch eine Berührung gereizt; die taktilen Eindrücke werden, nach dem bekannten nervenphysiologischen Schema durch zentripetale Bahnen dem Zentrum (richtiger: den Zentren) zugeleitet; sie werden daselbst verwertet, veranlassen von dort aus die zentrifugalen Impulse, motorischer, vasomotorischer und sekretorischer Art, die die uns als Sexualerregung bekannten Veränderungen hervorrufen (Kongestion, Sekretion usw.). Nun soll das nicht ausreichen, neben dem sensiblen,

8) Am 31. Mai 1933.

9) Diese Formulierung, die mir sehr klar und prägnant erscheint, danke ich O. Fenichel.

afferenten Nervenreiz soll auch an der gereizten Körperstelle, an Penis oder Klitoris, ein Inkret abgesondert werden oder sich ansammeln und einen Reiz für das Seelische ausüben. — Oder: ein sexuell anreizendes Objekt wird gesehen, der visuelle Eindruck wird dem Zentrum übermittelt und bewirkt eine Sexualerregung; also sollen außer dem visuellen Eindruck auch aus irgendwelchen Zellen des Auges (der Aderhaut, der Retina, der Linse, des Glaskörpers, der Gesichtsnerven?) Sexualstoffe abgegeben werden? — Es scheint doch, daß die Annahme von Sexualerregung durch lokale Wirksamkeit von Sexualstoffen überflüssig und unzweckmäßig ist. — Ebenso lassen sich die abnormen Lokalisationen der Sexualerregung z. B. bei der Hysterie mit Hilfe des Reflexschemas erklären.

Die innersekretorischen Sexualstoffe werden von Drüsen produziert. Wir kennen die Anzahl dieser daran beteiligten Organe nicht genau; es ist nicht unmöglich, daß sehr viele, ja vielleicht die meisten Zellen des Körpers Stoffe abgeben, die eine Bedeutung für den Sexualchemismus haben; es ist denkbar, aber wir wissen sehr wenig darüber. Aber wie dem auch sei, über die Bedeutung dieser Sexualstoffe können wir folgendes aussagen: geeignete Sexualreize, eine Berührung einer reizbaren Körperstelle oder ein erregender Anblick, sind nur bei *geeignetem Zustand des Organismus* wirksam. Wir haben gute Gründe, diesen Zustand, die sexuelle Erregbarkeit, eben auf die Anwesenheit dieser Sexualstoffe, die wir uns ja als chemisch denken müssen, zurückführen. Fehlen diese Stoffe, wie z. B. bei Kastraten und, wie wir annehmen, auch unmittelbar nach stattgefundenem Orgasmus, so ist der Organismus nicht mehr erregbar, auch nicht durch die am besten geeigneten Reize. *Auch die Sexualstoffe* wirken offenbar als *direkte, chemische Stimuli* dadurch, daß sie den *Zustand des Organismus*, die Reaktionsweise des nervösen Apparates *umstimmen*.

Eine Körperstelle ist erogen erstens vermöge ihrer Ausstattung mit Sinnesorganen, Rezeptoren; zweitens, und zwar entscheidend für ihre größere oder geringere Dignität als erogene Stelle, infolge teils konstitutioneller Faktoren, teils erworbener, psychischer oder somatischer Momente. Drittens ist die allgemeine Voraussetzung jeder Erogenität die humorale Gesamtstimmung des Organismus, die chemisch-physikalische Zusammensetzung der Gewebsflüssigkeit.

Wir haben bisher den Hunger und den Sexualtrieb behandelt und meinten, für beide dasselbe Prinzip zugrunde legen zu können. Zu einer allgemeinen Betrachtung des Triebproblems seien hier zunächst einige Bemerkungen von H. K. *Schjelderup* zitiert, dessen Ausführungen mir als Stütze gedient haben: „Die Anwesenheit der Speisen bedingt beim Tiere nicht ursprünglich zu jeder Zeit die Reaktion des Fressens; diese Reaktion setzt den besonderen,

als Hunger bezeichneten organischen Zustand voraus. Und nicht jedesmal, wenn ein Vogel die zum Nestbau geeigneten Materialien vorfindet, wird er sie dazu verwenden, sondern nur zu bestimmten Zeiten, die mit der Paarung zusammenhängen. Die Ansicht des Nestbaumaterials ist also nur eine Teilursache des Nestbauens; die andere Teilursache muß in einem bestimmten organischen Zustand gesucht werden. Zu gewissen Zeiten im Leben des Vogels gehen von seinem Inneren Einflüsse aus, die ihn dazu treiben, auf gewisse äußere Eindrücke mit Nestbau zu reagieren. — Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den Sexualfunktionen; die Tiere haben bestimmte Brunst- und Paarungszeiten. Solch einen inneren Zustand, der dazu treibt, geeignete äußere Eindrücke mit bestimmten Reaktionen zu beantworten, bezeichnen wir als einen Trieb."[10] Dies ist eine Definition des Triebes, der man mit zwei Vorbehalten durchaus beipflichten könnte: Es scheint zweckmäßig, den Ausdruck „äußere Eindrücke" durch „periphere Eindrücke" zu ersetzen, wobei peripher gleich ist propriozeptorisch + exterozeptorisch; sodann ist der innere Zustand als auf humoral-chemisch-physikalischer Beschaffenheit der Gewebsflüssigkeit bzw. auf hormonalen Faktoren beruhend anzusehen. „Chemisch-physikalisch" ist ja der weitere Begriff, in den auch hormonale Faktoren eingereiht werden können.

Das Individuum handelt in jedem kleinsten Augenblick nach der „Prävalenz des momentanen Interesses". Diese Prävalenz wird in jedem Augenblick von zwei grundsätzlich verschiedenen Reihen von Momenten bestimmt: von dem jeweiligen Zustand des Organismus und von der Gesamtheit — „Ganzheit" — der peripheren Reize. — Bleuler[11] spricht von den „Stimmungsdispositionen für Lebensreize" und hebt hervor, diese Disposition sei teils von der Konstitution, teils von dem momentanen Befinden des Körpers, vom chemischen Zustand des Körpers[12] abhängig; „Hormone sind offenbar normaliter bei der Einstellung der Annahme- und Ablehnungsdispositionen wesentlich beteiligt." Als Beispiel werden die Sexualhormone erwähnt.

Je nach dem momentanen (chemischen) Zustand des Körpers wird auf die peripheren Reize verschieden reagiert; allerdings beeinflussen die peripheren Reize auch bis zu einem gewissen Grade den humoralen Chemismus; es findet ein kompliziertes Wechselspiel statt. (Vgl. das Zweikomponentenprinzip der Hungertheorie.) Dies sei an einem biologischen Beispiel veranschaulicht. Bei manchen Spinnenarten kann das Männchen, das sich mit seltsamen Werbemanövern dem Weibchen nähert, nicht sicher sein, ob es nicht vom Weibchen, statt als Sexualpartner, als Freßobjekt aufgefaßt und dementsprechend

10) Harald K. Schjelderup: Psykologi: Oslo 1927. — Von mir übersetzt und gesperrt.
11) E. Bleuler: Naturgeschichte der Seele, Berlin, Springer, 1932.
12) Von mir gesperrt.

behandelt wird.[13] Das hängt von verschiedenen Umständen ab, z. B. ob das Weibchen schon befruchtet ist oder nicht. Wir können nun etwa folgende Vorstellung erwägen: Ist der chemische Zustand des Weibchens durch Unterernährung charakterisiert, wirkt der Anblick des werbenden Männchens nur als Reiz für den Hungertrieb, und das Schicksal des Männchens ist besiegelt. Dasselbe wird der Fall sein auch bei mäßigem Hunger, wenn die die Kopulation erheischenden Sexualstoffe gänzlich fehlen, z. B. wenn es eben begattet und befruchtet wurde. Hat es dagegen infolge langer Enthaltsamkeit einen Überschuß an Sexualstoffen, dann wird der Geschlechtstrieb ein gewisses Maß von Hunger überwinden können, ein um so größeres, je mehr Sexualstoffe vorhanden sind, und das Männchen kommt nach vollbrachter Begattung befriedigt und heil davon. — Und nun der Einfluß der äußeren oder peripheren Reize: Bei gegebener chemischer Disposition des Weibchens könnte von zwei Bewerbern der eine wenig sexuell reizende Eigenschaften besitzen, und es wird mit ihm kurzer Prozeß gemacht, ebenso wenn er in irgend einer Weise besonders appetitanregend wirkt; der andere, der über viel „sex appeal" verfügt, vermag den Appetit des Weibchens zu überwinden. — Ein starkes sexuelles Begehren kann bei einem Tier oder Menschen einen quälenden Hunger übertönen, die Hungerreize werden nicht beachtet; andererseits kann das Begehren nach Nahrung so heftig werden, daß auch starke sexuelle Reize keine Wirkung ausüben. Ein überwältigender Schrecken kann wiederum sowohl Hunger wie sexuelles Begehren zum Schweigen bringen; von dem Schreck wissen wir aus Cannons Untersuchungen, daß er von einer erhöhten Ausscheidung vom Nebennierensekret begleitet ist. — Oder die Müdigkeit, die Erschöpfung kann so stark werden, daß sie die Prävalenz an sich reißt, es entsteht ein unbezwingliches, triebmäßiges Bedürfnis nach Schlaf, so daß sowohl sexuelle wie intensive Hungerreize, ja sogar lebensbedrohende Gefahren dem Individuum gleichgültig erscheinen. Dann können wiederum sexuelle Erregtheit oder starker Hunger die Müdigkeit verjagen und dergleichen mehr. Nun ist uns über das chemische Substrat der Müdigkeit und Erschöpfung auch einiges bekannt (Ermüdungsstoffe). Den Kampf um die Ansprechbarkeit für die verschiedenen Reize müssen wir uns sozusagen zu einem Teil auf chemischem Boden ausgefochten denken.

Man mag nun fragen, warum der Ausdruck „periphere Reize" dem Ausdruck „äußere" und „innere" vorzuziehen sei. Wir wollen versuchen, diese Frage zu beantworten und dabei gleichzeitig einem möglichen Einwand erwidern; nämlich: Ein innerer, aus dem Körperinneren kommender Reiz, z. B. ein intensiver Schmerz, kann doch auch die Reaktionsweise des Organismus völlig

13) Hans Peters: Sexualbiologie der Spinnen. Imago XIX, 1933, Heft 2, S. 210.

umstimmen, so daß sonst wirksame Reize unbeachtet bleiben? Aber darin besteht kein Wesensunterschied zu der Wirkung der äußeren Reize; ein äußerer Reiz kann die Wirkung eines anderen völlig paralysieren. Ein widerlicher Geruch kann den Geschmack der köstlichsten Speise verderben; eine Störung, ein Geräusch kann für sexuelle Reize unempfänglich machen. Nun wirken ja auch die äußeren, wie die inneren Reize unter Umständen auf den Chemismus umstimmend zurück (z. B. der Schreck); es besteht dort eine Wechselwirkung. Vor allem aber wirkt ja kein Reiz isoliert und allein, sondern immer als ein Glied in der Gesamtheit der ganzen Sinnesfläche, als ein Glied eines Ganzheitserlebnisses.

Ein „innerer" Reiz kann zwar den Zustand und die Reaktionsweise des Organismus umstimmen; aber dasselbe kann auch ein „äußerer" Reiz; sie sind beide periphere Reize, die auf ein Zentrum einwirken. Das Zentrum kann auf die peripheren Reize einmal so, ein andermal anders reagieren. Beim Hunger, sahen wir, war das übergeordnete, zur Handlung „treibende" Motiv, das in dem Individuum selbst lag, nicht irgendeine „innere", d. h. propriozeptorische Reizung, sondern der gewebschemische Zustand des Organismus. Und als das für den Trieb Entscheidende möchte ich den Zustand des Organismus hervorheben, der das Individuum dazu „treibt", auf die verschiedenen peripheren Reize in einer charakteristischen Weise zu reagieren. Und vieles scheint dafür zu sprechen, daß wir in dem Spiel des Gewebschemismus das Substrat dieser triebhaften Zustände finden.

Rätsel und Wunder der Heilung[1]

Von

Arthur Kielholz

Königsfelden (Aargau)

Von einem bernischen Kraftausdruck ausgehend, ist Hans Zulliger in seinem im Sonderheft „Schweiz" der „Psychoanalytischen Bewegung" veröffentlichtem Vortrag: „Teufelsdreck, die Arznei" der Psychologie des oralen Heilmittels nachgegangen. Lassen Sie mich heute in Ergänzung dazu versuchen, den seelischen Grundlagen speziell der Badekuren etwas nachzuspüren.

Kurz nach der Gründung der Gesellschaft „pro Vindonissa", die sich die Erforschung des römischen Legionslagers am Zusammenfluß von Aare und Reuß zum Ziele gesetzt hatte, wurden am Ende des letzten Jahrhunderts Teile von Thermen aufgedeckt, deren eigentliche Bestimmung man damals noch nicht erkannte (1). Es dauerte über 30 Jahre, bis man durch erneute Versuchsgrabungen in unmittelbarer Nähe der früheren Grabungsstelle den erstaunlichen Umfang und die Bedeutung dieser Badeanlage erfaßte und sich durch Vergleichung mit anderen römischen Thermen in Italien und den Provinzen ein Bild vom Betrieb und Zweck dieser Baulichkeiten machen konnte.

Ein Studium der alten Literatur (2) ergibt, daß beim Besuch der Thermen der Badende einen bestimmten Rundgang einzuhalten hatte, welcher bezweckte, den Körper auf die zweckmäßigste Weise von allen unreinen, schädlichen Stoffen zu befreien. Galenos (*de methodo mendendi*, XI, 10) schreibt z. B. vor, daß zuerst das Warmluftzimmer, dann das warme Bad, darauf das kalte Bad zu besuchen sei, an das sich das Schwitzen anschließe, und faßt den Heilprozeß in folgenden vier Akten zusammen: Im ersten Akt werden die Stoffe durch den ganzen Körper erwärmt und gelöst, ihre Ungleichheiten ausgeglichen, die Haut aufgelockert und, was sich unter ihr angesammelt hat, ausgeleert. Der zweite Akt soll bei trockener Körperkonstitution heilsame Feuchtigkeit in die trockenen Teile des Körpers bringen, der dritte den ganzen Körper abkühlen, die Hautporen schließen und die Kräfte stärken, der vierte Akt schließlich hat die Aufgabe, den Körper durch Schweißfluß zu entleeren, ohne ihn durch Abkühlung zu gefährden. An anderer Stelle berichtet der gleiche Autor (II. 17), daß zum Bade Salbungen gehören, vor oder nach dem warmen Bad, am besten gleich nach dem Schwitzen. Nach dem Bade soll man sich mit Öl salben, damit der Körper nicht mehr als nötig von der Luft durchweht werde (VI. 4). Seneca spricht in seinen Briefen

1) Nach einem Vortrag, gehalten in der Schweizerischen Psychoanalytischen Gesellschaft in Zürich am 20. Jänner 1934.

(86. 5) von Schwimmbecken, in die wir den durch ausgiebige Schwitzkur von allem Unreinen befreiten Körper hineintauchen. Wir erfahren von ihm auch, daß in den alten Badeanlagen die Fenster nur ganz kleine Schlitze darstellten, während in späterer Zeit auf möglichst freies Einfallen der Sonnenstrahlen, um zugleich Helligkeit und Wärme zu gewinnen, Bedacht genommen wurde, indem man Oberlicht und recht große Seitenfenster von Glas oder Marienglas bis nahe an den Fußboden hinab erstellte. Plinius rühmt in seinen Briefen (II. 17. 11) bei der Beschreibung seiner Villa in Laurentum ein wunderbares Warmwasserbassin, von dem aus man beim Schwimmen das Meer sehen könne und (V. 6. 25) bei Beschreibung seiner Villa in Etrurien das mit Marmorstatuen der Hygieia und des Asklepios geschmückte Frigidarium und das bunt wie mit Purpur gefärbte Caldarium. Auch andere alte Schriftsteller heben das Purpurgestein bei der Auskleidung der Baderäume hervor, so Statius Silvae I. 5. 35. In der Therme von Vindonissa erwies sich die Wanddekoration vor allem als rot und gelb gemalt (3). In seinem Cicerone hebt Jakob Burckhardt bei der Schilderung der Kaiserthermen Roms hauptsächlich die Ausweitung der Wandflächen zu gewaltigen Nischen mit Halbkuppeln hervor, die Anordnung großer Kuppelräume und den Umstand, daß die Außenwerke, welche den Thermenhof zu umgeben pflegten, Halbkreise und halbe Ellipsen bildeten (4). Die Thermen des Titus und Trajan geben einen Begriff von den einst wie jetzt dunkeln und auf künstliche Beleuchtung berechneten Gemächern. Von den Thermen des Caracalla schreibt er: Rätselhaft und doch wahrscheinlich bleibt auch hier die Dunkelheit der beiden großen Schwimmsäle.

Die Vorliebe für den Schmuck mit roten Gesteinen und Malereien wird damit erklärt, daß diese die Fleischfarbe des nackten Körpers der Badenden gehoben hätten.

Es ist bekannt, daß die Thermen, die ursprünglich hygienischen und Heilzwecken dienten, später wie die modernen See- und Strandbäder vorwiegend dem Luxus und dem Vergnügen eine Stätte boten. Die symmetrische Anlage der Bäder erklärt sich daraus, daß sie für Männer und Frauen zugleich errichtet wurden mit strenger Scheidung der Geschlechter. Später badeten aber Dirnen oder Blaustrümpfe mit den Männern.

Daß in den römischen Thermen Hygieia und Asklepios verehrt wurden, läßt uns erkennen, daß auch auf diesem Gebiete die Kultur Griechenlands zum Vorbild gedient hatte. Auch dort sind in den letzten Jahren durch ausgedehnte Grabungen berühmte Badeanlagen freigelegt und erforscht worden, so in Pergamon (5), in Kos, der Heimat des Hippokrates, und in Epidauros (6), der Stätte, wo nach dem Mythos Asklepios, der Heilgott, begraben liegt.

Kürzlich ist ein interessantes Buch (7) des Philologen Rud. Herzog über

die Wunderheilungen von Epidauros als Beitrag zur Geschichte der Medizin und der Religion erschienen. Der Verfasser hat das Asklepieion in Kos ausgegraben, das in Epidauros besucht und die dort im Laufe des letzten halben Jahrhunderts aufgefundenen sog. Stelen, d. h. bronzenen Inschriftenplatten, neu übersetzt und ergänzt. Es sind ein halbes Dutzend; sie stammen aus der 2. Hälfte des vierten vorchristlichen Jahrhunderts und berichten über die von Apollon und Asklepios im Heiligtum bewirkten Heilungen. Von Apollon aber ist nirgends die Rede, nur die konservative Pietät hat offenbar seine Nennung im Titel der Tafeln veranlaßt. Die Quellen der Texte sind auf Holztafeln aufgezeichnete Erzählungen der Pilger, die sich damit die Wartezeit verkürzten und gegenseitig die Hoffnung stärkten. Ihre Aufmachung ist bewußt unwissenschaftlich, der Stil bewußt schlicht, aus dem Volk, für das Volk, mit Humor vorgetragen. Der Zweck und die Tendenz der Tafeln war nicht in erster Linie Reklame nach außen, sondern Wirkung auf die Pilger, um ihren Mut zu erwecken und den Willen zur Heilung zu stärken. Die Urkunden von Epidauros sind nach der Auffassung Herzogs geradezu der Ausgangspunkt der religiösen Propaganda des Heilwunders und der Frage nach seiner Möglichkeit. Theologisch-religionsgeschichtlich lautet die Frage: ob die Gottheit oder der Glaube an sie Wunder wirken könne, medizinisch-wissenschaftlich, ob die Suggestion, im besonderen die religiöse Massensuggestion auf den Ablauf pathologischer Prozesse so stark einwirken könne, daß die nach dem jeweiligen Stande der Wissenschaft geltenden Naturgesetze durchbrochen werden. Durch seine zielbewußte Propaganda schwang sich Epidauros von einem Kultorte zweiten Ranges zu internationaler Berühmtheit auf mit glänzender Ausstattung des Gnadenortes und einem Siegeszug von Filialgründungen. Seine Propaganda wurde vorbildlich auch für fremde Kulte, wie den der Iris, des Sarapis und schließlich für die christlichen Wunderstätten. Die Mirakelbücher süddeutscher Gnadenorte bieten reichlich Parallelen. Die Heilungen und Wunder beziehen sich auf Kindsnöte und Kindersegen, auf chirurgische Eingriffe, auf Parasiten im Leib, auf Schlangenbisse, auf Augenleiden, Sprachstörungen, Lähmungen, Epilepsie und Besessenheit. Mantische Wunder liefern Hilfe zum Wiederfinden verlorener Gegenstände. Schließlich kommen noch Erziehungs- und Strafwunder vor. Was die Praxis in Epidauros anbetrifft, so behauptet Herzog, daß keinerlei Somnambulismus, keine Hypnose, Operationen oder Narkosen vorgenommen wurden. Es waren überhaupt keine Ärzte da, wie in Kos und Pergamon, sondern von berufsmäßigen Traumdeutern, Symboloi genannt, wurden die während des Schlafes im Tempel vom Kranken erlebten Träume ausgelegt und darnach ein Heilplan aufgestellt und befolgt, bei dem neben Wasserkuren Sportübungen, Heilgymnastik, Schröpfen, Aderlässe und Klystiere zur Anwendung kamen. Die

Inhaber dieser Heilstätten waren chthonische Götter oder Dämonen; als Vermittler zwischen Ober- und Unterwelt dienten Quellen und Schlangen. Der Gott wies durch die Schlange den Weg zu neuen Wassern. Daher war eine Einrichtung allen Asklepieien gemeinsam und von grundlegender Bedeutung: die Wasseranlagen. Zum chthonischen Inkubationskult gehörte eine Quelle. Bei den Heilgöttern wurde sie von selbst zur Heilquelle. Bei gesteigerten Bedürfnissen wurde sie durch Wasserleitungen verstärkt. So fand sich in Epidauros ein gewaltiges Reservoir. In Kos wurden diese Anlagen zu richtigen Wasserkuren ausgebaut und später große Thermen angeschlossen.

Schon im alten Griechenland fanden Wallfahrten zu den Gnadenorten an bestimmten Festen statt, bewährte Mittel zur Erzeugung von Massensuggestionen. Die Asklepiosfeste in Epidauros mit gymnischen, hippischen und musischen Spielen, nach Herzog allerdings mehr für Gesunde bestimmt, fanden alle vier Jahre statt. Ein gewaltiges Theater mit 62 Sitzreihen, nach Johann Jakob Bachofen zu den schönsten Resten alter Architektur gehörend, nahm die Scharen dieser Pilger auf. Die Erschütterung der Seele mit Angst und Schrecken durch die Tragödie bildete einen wesentlichen propädeutischen Teil des Heilprozesses. Vor dem Tempelschlaf fanden orgiastische Zeremonien statt, die offenbar ebenfalls der Lockerung des psychischen Gefüges dienten. Dionysos als tragischer Heilgott hatte die Vorbedingung zu schaffen für die apollinische Erkenntnis. In Delphi und Delos wirkte der weissagende Gott als göttlicher Arzt. Das Vertrauen zum Arzt wird aber um so größer, je wesensverwandter er uns ist. Der helfende Halbgott, der Menschensohn Asklepios, präfiguriert den christlichen Heiland.

Sein Mythos lehrt uns folgendes (8): Asklepios war der Sohn Apollons und der sterblichen Koronois. Als diese schon den Sohn des Gottes unterm Herzen trug, wandte sie ihre Liebe einem Waldmenschen von Arkadien zu. Der Rabe — früher als apollinischer Vogel weiß gedacht — eilte zu Apollo, ihm die Untreue zu melden. Apollo verfluchte den Boten des Unheils, der seitdem schwarz ist, und tötete die Koronois. Aus ihrem zur Verbrennung bestimmten Leib rettete er seinen Sohn durch sectio caesarea. Durch seine wunderbaren Heilungen, besonders das Wiedererwecken von Toten, erregt der Halbgott den Zorn des Hades, und auf dessen Klage wird der Ungehorsame vom zürnenden Zeus mit seinem Blitz erschlagen. Seine Seele aber wird gerettet und vergöttlicht, doch unter die Erde verbannt. Nun tönt er aus dem Gestein an der Stätte seines Grabes in Epidauros heilkräftige Orakel.

Ein ähnliches Schicksal wie Asklepios erlitt nach der Sage, die von Pindar berichtet wird, der argivische Held und Seher Amphiaros aus dem Geschlecht des rätselhaften Priesters und Wahrsagers Melampus (8a). In der Entscheidungsschlacht vor der Einnahme Thebens wird er auf der Flucht, als ihn

eben sein Feind mit einem Speerstoß in den Rücken töten will, von Zeus, der vor ihm durch einen Blitzstrahl die Erde zerspaltet, samt Roß und Wagen und Wagenlenker in die Tiefe versenkt, wo ihn Zeus unsterblich macht. Weiter nördlich in Lebadea in Böotien lebt in einer Höhle der Bergschlucht unsterblich Trophonios, einst ein berühmter Baumeister, der sich vor seinen Feinden dorthin flüchtete, denen, die ihn zu befragen hinabfahren, die Zukunft verkündigend. Man brachte den beiden Opfer dar, wie sonst den chthonischen Göttern. Von Amphiaros glaubte man, er verkündige durch Traumgesichte die Zukunft denen, die sich nach dargebrachten Opfern in seinem Tempel zum Schlaf niederlegten. Um Trophonios zu befragen, fuhr man durch einen engen Schlund in seine Höhle ein. Drinnen erwartete man, ihn in Person zu erblicken oder doch seine Weisungen zu hören. Die Tätigkeit des Sehers war aber nicht auf Voraussicht und Vorausverkündigung der Zukunft beschränkt. Es gehörte auch zu seinen Obliegenheiten, bei Krankheiten, vornehmlich des Geistes, zur Heilung mitzuwirken. Dazu kam noch die Gabe oder Kunst der Reinigung des Befleckten. Alle drei Gaben, des Wahrsagens, der Reinigung und der Heilung, scheinen aus einer Quelle zu fließen. Die Welt unsichtbar den Menschen umschwebender Geister, den Gewöhnlichen nur in ihren Wirkungen empfindlich, ist dem ekstatisch wahrsagenden Geisterseher vertraut und zugänglich. In der Abwehr gefährlicher Wirkungen reinigt er, als Geisterbanner heilt er.

Es wäre hier der Ort, um einen Augenblick bei den vergleichend religionsgeschichtlichen Ergebnissen zu verweilen, die der bekannte Erforscher primitiver Kulturen, Paul Sarasin, in seinem Werke „Helios und Keraunos oder Gott und Geist“ (9) niedergelegt hat. Er untersucht die Sonnenverehrung, die seit dem Ende der jüngeren Steinzeit nachgewiesen werden kann, vorerst in der römischen und griechischen Mythologie, und geht dabei von Janus aus, dessen Tempel nach Sonnenaufgang und -untergang orientiert, ihn als Sonnen- und Fruchtbarkeitsgott erweisen. Von ihm nehmen die Quellen, Flüsse und Ströme ihren Ursprung. Er eröffnet die Quellen durch den Blitz. Die ältesten Janustempel, in die Länge gezogene Tonnengewölbe, gehen auf die ursprünglichen Wohnungen der Menschen, die Höhlen, zurück. Davon leiten sich die Triumphbogen ab, durch die der römische Sieger einzog, um dann das Kapitol zu ersteigen. Er symbolisierte so den Sonnengott, der zuerst seine nächtliche Höhle durchwanderte, vor dem Aufstieg zum heiligen Berg. Janus erhielt die Attribute des Hauspförtners, Schlüssel und Pförtnerstab, die sodann auf Petrus übergingen.

Hermes, der blitzschnelle Bote vom Himmel zur Erde, als Monas auch in der Form des Phallus dargestellt, verrät dadurch seine ursprüngliche Natur als Fruchtbarkeitsgott. Das Kreuzsymbol bedeutet eine hermaphroditische

Dyas, es ist das Symbol des Sonnengottes, die Spirale das des Blitzgottes, das Hakenkreuz ein kombiniertes Sonnenblitzsymbol, das sich seit der Steinzeit nachweisen läßt. Der Blitz ist die Urquelle des Feuers. Das Feuerbohren hat phallische Bedeutung. Auf die Personifizierung der Sonne als Gottheit wurde der uralte Dualismus übertragen, den wir als Körper und Geist bezeichnen. Diese Dualität wurde seit Urzeiten vom Menschen im Traum erlebt, wo sich der Geist vom Körper loslöst und auf Wanderung begeben kann. Der Geist des Sonnengottes, damit der Blitz, ist ebensowohl der Gott selbst als sein Sohn oder seine Tochter. Die mythenbildende Phantasie macht den Doppelgänger zum Weib. So entsteht die heterosexuelle Dyas, daraus entsteht der Sohn, damit die Trias. Sonne und Blitz haben apotropäische Wirkung, ebenso deren Symbole: Phallus, Kreuz, Gorgoneium, das dem Kopf der Blitzgottheit entspricht, davon abstammend die Teufelsmasken. Schon früh identifizieren sich Blitz und Schicksalsbegriff. Die Furcht vor dem strafenden Blitzgott verband sich mit der Verehrung des beglückenden Sonnengottes. Die feindliche Form des Blitzdämons findet sich in Luzifer, Diabolus, dem herabgeschleuderten, hinkenden Widersacher. Von der hinkenden Blitzgottheit lassen sich die hüpfenden Tänze ableiten, in denen er nachgeahmt wird, und wobei ein sexueller Einschlag unverkennbar ist.

Wenn aus dem Samen oder dem Blut des entmannten Gottes ein oder mehrere weitere Götter, oft ein Baum entsteht, dessen Früchte schwängern, so sprechen wir von Autogenesen. Auch die Jungfraugeburten, die Parthenogenesen, sind scheinbar solche, denn es findet hier eine Befruchtung statt durch Vögel, Schlangen, Drachen, Säugetiere, Engel, die alle den Sonnenblitzgott ersetzen. Möglich ist auch die Autogenese aus einem hermaphroditischen Wesen. Daher finden wir in vielen Kulten einen Tausch der Kleidung, welcher eine symbolische Verwandlung des Opfernden in den Zustand der hermaphroditischen Gottheit darstellen soll. Entsteht aus einer heterosexuellen Dyas eine Trias, so gelangt man zum Inzest. Die ursprünglichste Manifestation bildet die zwischen Vater und Tochter: so entsteht Dionysos Zagreus aus der Verbindung von Zeus mit seiner Tochter Persephone. Verhüllt werden solche Verhältnisse dargestellt in den vom Blitz getroffenen Baumnymphen. Der Olymp weist eine ganze Reihe von Geschwisterehen auf: Kronos und Rhea, die den Zeus erzeugen, dieser mit Hera den Hephaest, dieser mit Aphrodite Hermes und Artemis, Ares mit Aphrodite Herakles und Hebe, Helios und Eos. Alle diese Götter und Göttinnen sind ursprünglich identisch mit der Sonnengottheit.

Die genealogische Trias besteht aus Vater, Mutter und Sohn. Daraus ergibt sich das Vorrecht der Erstgeburt. Die Opferung des Erstgeborenen bedeutet eine Identifizierung mit dem Sonnengott. Das Opferkind wird zum

Erlöserkind. Später wird dieses Opfer durch das Tieropfer abgelöst. Dem Heliotheismus liegt das Vaterrecht zugrunde, und Sarasin polemisiert gegen die Auffassung seines Basler Kollegen J. J. Bachofen von dem Primat des Mutterrechts. Dieses lasse sich überall in Spuren nachweisen, sei aber eher sekundär. Ebenso hätten die Göttinnen sekundären Charakter. Sie konnten erst entstehen, als die heliotheistische Religion zu einer kosmologischen, chthonischen, fortgeschritten war. Der Kampf der beiden Anschauungen ist in der Orestie sichtbar. Die Tetras entsteht aus der Sohn-Mutterehe, die schon eine Trias voraussetzt. Auch Ödipus ist nach Paul Sarasin ein Sonnenblitzgott.

Die Tierverehrung gehört einer noch älteren Zeit an als der Heliotheismus. Dieser hat sie an sich herangezogen, indem der das geheiligte Tier bewachende Dämon durch den Geist des Sonnengottes ersetzt wurde.

Auch in der hebräisch-christlichen Mythologie scheint die Verehrung der Sonne noch überall durch. Daß Jahwe, der Nationalgott der Hebräer, ursprünglich ein Sonnenblitzgott war, ergibt sich aus der strengen Orientierung seiner Tempel. Er verzehrte das Opfer in Gestalt des Feuers und wurde zeitweise in Gestalt des goldenen Stierkalbes verehrt. Das Menschenopfer bedeutete ursprünglich einen Leitritus, wie die Erzählung von Abraham und Isaak beweist. Der Engel Jakobs ist der Blitz, der Seraph bedeutet die blitzende Schlange, der Cherub den Drachen. Taube und Rabe symbolisieren den Geist des Sonnengottes in Vogelgestalt. Die Verkündigungen stellen legendarische Verhüllungen einer Begattung des Sonnengeistes mit der Erde dar. Heliotheistisch ist das Hinabsteigen des Erlösergottes zur Unterwelt, wie seine Himmelfahrt. Als Leitriten des Sonnenkults erscheinen ferner Orgien mit berauschenden Getränken auf die unmäßigste Weise in globaler Verbreitung. Auch bei den altchristlichen Liebesmahlen spielt derlei mitunter vielleicht eine Rolle (I. Cor. 11. 20. 21). Der Kirchenvater Tertullian mußte das Abendmahl gegen den Verdacht des Kindesmordes mit dem Mahle folgender Blutschande verteidigen. Die runde Hostie stellt ein Sonnensymbol dar. Die Askese des Fastens kann als Nachahmung des zur Winterszeit hungerleidenden Gottes aufgefaßt werden. Auch die Taufe bildet einen Leitritus des Sonnenkults. Sie hat, sowohl im Wasser wie im Feuer vorgenommen, ebenfalls globale Verbreitung. Am Hochaltar findet man oft die goldene Sonnenscheibe mit Strahlen, in der Mitte ein Auge im Dreieck, ohne Zweifel den allschauenden Sonnengott symbolisierend. Dadurch und durch die Trinitätslehre erscheint die christliche Religion dem Bezirk der großen antiken Kulturreligionen unentrinnbar eingefügt.

Ein interessanter Beweis dafür, wie noch im späten Mittelalter Gottvater den Sonnenblitzgott verkörperte, bildet ein von Gozzoli um 1444 für die

Kirche San Agostino in San Gimignano gemaltes Altargemälde (8). Es ist dem hl. Sebastian gewidmet zum Danke dafür, daß während einer Pestseuche der hochgelegene Ort von der Pest verschont geblieben war, und stellt den Heiligen dar auf einem Postamente, umgeben von der ringsum knienden und zu ihm betenden Bevölkerung, über deren Köpfen eine Schar von Engeln seinen Mantel ausgebreitet hält, der ausgefüllt ist mit zerbrochenen Pfeilen. Im obern Drittel des Gemäldes aber sehen wir als Schützen, in der Rechten mit einem letzten Pfeil bewehrt, Gottvater selbst, umgeben von einer Engelschar, zu dessen Füßen auf einer Wolke Christus und Maria knien.

Dem nachdenklichen Romfahrer kommen diese Zusammenhänge eindrücklich zum Bewußtsein, wenn er beispielsweise im Baptisterium von San Giovanni in Laterano, wo Konstantin der Große getauft worden sein soll, und wo sich lange Zeit die einzige Taufkirche der ewigen Stadt befand, zwei Meter unter dem Fußboden die Mosaiken einer Therme freigelegt findet, oder wenn er im untersten Teil der uralten Basilika San Clemente ein wohlerhaltenes Mithrasheiligtum mit der typischen Statue dieses orientalischen Sonnengottes feststellt.

Spuren des Mithraskultus sind auch in Vindonissa gefunden worden, und bei den erfolgreichen Ausgrabungen, die in den letzten Jahren unter der Leitung von Dr. Loeschke im heiligen Bezirk im Altbachtale in Trier, der alten Colonia Augusta Treverorum, unternommen worden sind, wo die ältesten Kulturschichten aus der jüngern Steinzeit um 2500 vor Christus stammen, wurde ebenfalls ein hervorragend schöner Sockel eines Kultbildes des „Sol invictus" ans Tageslicht gebracht, welcher die Geburt des Mithraskindes aus dem unfruchtbaren Felsgestein darstellt. Den Sonnenball als Symbol des Lichtes im Arm taucht das Kind in das Rund des Tierkreises empor, um als Opfer den Weltenstier zu töten und dadurch den Menschen den Frieden zu bringen. Charakteristisch für den Trierer Tempelbezirk ist der Kult der mütterlichen Segensgottheiten, der in verschiedenen Abarten gepflegt wurde, wie später im christlichen Mittelalter der Marienkult. Es sind mehrere Statuen solcher Muttergottheiten in Stein und Ton gefunden worden, zu denen die Frauen um Kindersegen beteten und denen sie ähnliche Votivfiguren darbrachten, wie man sie an christlichen Wallfahrtsorten überall wieder findet.

Das junge Christentum hat sich den antiken Badegewohnheiten gegenüber in verschiedener Weise eingestellt. Weite Kreise forderten mit der Absage an die Lüste dieser Welt auch den vollständigen Verzicht auf die Bäder. So hat Tertullian den Bade- und Toilettenluxus mit beißendem Sarkasmus gegeißelt: „Ich frage, schickt es sich etwa, daß man in Scharlach und Purpur die Sünden abbitte? Nun dann, her mit der Nadel zum Scheiteln der Haare, her

mit dem Zahnpulver und der Schere von Eisen und Bronze zum Nägelbeschneiden, und was es an falschem Glanze und geborgter Röte gibt, das streiche dick auf die Lippen und Wangen! Außerdem suche vergnügliche Bäder auf in Parks oder am Meere." Vor allem die morgenländischen Anachoreten haben sich im Verzicht auf das Wasser zum Baden und Waschen gegenseitig überboten.

Man half sich aber auf andere Weise, um speziell den Gebrauch der vielen Heilbäder zu rechtfertigen: Man verknüpfte sie mit dem Christentum, indem man sie, wo immer es anging, mit dem Leben christlicher Glaubenszeugen in Beziehung brachte (10). Außerdem wurden aber auch andere, früher nicht für heilkräftig gehaltene Wasser, mit denen Märtyrer oder Jesus in Berührung gekommen waren, besonderer Verehrung teilhaftig. So erzählt uns z. B. ein Pilger aus Bordeaux, der am Anfang des 4. Jahrhunderts eine Reise nach Palästina unternommen hatte, daß am Teich von Bethesda, an dem Christus den Gichtbrüchigen geheilt hatte, ein solcher Badebetrieb herrschte, und daß sogar am Golgathahügel bei der Grabeskirche ein Bad zu sehen war. Am meisten aber besuchten die frühchristlichen Pilger sowie die Mönche der benachbarten Klöster und andere Einheimische die Stelle am Jordan, an der Jesus von Johannes getauft worden war; aus einem Bericht des 8. Jahrhunderts geht sogar hervor, daß dort Seile über den Fluß gespannt waren, um gerade den Schwachen und Gebrechlichen das Herabsteigen ins Wasser zu erleichtern. Vor allem Leprakranke suchten dort Heilung, und Frauen schrieben diesem Jordanbad besondere Heilkräfte zur Behebung der Sterilität zu. Aber nicht nur in Palästina, auch in allen anderen Ländern der antiken Welt gab es christliche Heilbäder und Sanatorien, die in ganz ähnlicher Weise wie das heutige Lourdes von überallher besucht wurden. An der Grabstätte des Nationalheiligen der ägyptischen Christen, des hl. Menas, wurde durch den Frankfurter Archäologen C. M. Kaufmann inmitten einer großen Wallfahrtsstadt Karm Abu Mina, die im 5. und 6. Jahrhundert ihre Hauptblüte erlebte, die große Thermenanlage mit Wannen für Einzelbäder, größeren Bassins, Apodyterien (Auskleideräumen) und Hypokausten (Heizungsanlagen) freigelegt, sowie eine mit diesen Bädern verbundene Basilika, die uns an Lourdes erinnert. Das Grabheiligtum der heiligen Kyros und Johannes östlich von Alexandrien war beinahe ebenso berühmt, wo ganz einfach der Betrieb des an der gleichen Stelle befindlichen antiken Sanatoriums der Isis medica fortgeführt wurde, und wo, in enger Anlehnung an antike Gewohnheiten, der Tempelschlaf eine besondere Rolle spielte. Denn während die kranken Wallfahrer in der großen Kirche schliefen, erschien ihnen, bald im Traume, bald aber auch in voller Wirklichkeit, das heilige Märtyrerpaar, und es erhielten die Patienten durch die himmlischen „allgewaltigen Ärzte" Verhaltungsmaß-

regeln und Ratschläge zu allerhand Kuren, bei denen wieder das Wasser eine große Rolle spielte. Neben Ägypten müssen hauptsächlich in Kleinasien zahlreiche christliche Wasserheilstätten vorhanden gewesen sein, die den großzügigen Badebetrieb von Pergamon und anderen Orten in christlichem Gewande fortsetzten. Dazu gehört z. B. das Wallfahrtsheiligtum der hl. Thekla in Meriamlik. Bei einer vom byzantinischen Kaiser Zeno gestifteten großen Kuppelkirche, die einen wichtigen Baustein in der Geschichte der altchristlichen Baukunst bildet, wurde dort gerade gegenüber dem Eingang in das Atrium ein schöner Kuppelbau freigelegt, der sich mit seinen mit buntem Marmor verkleideten Wänden unzweifelhaft als eine Badeanlage erwies.

Sie haben am Beginne unserer Ausführungen vernommen, wie die heilsamen Wirkungen des Bades von Galenos z. B. durch Ausscheidung schädlicher Säfte erklärt und rationalisiert wurden. Diese Erklärungen gehen auf die Humoralpathologie zurück, wie sie vor allem durch Hippokrates, den Vater der antiken Medizin, gelehrt worden ist. Wir wissen aber (11), daß der große Arzt von Kos die seelische Behandlung der Kranken dabei nicht vernachlässigte, wie das seine erstaunliche Kur an König Perdikkas, dem Sohne Alexanders des Reichen von Mazedonien beweist, dem er durch Deutung von Träumen aus schweren psychischen Konflikten inzestuöser Natur zu völliger Gesundheit verhalf. Das wird unsere Vermutung verstärken, daß der Zusammenhang zwischen Heilbäderbetrieb und Psychotherapie, wie wir ihn nun im Laufe der Jahrhunderte und an verschiedenen Orten und unter verschiedenen religiösen Voraussetzungen beobachtet und skizziert haben, kein zufälliger und äußerlicher, sondern ein innerer und irgendwie notwendiger sein muß, und wir dürfen erwarten, daß die Aufhellung dieses geheimen Zusammenhangs uns den Weg zu weisen vermag, um den Rätseln des Heilungsprozesses näherzukommen.

Es ist kürzlich von zwei Psychoanalytikern der Versuch unternommen worden, bei heute noch lebenden primitiven Völkern einen Einblick zu gewinnen in die Mechanismen ihrer Heilungsprozeduren. Pfister (12) beschrieb die Behandlung eines melancholischen Navahoindianers, dessen Depression mit dem öfters wiederholten Traum von seinen toten Kindern begonnen hatte, durch einen verkrüppelten Medizinmann, vermittels magischer Zeichnungen. Hervorzuheben ist dabei, daß außer der Familie des Kranken alle seine Clanbrüder mit ihm die weite Reise zum Arzte unternahmen, dort für alle zwei Hütten bauten und sich in der einen durch Schwitzbäder vor der Zauberzeremonie reinigten; zuletzt tat das auch und am ausgiebigsten der verkrüppelte Medizinmann. In den magischen Zeichnungen, die aus farbigem Sand bestehen, werden in den vier Himmelsrichtungen zwei Götterpaare, Naturgottheiten, dargestellt. Der Kranke wird in den Mittelpunkt gesetzt,

zuletzt der Sand über ihn geschüttet. In der neunten Nacht werden durch 2000 Navahos, Männer, Frauen und Kinder, die Zeremonien durch einen Tanz um ein Feuer beendet, und der Kranke ist geheilt.

Róheim (13) hat sich bei den an der Grenze von Kalifornien, Arizona und Mexiko wohnenden Jumaindianern hauptsächlich mit der Traumanalyse von Medizinmännern beschäftigt. Jeder Erfolg im Leben dieser Primitiven — berichtet er — hängt davon ab, was man geträumt hat. Vor allem aber hängt die Fähigkeit, Medizinmann zu werden, davon ab, daß man den erforderlichen Traum träumt. Aus der Analyse dieser Berufungsträume der Schamanen ergeben sich nun immer wieder ganz unverhüllte Darstellungen der Urszene, deren Erlebnis vom Träumer meist in den Mutterleib verlegt wurde.

C. G. Jung, der bei zentralafrikanischen Stämmen psychologische Studien gemacht hat, ist der Auffassung, daß beim Primitiven das Halluzinieren noch eine normale Funktion ist, und daß sich die Halluzinationen der Medizinmänner dadurch von denen ihrer Genossen unterscheiden und auszeichnen, daß sie sich nicht auf ihr persönliches Schicksal beziehen, sondern auf das ihres Stammes, das darin vorausgesehen und darnach von den Sehern geleitet wird.

Wir wissen alle, daß es auch bei den modernen Kulturvölkern noch Wunderstätten und Wundertäter gibt, die sich nur darin von denen früherer Zeiten unterscheiden, daß die heutigen Mittel der Verständigung und des Verkehrs ihre Propaganda und ihren Besuch ins Ungeheure gesteigert haben, und daß damit auch ihre suggestive Wirkung derart erhöht worden ist, daß sie die Skepsis und den Unglauben der Zeitgenossen auszugleichen und zu überwinden vermag.

Es seien davon nur drei erwähnt: Lourdes, Konnersreuth und Gallspach (14). Daß Lourdes, die weltberühmte Wallfahrts- und Heilstätte, auffällige Parallelen aufweist zu den antiken und frühchristlichen Gnadenorten, ist schon hervorgehoben worden. Die Entdeckung der wunderwirkenden Quelle in einer im Walde befindlichen Felsgrotte, über der später der Muttergottes die Wallfahrtskirche errichtet wurde, fällt in das Jahr 1858 und wird dem Töchterchen eines armen Müllers, Bernadette Soubirous, zugeschrieben. Die Gegend von Lourdes galt damals als besonders fromm und wimmelte von Geheimnissen; da gab es singende Bäume, Steine, aus denen zu gewissen Zeiten Blut perlte, wilde Tiere, in denen sich angeblich der Teufel verborgen hielt. Frömmigkeit und ein unerschütterlicher Glaube an die Jungfrau Maria erschien als das beste Abwehrmittel gegen die Fallstricke des Bösen.

Bernadette wird als schwächliches, schon im Kindesalter an nervösem Asthma leidendes Mädchen geschildert. Die Jungfrau Maria erscheint über der Wundergrotte, die es trotz des elterlichen Verbots immer wieder auf-

sucht, insgesamt 18mal und gibt sich zuletzt mit den Worten: „Ich bin die unbefleckte Empfängnis" zu erkennen. Das kleine südfranzösische Städtchen ist im Verlauf der 75 Jahre zu einem der berühmtesten Gnadenorte der katholischen Kirche geworden, von Millionen von Pilgern besucht, und seine zum Teil von Ärzten kontrollierten Heilungen, die sich immer wiederholen, müssen verblüffen. Zu den unerläßlichen Vorschriften des Glaubenszeremoniells gehört es, daß jeder Kranke, auch solche mit schweren inneren oder gar ansteckenden Krankheiten, neben den Gebeten vor dem Bilde der Jungfrau auch eines oder mehrere Bäder in dem kalten, chemisch völlig indifferenten Wasser nehmen muß. Sie alle werden, ohne Wasserwechsel bis 50 hintereinander, hineingetaucht und müssen einige Sekunden darin sitzen bleiben.

Ähnlich wie Lourdes durch die Halluzinationen der Bernadette, ist Konnersreuth an der bayrisch-böhmischen Grenze im Fichtelgebirge durch die Passion der Therese Neumann zum weltberühmten Wallfahrtsort geworden. Wir haben von Pfarrer Pfenninger (15) in unserm Kreise von dieser modernen Stigmatisierten gehört, die wie die südfranzösische Ekstatikerin aus ärmlichen Verhältnissen stammte und wie diese im Kreis von neun Geschwistern aufwuchs. Sie wird anläßlich der Heiligsprechung der hl. Theresia von Blindheit und später durch Visionen derselben Heiligen von Lähmungen geheilt, später treten die Stigmata auf: sie erlebt jeden Freitag die Passion Christi an sich, vermag ohne Nahrung, nur vom Genuß der Hostie zu leben, und an ihrem Lager ereignen sich Wunderheilungen. Hoche (16) hat in einem kürzlich veröffentlichten Vortrag den Fall vom rein skeptischen Standpunkt aus beleuchtet und sich zum Schlusse nur über das kurze Gedächtnis der Menschen verwundert. Jede neue Generation sei wieder bereit, ein Wunder zu erleben, dessen Bestandteile für den Kundigen nur monoton wirkende Wiederholungen alter Geschichten seien.

Um den österreichischen Marktflecken Gallspach endlich ist es schon wieder stiller geworden. Aus allen Ländern der Welt kamen die Kranken, die sich mit den wunderwirkenden Strahlen des Schlossers und Schloßbesitzers Zeileis behandeln und heilen lassen wollten — in den besten Jahren kamen täglich etwa 1500 an die Reihe. Sie mußten sich nach Entrichtung eines bescheidenen Obolus gruppenweise entkleiden und schoben sich in nicht endenwollender Schlange in den spärlich erleuchteten Behandlungsraum mit elektrischen Apparaten und Funkengeknister. Der Meister fährt mit einer glühenden Geißlerröhre, die je nach der Bewegung bald stärker, bald schwächer aufleuchtet, an der vorderen Körperseite des Kranken auf und ab. Aus der Stärke des Aufleuchtens will er Sitz und Ursache der Krankheit erkennen. Nachdem so die Diagnose festgestellt ist, folgt die eigentliche Behandlung

mit dem Hochfrequenzstrom. Eine mit Metallstacheln versehene Aluminiumplatte, aus welcher sehr abgeschwächte Ladungen auf den Körper blitzen, um ihm neue Lebenskraft einzuflößen, seinen Zellorganismus mit frischer Lebenselektrizität zu sättigen — wie die in Gallspach üblichen Fachausdrücke lauten — wird an der Vorder- und Rückseite des Patienten auf- und abgeführt.

Die Krankheit ist vom grauen Altertum bis auf den heutigen Tag in erster Linie aufgefaßt worden als eine Strafe der zürnenden Gottheit dafür, daß der Mensch abgewichen ist von ihren Geboten auf einen unerlaubten Irrweg. Er hat sich dadurch abgesondert von der Gemeinschaft, ist geflohen vor der Realität und hat sich, statt dem Über-Ich, d. h. dem Vorbild der vergöttlichten Eltern zu folgen, unter die Herrschaft der Dämonen des tierischtriebhaften Es gestellt. Um geheilt zu werden, um die Zürnenden zu versöhnen, muß er den Weg zurückkehren zum Ursprung, zur Gemeinschaft, die ihm hilft. Er braucht dazu einen Vermittler, der gleich ihm einmal unter dem Zorn der Götter gelitten hat und dem es gelungen ist, diesen mit Erfolg zu überwinden. So der Halbgott Asklepios, so die Heroen Amphiaros und Trophonios, so die Märtyrer und Heiligen, wie Sebastian, Menas und Thekla, so der verkrüppelte Medizinmann der Navahos, so die asthmatische Bernadette Soubirous und die erblindete und gelähmte Therese Neumann, die schließlich noch mit den Wundmalen des Heilands gezeichnet wurde.

Es ist sicher kein Zufall, daß diese geheimnisvollen und wunderwirkenden Vermittler der Heilung unserer Zeit in Gebirgsgegenden aufgewachsen und wohnhaft sind, wo die Bevölkerung noch unberührt festhält an uralten Ahnungen und Überzeugungen von Dämonen und Hexen, wo in düstern Felsklüften und -grotten Quellen entspringen und rauschen, die aus den Tiefen des mütterlichen Erdreichs die Stimmen und Kräfte der dort verborgenen chthonischen Gottheiten ans Tageslicht befördern.

Die Wallfahrt der kranken Pilger an diese Örtlichkeiten bedeutet nichts anderes als eine Rückkehr der Verirrten zum Ausgang alles irdischen Lebens, zum mütterlichen Schoß. Und aus der Symbolik dieser Wallfahrten heraus verstehen wir nun auch die tiefere Bedeutung der Badeanlagen, die ja fast überall an solchen Orten entstanden sind und das Vorbild geliefert haben zu den später im Flachlande und in den Städten und Villen erbauten Thermen; wir verstehen die in den ältesten Thermen herrschende Dunkelheit, ihre Verkleidung mit rötlichen Steinen, die vielfach hervorgehoben wird; wir verstehen die Ausweitung der gewaltigen Wandflächen zu Nischen mit Halbkuppeln, die halbkreisförmige Anlage der Außenwerke und die rätselhafte Dunkelheit der Schwimmsäle, die Jakob Burckhardt noch an den Ruinen der Kaiserthermen in Rom in Verwunderung setzten. Wir sind auch berechtigt, anzunehmen, daß der genau vorgeschriebene Rundgang vom kalten ins

lauwarme, dann ins Schwitzbad und zurück, der dem Badenden von den Ärzten vorgeschrieben war zur Befreiung von den schädlichen Säften, nichts anderes bedeutete als eine Rationalisierung des Vorgangs der Wiedergeburt im mütterlichen Schoß.

Ich kann es mir nicht versagen, an dieser Stelle an die Vision Jakob Boehmes (17) zu erinnern, die er als Hirtenknabe im schlesischen Gebirge erlebte, wobei sich der Berg mit seinem Geäder öffnete und der Eingang der Höhle aus rotem Gestein gewölbt erschien. Dieses Erlebnis wurde von späteren Biographen des Mystikers für einen von ihm geglaubten Traum erklärt.

Und damit gelangen wir nun zu jenem schon einmal betonten Zusammenhang zwischen Heilbad und Psychotherapie. Wir haben gezeigt, daß immer wieder seit Jahrtausenden an der Stelle, wo an der Stätte des Wirkens oder am Grabe des Heilgottes oder Heiligen eine heilende Quelle entspringt und ihm ein Tempel errichtet wurde, der kranke Pilger nach bestimmten Zeremonien und Opfern sich zum Schlaf niederlegen muß, um im Heiltraum zu erfahren, wie die Kur beschaffen sein soll, die ihn von seinem Leiden befreit, daß dieser Traum, in dem ihm meist der Gott oder Heilige selbst erscheint, von den Priestern oder Deutern, den Symbolois, ausgelegt wird.

So wie die Wallfahrt zur heiligen Quelle und das Bad darin, bzw. in der von ihr gespeisten Felshöhle oder Therme symbolisch eine Rückkehr in den mütterlichen Schoß darstellt, so bedeutet ja auch das Traumerlebnis nach den Lehren der Psychoanalyse eine Rückkehr zu frühinfantilen Geschehnissen und Erfahrungen, und es kommen darin geheime Wünsche und Regungen zum Ausdruck, die, oft schon in der zartesten Jugend verdrängt, zu jenen Verirrungen Anlaß gegeben haben, die später als Neurose oder gar als Psychose das seelische Gleichgewicht des Kranken stören. Aus dem Bade steigt der Patient als Wiedergeborener empor; durch die Deutung seines Heiltraumes wird er von Fesseln erlöst, die ihn nur durch eine im Traum erlebte Rückkehr in früheste Jugend wieder zum Tageslicht des Bewußtseins emporhoben und durch die Deutung klargemacht worden sind. Es kommt noch ein drittes Moment hinzu, das diese Regression zu primitivem Fühlen und Denken fördert, nämlich der Umstand, daß alle diese wunderbaren und rätselhaften Heilungen inmitten einer Menschenmasse erfolgen, die zu diesen Stätten in großen Mengen hinpilgert, die durch eine geschickte Propaganda unterwegs und an den Toren — wir erinnern an die Bronzestelen von Epidauros und an die Votivsammlungen der christlichen Wunderorte — in Erwartung und Hoffnung in gleichem Sinne erregt und gespannt worden ist. Es fällt auf, wenn man eine Sammlung von Bildern von Wunderheilungen (8) durchblättert, wie darin fast ausnahmslos erwartungsvolle Mengen von Zuschauern den

Heilenden und den Kranken umrahmen und mit ihren durch Staunen und Neugier verzerrten Mienen und Gesten den Vorgang des Wunders erwarten und begleiten. Hellpach (18) hat das Gesetz aufgestellt, daß die Nivellierung und Primitivierung des einzelnen mit dem Umfang der Gemeinschaft wachse, und zwar hinsichtlich ihrer Geschwindigkeit und ihrer Gründlichkeit, und er weist die Möglichkeit nicht von der Hand, daß, je primitivere Schichten des Seelischen dabei aufgerührt werden, dann auch Anlagen aufbrechen, die überhaupt noch nie psychisch sich geäußert hatten, sondern völlig latent schlummerten. Daß sich in leidenschaftlich erregten Massen eine direkte psychische Übertragung auf telepathischem Wege noch durchsetzen könnte, wie das vielleicht in den großen Insektenstaaten als ursprünglicher, archaischer Weg der Verständigung geschehe, ist eine jüngst von Freud (19) aufgestellte Hypothese.

Wir glauben auch zu wissen, welche die geheimen Wünsche und Regungen sind, die in frühester Jugend verdrängt später zur Neurose oder sogar Verirrung des Geistes geführt haben. Nur dem Licht- und Blitzgott und seinen direkten Abkömmlingen ist ihre ungehemmte Erfüllung erlaubt; wer von den Sterblichen oder Halbsterblichen darnach getrachtet hat, wird mit dem Blitze erschlagen oder von den Dämonen verfolgt und gepeinigt. Es ist der Inzest und damit unlösbar verbunden der Haß, die Auflehnung und die Aggression gegen den gleichgeschlechtigen Elternteil. Zum Helfer aber und Vermittler der Heilung wird der, der als Halbgott oder Heiliger den Zorn des Gottes auf sich genommen und erlitten hat, wie Äskulap, wie Mithras, wie Sebastian. So verstehen wir auch, daß der Wiedergeburt eine Unio mystica und damit eine Befruchtung vorausgehen muß, wir verstehen die Bedeutung des Heilstabs, auf den sich Äskulap stützt, der Schlange, die ihn überall begleitet und die in den Träumen des Tempelschlafes immer wieder dem Kranken erscheint, des Schlüssels, der die Türe zur Befreiung öffnet, wie verstehen den Ausspruch, welcher der Bernadette die Gewißheit über die Vision in der Felsengrotte von Lourdes verschaffte.

Mithras wird dargestellt, wie er den Weltenstier opfert, um dadurch die Menschheit zu erlösen. Vom Kranken, der sich vom Zorn und Groll der Götter erlösen will, wird ebenfalls ein Opfer gefordert und muß dargebracht werden. Es kann sich dabei, wie Götz Berndt (20) darzulegen versucht, nicht etwa nur um einen Tausch oder Kauf handeln, sondern um eine Erneuerung des Menschen. Um eines höher gewerteten Zieles willen bringt der Opfernde in magischer Weise sich selbst einen schmerzlichen Verlust bei, wobei es zu einer inneren Umwandlung kommt. Wir haben gehört, daß in der Urzeit so der Erstgeborene zum Opfer gebracht wurde, daß dann an seine Stelle das Tieropfer trat als Symbol des dargebrachten Triebes. Später wurde

dieses durch Geldopfer, d. h. durch anale Gaben abgelöst. Schon in Epidauros wird der, welcher die Gottheit um das Opfer zu betrügen sucht, durch Unglücksfall oder Mißgeschick bestraft. In antiken wie in christlichen Wallfahrts- und Wunderstätten finden wir in mehr oder minder kostbarer Darstellung die geheilten Glieder als Votivgaben zurückgelassen und geopfert.

So stellt sich die Heilung, auch wenn sie in der wunderbarsten Weise momentan aufzutreten scheint, dar als ein komplizierter und von vielfachen Voraussetzungen abhängiger Prozeß. Sie setzt voraus den Willen zur Befreiung von der Krankheit, die ja häufig als willkommener Schutz und Zufluchtsort vor den Ansprüchen der Welt und des Lebens im Ernst gar nicht aufgegeben werden will, — man denke nur an alle die Begehrungs-, Renten- und Kriegsneurosen, — sie setzt voraus einen Befreier, der die nötigen Einsichten womöglich durch eigenes Erleben erworben hat, den Glauben des Kranken an ihn und seine Heilkraft, einen Glauben, der am ehesten durch den suggestiven und kumulierenden Einfluß einer gleichgesinnten Gemeinschaft und eines eindrucksvollen Milieus ausgelöst und verstärkt wird. Sie setzt ferner voraus den Glauben an die grollenden Götter, deren Zorn die Krankheit verursacht hat und die durch ein Opfer, das einen schmerzlichen Verlust für die eigene Persönlichkeit und eine Umwandlung dieser bedeutet, versöhnt werden können, sie setzt den Willen voraus, ein solches Opfer eigenmächtig und ohne Vorbehalt darzubringen.

Die Heilung besteht in einer Überwindung der Dämonen, die das Ich überfallen und gefesselt haben, in ihrer Zähmung und Domestikation, in dem, was Paracelsus (21) ein Fegefeuer nennt. Der geniale, in unmittelbarer Nähe des Wallfahrtsortes Einsiedeln in der waldigen Sihlschlucht geborene und aufgewachsene Erneuerer der Medizin hat in großartiger Anschauung die vielfachen Bedingungen und Abhängigkeiten von Krankheit und Heilung zu erfassen und zu schildern verstanden.

Es ist ohne weiteres klar, daß die Herbeiführung und Zusammenstellung aller dieser Voraussetzungen nie ein plötzliches Ereignis sein kann, wenn sie auch in der Wunderheilung dem ahnungslosen Zuschauer so zu erscheinen vermag, sondern daß sie den Endeffekt einer lange vorbereiteten, gleichsam unterirdischen Revolution darstellt, die sich in verschiedenen Tiefen des Bewußten und Unbewußten entwickelt hat.

Man wird uns einwerfen, daß diese Darlegungen vielleicht für neurotische und psychotische Prozesse eine gewisse Richtigkeit haben mögen, aber nicht für organische, körperliche Krankheiten. Wir sind aber mit Alkan (22) der Auffassung, daß die Erkenntnismöglichkeiten durch die menschlichen Sinnesorgane und durch das Experiment trotz der fortgeschrittenen und raffinierten Technik so beschränkt sind, daß wir die Grenze von Seele und Körper und

damit ihren gegenseitigen Einfluß nicht mit Sicherheit zu bestimmen vermögen. Die Intuition und die Einwirkung des Arztes auf den Patienten sind irrationale Momente.

Wir erleben es täglich, wie Wille zum Leben und zum Gesundwerden auch über die schwersten körperlichen Krankheiten und bei den elendsten physischen Verhältnissen den Sieg davonzutragen vermag, und wie andererseits bei völliger oder fast gänzlicher Abwesenheit des seelischen Einflusses, also bei Idiotien oder schweren Verblödungszuständen auch die „massigen“ Infektionen oder erheblichsten Verletzungen beim Wegfall psychogener Angst- und Furchtreaktionen durch die Heilkraft einer unverwüstlichen Natur ohne besondere ärztliche Künste überwunden werden. Wir sind daher überzeugt, daß das Wunder der Heilung auch auf dem Gebiete der Körperkrankheiten vorkommt. Jedenfalls dürfen wir mit Mayer (14) behaupten, daß das Erkennen der psychischen Haltung eines Kranken, das Einfühlen in seine Persönlichkeit mindestens gleichwertig neben das technisch-wissenschaftliche Rüstzeug des guten Arztes gehört.

Es bliebe uns noch übrig, an Hand einzelner kasuistischer Fälle zu zeigen, wie es auch in der modernen Heil- und Pflegeanstalt gelingt, gewisse rätselhafte Heilungen zu erzielen, und wie dabei Bäder-, Fieber- und Schlafkuren, suggestive Massenwirkungen, psychotherapeutische Maßnahmen, Übertragungsphänomene usw. die gleiche Rolle spielen wie außerhalb der gelben Mauern. Die Zeit fehlt uns dazu.

Literatur

1. Laur-Belart, Die Erforschung Vindonissas unter S. Heuberger. Sep. Abdr. aus Argovia, Bd. XLIII. Aaarau 1931. S. 6.

2. D. Krencker, Die Trierer Kaiserthermen. Ausgrabungsbericht und grundsätzliche Untersuchungen römischer Thermen. Verl. Benno Filser. Augsburg 1929. Sonderbeitrag II. Bäder und Badewesen der Römer. Nach antiken Schriftstellern dargestellt von Dr. H. Wachsler.

3. Laur-Belart, Grabungen der Gesellschaft pro Vindonissa im Jahre 1930. Sonderabdruck aus dem Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, Heft 3. 1931. S. 26.

4. Jakob Burckhardt, Cicerone. Ges. Ausgabe Verl. Benno Schwabe Co. Basel, Bd. I. 1933. S. 45 ff.

5. Jahresbericht der Gesellschaft pro Vindonissa 1930/31, Vortrag von Prof. Dr. Schazmann, Genf, über seine Ausgrabungen in Pergamon, namentlich des Asklepiostempels. S. 1.

6. Franz Spunder, Epidauros, die Stätte des Heilgottes. Atlantis V. Juli 1933. S. 385.

7. Rud. Herzog, Die Wunderheilungen von Epidauros. Ein Beitrag zur Geschichte der Medizin und der Religion. Philologus. Suppl. Bd. XII, Heft 3. Leipzig, Verl. Dietrich 1931.

8. Oskar Rosenthal, Wunderheilungen und ärztliche Schutzpatrone in der bildenden Kunst. Verl. F. C. W. Vogel, Leipzig 1925. S. 29.

8a. Erwin Rohde, Psyche. Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. Alf. Kröner Verl., Leipzig.

9. Paul Sarasin, Helios und Keraunos oder Gott und Geist. Zugleich Versuch einer Erklärung der Trias in der vergleichenden Religionsgeschichte. Verl. Wagnersche Universitätsbuchh. Innsbruck 1924.

10. J. Zellinger, Bad und Bäder in der altchristlichen Kirche. Ref. in N. Z. Z. No. 1694 und 1702. Sept. 1933.

11. Gaston Baissette, Leben und Lehre des Hippokrates. Aus dem Franz. von Dr. B. Hegner. Hippokratesverlag Stuttgart-Leipzig 1932.

12. Oskar Pfister, Instinktive Psychoanalyse unter den Navahoindianern. Imago XVIII. 1932. S. 81.

13. Géza Róheim, Die Psychoanalyse primitiver Kulturen. Imago XVIII. 1932. S. 549.

14. Ludwig Mayer, Lourdes, Konnersreuth oder Gallspach? Verl. Uehlin, Schopfheim (Baden) 1932.

15. Bericht der schweiz. Gesellschaft für Psychoanalyse. I. Quartal 1929. Sitzung vom 2. März Pfarrer Pfenninger: „Die Stigmatisierte von Konnersreuth". Int. Zeitschr. f. Psa. XV, 1929. S. 377.

16. A. E. Hoche, Die Wunder der Therese Neumann von Konnersreuth. Verl. J. F. Lehmann, München 1933.

17. A. Kielholz, Jakob Boehme. Ein pathographischer Beitrag zur Psychologie der Mystik. Verl. F. Deuticke. Leipzig 1919. S. 38.

18. Willy Hellpach, Elementares Lehrbuch der Sozialpsychologie. Verl. J. Springer, Berlin 1933. S. 721.

19. Sigm. Freud, Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Int. psa. Verl. Wien 1933. S. 77.

20. Goetz Berndt, Die psychologischen Grundlagen des Opfers. Ref. im Zentralblatt f. ges. Neurologie und Psychiatrie, Bd. 67. S. 98 und: Die Bedeutung des Opfers bei den Völkern. Ref. N. Z. Z. 1933, No. 1752.

21. Paracelsus, Volumen Paramirum (Von Krankheit und gesundem Leben). Verl. Eug. Diederichs. Jena 1928. S. 105.

22. Alkan, Anatomische Organkrankheiten aus seelischer Ursache. Hippokratesverl. Stuttgart 1930.

Zur Psychologie des Dionysischen[1]

Von

Alexander Mette

Berlin

In einem der letzten Abschnitte des „Nachsommers" läßt Stifter den Freiherrn von Risach, den Besitzer des Asperhofs, über die seelischen Voraussetzungen seines Lebenswegs berichten. Der Leser muß den Eindruck gewinnen, hier dem wichtigsten Bekenntnis des Romans gegenüberzustehen. Die Daseinssphäre der geschilderten Personen findet nämlich in der Gestalt dieses Mannes ihre ausgeprägteste Verkörperung. Er ist das Vorbild der andern, der ideelle Mittelpunkt des Buches. Die einzelnen, deren Schicksalsfäden sich miteinander verknüpfen, erblicken in ihm eine Art geistiges Oberhaupt, das die Losungen ausspricht, welche für ihre Lebensform bestimmend sind.

Diese, die Lebensform des vereinigten Freundeskreises, ist der eigentliche Gegenstand der Dichtung. Der Roman ist recht arm an äußeren Geschehnissen. Er verfährt, was solche anbelangt, bezeichnend genug, indem er sie nahezu vollständig in einen Rückblick zusammenpreßt, der erst kurz vor dem Abschluß eingefügt wird. In seinem ganzen übrigen Verlauf nimmt er uns für Schilderungen in Anspruch, die mit beharrlicher Genauigkeit Interessen und Gepflogenheiten behandeln, in denen das Leben der kleinen Menschengruppe aufzugehen scheint.

Es sind eine Reihe von Betätigungen und Gewohnheiten, die uns der Dichter als selbstverständliche Erscheinungsformen eines einheitlichen Gesamtzustandes erleben läßt. Seine Menschen setzen ihre Lebenskraft ausschließlich für die Pflege des Schönen, Wohlgeratenen und Reifen ein. Ihnen allen ist ein starkes Verhältnis zur Kunst eigen. Aber diese Beziehung hat ihre Besonderheit darin, daß sie sich vorwiegend auf die bildende Kunst erstreckt und deren Bereich andererseits in bestimmter Richtung überschreitet. Neben bildnerischen Werken sind es andere schöne Gegenstände, um die sich die Gespräche und Unternehmungen des Buches drehen. Eine erstaunliche Rolle spielt das Sammeln schöner Steine und Steinarbeiten. Kunsthandwerk, Pflege von Gewächsen und Blumen, aber auch bauliche Ausgestaltung der Wohnsitze der Familien, Feinheiten der Kleidung, des Schmuckes und der Formen des geselligen Umgangs werden unserm Geiste in fast ermüdender Kleinzeichnung vorgestellt. Daneben und dazwischen begegnet uns ein ungewohntes Maß an Ehrerbietung vor dem ordnenden Willen der nach Alter, Besitz und Reife

1) Nach einem Vortrag in der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft am 24. Oktober 1933.

überlegenen Gestalten. Ihr autoritatives Recht behauptet sich im ganzen der Erzählung schlechthin überzeugend, auch dort, wo es sich tiefer Leidenschaft der Jüngeren in den Weg stellt.

Eine Welt, die durch äußeren Wohlstand der Sorge um die bloße Existenz enthoben zu sein scheint, unterwirft sich strengen Gesetzen. Ihr Leben entwickelt sich in Maß und Ordnung, nimmt gewaltige Versagungen in Kauf und bewegt sich auf einen Zustand zu, innerhalb dessen der Begriff des Schönen zum Alleinregenten wird. Dieses ist der Aspekt des Buches. Ein Bild seelischen Verhaltens, das Verwandtschaft mit der Symptomatik des Analcharakters aufzuweisen scheint und uns schon wegen seiner nachbarlichen Beziehungen zu Erscheinungsformen der Zwangsneurose nicht als wirklichkeitsferne Erfindung anzumuten braucht.

* * *

Der Bericht Risachs, von dem die Rede ist, beweist, daß unser Vergleich auf berechtigten Voraussetzungen beruht. Wir erfahren aus ihm, daß der Herr des Asperhofs einen Teil seines Lebens dem Staatsdienst gewidmet hat, diesen Wirkungskreis aber trotz bedeutender Erfolge als seiner Persönlichkeit durchaus nicht entsprechend betrachtet. Er empfindet eine bestimmte Regung seines Wesens als die hervorstechendste und eigentümlichste. Es ist ein auf die Herstellung konkreter Gebilde gerichteter Schaffensdrang, der sich schon früh in einer Neigung zum Zeichnen und Formen bekundet hat.

„Ich zeichnete mit einem Rotstifte“ — heißt es — „Hirsche, Reiter, Hunde, Blumen, mit Vorliebe aber Städte, von denen ich ganz wunderbare Gestalten zusammensetzte. Ich machte aus feuchtem Lehm Paläste, aus Holzrinde Altäre und Kirchen. Ich nenne diesen Trieb Schaffungslust. Er ist bei vielen Menschen mehr oder minder vorhanden. Eine noch größere Zahl aber hat die Bewahrungslust, von der der Geiz eine häßliche Abart ist. Selbst in späteren Jahren trat diese Lust nicht zurück. Da ich einmal an unserem schönen Strome zu wohnen kam und im ersten Winter zum ersten Male das Treibeis sah, konnte ich mich nicht sattsehen an dem Entstehen desselben und an dem gegenseitigen Anstoßen und Abtreiben der mehr oder minder runden Kuchen. Selbst in den nächstfolgenden Wintern stand ich oft stundenlange an dem Ufer und sah den Eisbildungen zu, besonders der Entstehung des Standeises ... In den Jünglingsjahren trat eine weitere Seite dieses Triebes hervor. Ich liebte nicht bloß Gestalten, sondern ich liebte schöne Gestalten. Dies war wohl auch schon in dem Kindertriebe vorhanden. Rote Farben, sternartige oder vielverschlungene Dinge sprachen mich mehr an als andere. Es kam aber diese Eigenschaft damals weniger zum Bewußtsein. Als Jüngling begehrte ich die Gestalten, wie sie als Körper aus der Bildhauerei und Baukunst hervorgehen, als Flächen, Linien und Farben aus der Malerei, als Folge der Gefühle in der Musik, der menschlich sittlichen und der irdisch merkwürdigen Zustände in der Dichtkunst. Ich gab mich diesen Gestalten mit Wärme hin und verlangte Gebilde, die ihnen ähnlich sind, im Leben. Felsen, Berge, Wolken, Bäume, die ihnen glichen, liebte ich, die entgegengesetzten verachtete ich.“

Die weiteren Ausführungen behandeln die Problematik, die zwischen Neigung und Berufspflicht entstand.

„In jedem Falle“ — lautet die eigene Beurteilung — „waren die Kräfte, die sich in mir regten, dem Wirken eines Staatsdieners eher hinderlich als förderlich. Sie verlangten Gestalten und bewegten sich um Gestalten. So wie aber der Staat selber die Ordnung der gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen ist, also nicht eine Gestalt, sondern eine Fassung: so beziehen sich die Ergebnisse der Arbeiten der Staatsmänner meist auf Beziehungen und Verhältnisse der Staatsglieder oder der Staaten, sie liefern daher Fassungen, nicht Gestalten. So wie ich in der Kindheit oft den abgezogenen Begriffen eine Gestalt leihen mußte, um sie halten zu können, so habe ich oft in gereiften Jahren im Staatsdienste, wenn es sich um Staatsbeziehungen, um Forderungen anderer Staaten an uns oder unseres Staates an andere handelte, mir die Staaten als einen Körper und eine Gestalt gedacht und ihre Beziehungen dann an ihre Gestalten angeknüpft. Auch habe ich nie vermocht, die bloßen eigenen Beziehungen oder den Nutzen unseres Staates allein als das höchste Gesetz und die Richtschnur meiner Handlungen zu betrachten. Die Ehrfurcht vor den Dingen, wie sie an sich sind, war bei mir so groß, daß ich bei Verwicklungen, streitigen Ansprüchen und bei der Notwendigkeit, manche Sachen zu ordnen, nicht auf unseren Nutzen sah, sondern auf das, was die Dinge nur für sich forderten, und was ihrer Wesenheit gemäß war, damit sie das wieder werden, was sie waren, und das, was ihnen genommen wurde, erhalten, ohne welches sie nicht sein können, was sie sind. Diese meine Eigenschaft hat mir manchen Kummer bereitet, sie hat mir hohen Tadel zugezogen; aber sie hat mir auch Achtung und Anerkennung eingebracht.“

Es ist nicht schwer, die Parallele herauszuarbeiten, die zwischen einer Anzahl der hier genannten Eigenheiten und typischen Wesenszügen des analen Charakterbildes wahrzunehmen ist. Ein gewisser Eigensinn in der Betrachtung der Dinge, ein ungewöhnliches Verlangen nach Ordnung, Sauberkeit, Reinheit, dazu eine Tendenz zum Festhalten und zum Schaffen geformter materieller Substanz lassen den Vergleich von vornherein als erlaubt erscheinen. Wäre dies allein noch unzureichend, so könnten wir zur Vervollständigung des Eindrucks auf Einzelheiten wie die beiläufige Erwähnung des Geizes, das Zeichnen, das Spielen und Formen mit feuchtem Lehm und die Freude an dem Eisschollenschauspiel hinweisen. Doch der Gewinn dieser Betrachtung ist nicht allzugroß. Wenn sie uns auf eine vielleicht bedeutungsvolle Beteiligung analer Tendenzen an der in dem Buche vorherrschenden Seelenhaltung aufmerksam macht, so ist diese unserem Verständnis damit noch nicht wesentlich nähergerückt. Wir mögen eine noch größere Reihe wichtiger Elemente in diesem Sinne deuten können; die schwerer wiegende Frage, in welcher Weise ein Strukturbild zustandekommt, das sich von anderen analen Phänomenen absondert, ist durch solche Ermittlungen überhaupt noch nicht berührt.

* * *

Folgen wir anderen Deutungsversuchen, so muß vor allen sonstigen Nietzsches Definition des apollinischen Kunstprinzips Erwähnung finden,

weil sie den großartigsten Versuch darstellt, den Sinn dieser Erscheinung mit weitgehend biologisch orientierten, wenn auch der Sache nach spekulativen Begriffen zu erfassen. Denn eins, was hierbei stillschweigend vorausgesetzt wird, nämlich, daß diese Stiftersche Gestaltenwelt mit der apollinischen Kunstsphäre, also der klassischen Plastik und dem Epos der Griechen, gleichzustellen ist, bestätigt uns alsbald die weitere Vertiefung.

Nietzsche glaubte, das Wesen der griechischen Plastik und des homerischen Epos darin zu ergründen, daß er die Schönheit und Vollkommenheit, das Maßvolle und Dauergültige ihrer Gestalten aus einem traumhaften Erleben ableitete, in welchem sich der apollinische Künstler aus der Vergänglichkeit und Verworrenheit der äußeren Wirklichkeit zur Anschauung der idealen Wesenheiten erhob. Apoll, der Gott des Traumes, der Weisheit, des Maßes und des Lichtes wird von ihm als Inbegriff einer Seelenhaltung verstanden, welche der — Werden und Vergehen unterworfenen — menschlichen Sphäre Verkörperungen unvergänglicher Seinsgehalte gegenüberzustellen vermag. Das Schauen, das Innewerden des Sinnes oder Wesens und das unmittelbare oder mittelbare (plastische oder verdichtende) Nachschaffen des Erschauten sind die Elemente dieses Kunstbezirks. Es handelt sich in ihm um dieselbe Sehnsucht nach Gestaltenschöpfung und das gleiche Prinzip der Ehrfurcht vor dem Seienden, die uns in unserem Zitat begegnet sind. Wir fühlen uns daher zu der Frage genötigt und berechtigt, ob der Gesichtswinkel, den wir dort herangetragen haben, auch an das so erweiterte Phänomen angelegt werden kann.

Der Gedanke, das apollinische Prinzip auf seinen etwaigen Gehalt an analen Strebungen zu untersuchen, braucht uns nicht allzu verwegen anzumuten, da die anale Komponente im bildnerischen Schaffen uns im allgemeinen gar nicht zweifelhaft erscheint. Was sich zunächst als Einwand melden möchte, die traditionelle Vorrangstellung des Auges und des Lichtes in der Sphäre Apolls, verliert bei näherer Betrachtung einen Teil seiner vermeintlichen Beweiskraft. Wir wissen, daß die optische Beziehung des Kindes zum Kot in der analen Phase große Bedeutung gewinnt, ja daß sie als die von den sonstigen Verboten am wenigsten behelligte — sozusagen als einziger erlaubter Ersatz für alles übrige — tatsächlich zu einer Art Vorrangstellung gelangt. So liegt es nicht so fern, wie es vermutet wird, zwischen beiden Bereichen eine Brücke zu schlagen. Wir wissen jedoch weiter, daß das Licht als Element des Reinen in polarem Verhältnis zum Gegensatz des Reinen, dem analen Schmutz, steht, und aus diesem Grunde nach der Verpönung des Schmutzes zu seinem Vertreter werden kann. Das Weiße wie andererseits das Farbenprächtige, beides Elemente des Apollinischen, erhalten unserer Kenntnis nach einen Teil ihres

seelischen Wertes aus der gleichen, dem Erwachsenen sehr schwer zugänglichen Vertauschung.

* * *

Ein anderer Bestandteil leitet jedoch erst zu einem weiter ausholenden Standort über. Wir dürfen nämlich auch das Verlangen, etwas Unvergängliches zu schaffen, mit einer analen Situation in Vergleich bringen, und zwar mit der Enttäuschung des Kindes über die Vergänglichkeit seines ersten belangvolleren Schaffensprodukts. Lernt doch das Kind in seiner Beziehung zu dem analen Exkrement zum erstenmal in höchst konkreter Form die Vernichtung eines Stückes von seinem Selbst und noch dazu eines Stückes, mit dem wirklich ein Schaffensakt verknüpft war, kennen. Der Wunsch, etwas Dauergültiges zu produzieren, wird wohl nie die Verbindung mit dieser Quelle ganz verlieren, und sein Anteil an einer ausgesprochen auf Unvergänglichkeit Anspruch erhebenden Produktion ist sicher nicht so leicht zu hoch beziffert. Wir haben guten Grund, gerade die apollinische Kunst als die am stärksten mit dieser Tendenz ausgestattete anzusehen, was in der folgenden Gegenüberstellung mit der dionysischen noch deutlicher werden wird. Das Bestreben, den geschaffenen Gestalten Ewigkeitswert zu geben, läßt sich bei ihr aus mannigfaltigen Einzelzügen nachweisen. Dahin gehört im innersten Raume ihrer Erscheinungsweise die Ehrfurcht vor dem So-Sein jedweder Gestalt und das Verlangen, das in der äußeren Wirklichkeit vorgefundene Bild in das Abbild der dahinter verborgenen „Wesenheit" umzuwandeln, „Vorbilder" zu schaffen, die über die Anfechtbarkeit der mit Mängeln behafteten Individualität erhaben sind.

Nietzsche bestimmt den Sinn der apollinischen Kunst ganz eindeutig in dieser Richtung. Der im apollinischen Traum befangene Künstler sieht nicht mehr auf die Individuen der wirklichen Umwelt. Die Scheinwelt, deren Anblick er genießt, hebt ihn aus den gewöhnlichen menschlichen Beziehungen heraus. Er liebt die Gestalten dieses Scheines, gelangt aber der wirklichen Umwelt gegenüber in jene Zweiteilung seiner Gefühle, von der wir bereits in dem Stifter-Zitat gehört haben. Es wird bei dieser Haltung nur ein Ausschnitt aus der äußeren Welt geliebt, nämlich diejenigen Objekte, die der „Welt des Scheines" gleichen. Die anderen fallen der Verachtung anheim.

Zunächst scheint dieses Verhalten mit jener Angabe in Widerspruch zu stehen, welche behaupten will, daß gerade die Ehrfurcht vor den Dingen ein Charakteristikum des Apollinischen sei. Richtig verstanden decken sich diese Tendenzen jedoch sowohl in ihrer Herkunft als in ihrer Auswirkung. Es ist offenbar das Eigentümliche der apollinischen Struktur, daß sie den Menschen befähigt, seine grausamen Regungen durch Verneinung eines Teiles der Objekt-

welt zu befriedigen, während in den höheren Bewußtseinsschichten, aber nicht nur in diesen, das entgegengesetzte Prinzip gleichzeitig verstärkt wird und sich an einer Auswahl erlesener Wesen betätigt. In der einen wie in der andern Schicht spielt sich ein innerer „Verdauungsprozeß" an den Außendingen ab, dessen eines Resultat die Vernichtung (Verachtung), dessen anderes die Reinigung (Vollendung) ist. Beide können aber auch hintereinandergeschaltet aufeinanderfolgen, und darin werden wir das Übliche und für das Strukturbild Typische zu erblicken haben. Die wirkliche Welt wird in ihm zuerst vernichtet, im negativen Sinne verdaut, dann kann, nachdem eine Umwandlung ins Gegenteil (in die „Vollkommenheit") stattgefunden hat, eine sekundäre Wiederzuwendung erfolgen, innerhalb welcher nun dem Einzelgebilde um so schonender begegnet wird.

In der Praxis finden wir dieses Verfahren am einfachsten in dem Phänomen des apollinischen Totenkults dargestellt. Der Hymnus auf den verstorbenen Helden und sein plastisches Ehrenbild, die beide zu den apollinischen Wurzeln der griechischen Tragödie zu gehören scheinen, verraten uns viel über die unbewußten Voraussetzungen dieses Geschehens. Die Idealisierung und Verewigung des Verstorbenen, die große Weihe der Gestalt nach ihrem Tode, ihre Einreihung in die Oberwelt der Vorbilder, belehrt uns, wenn wir sie mit unserem Material vergleichen, über den komplizierten Bau der ganzen Erscheinung. Es ist nämlich auch in der Welt, die Stifters Roman vor uns aufrichtet, ein Lebensbezirk gleichsam ausgelöscht, bevor das Gestalt gewinnt, was den Gehalt des Buches ausmacht. Die beiden Hauptfiguren, Risach und Mathilde, die die Lebensform der anderen bestimmen, sind auf dem Boden des Verzichtes auf ihre gegenseitige Verbindung in ihre spätere Daseinsart hereingewachsen. In Hinsicht auf unmittelbare Triebbeziehungen seiner Menschen zueinander verläuft der Roman außerordentlich ereignislos. Ihr Platz wird statt dessen von einem ungewöhnlich ausgebildeten, im Weiten wie im Kleinen sorgfältigst abgewogenen Gefühlskomplex gegenseitiger Ehrerbietung eingenommen. Vom Tode ist nicht eigentlich die Rede, so wenig, wie von der Schöpfung neuen Lebens. Doch die Verlustliste, die der die Vorgeschichte behandelnde Rückblick zusammenstellt, reicht soweit, daß sie die Hauptgestalt lückenlos aller Angehörigen beraubt. So ist dieser Risach wirklich ein bereits vom Leben Verabschiedeter, und der „Nachsommer", den er genießt, eine olympische Ruhewelt, die sich allein an der Pracht der Gestaltungen und der Anschauung ausgewählter Objekte sättigt.

* * *

Wenn wir sagen zu dürfen glauben, daß im Unbewußten des apollinischen Künstlers ein Tötungsimpuls regiert, der dann sekundär in das Gewand der

Ehrerbietung, Verehrung und Schonung gekleidet wird, so ist jedoch noch ein weiterer Gesichtspunkt hinzuzuziehen, um die Besonderheit des Phänomens zu treffen. Es muß nämlich auf das Fehlen einer tröstenden, der Grausamkeit aus dem Transzendenten entgegenkommenden Jenseitsidee hingewiesen werden. Die Idealisierung geschieht hier in einer Weise, bei der unmißverständlich an den Lebensattributen, den Eigenschaften und der Körperlichkeit der verehrten Gestalt festgehalten wird. Ihr Unvergänglichwerden vollzieht sich nicht durch Auflösung in eine geistige Entkörperung. Es handelt sich vielmehr um ein Nachschaffen, das sich die Wiederverkörperung zu ewiger Gegenwart zum Ziel gesetzt hat. Eine Leistung also, die der Wirklichkeit des Sterbens wie dem Tötungsimpulse mit ganz besonderem Aufwand in den Weg tritt.

Diese Eigentümlichkeit des apollinischen Schaffens bliebe ungeklärt, sofern man nicht der großen Bedeutung narzißtischer Tendenzen in seinem Unterbau gerecht würde. Den Tod zu leugnen, nicht sterben zu wollen, dies scheint eine entscheidende Grundlage solcher Manifestationen zu sein, und wir gehen gewiß nicht fehl, wenn wir uns diesen Abscheu aus einer sehr gesteigerten narzißtischen Besetzung des Ichs entstanden denken. Mit dieser Annahme läßt sich nun sehr viel von dem zuvor Beschriebenen in Einklang bringen. Das Gebaren der Stifterschen Personen läßt sozusagen auf Schritt und Tritt (und der Leser begleitet sie auf einem reichlich langen Weg!) eine ausgeprägte narzißtische Empfindlichkeit erkennen. Sie verhalten sich wie gewisse ungewöhnlich artige Kinder, die das, was Eltern und Lehrer von ihnen fordern, unter Aufgabe anderer Befriedigungsmöglichkeiten von sich erzwingen, und die, nachdem ihnen dies zur Gewohnheit geworden ist, mit Selbstverständlichkeit die Achtung vor ihrer eigenen Person erwarten, die sie ihrerseits jenen entgegenbringen. Die Größe der Versagungen, die ihnen zugemutet werden, verstärkt in diesem Fall die Ehrerbietung vor dem gebietenden andern wie die ähnlich geartete Einstellung zum eigenen Ich. Es ergibt sich daraus jenes große, die ganze Person ergreifende Maßgesetz, nach welchem alle Handlungen geordnet werden.

Träfe die ohne Frage irrige Voraussetzung zu, daß beim apollinischen Menschen, ähnlich wie beim Kinde in der Latenzzeit, relativ geringe sexuelle Triebenergien bestünden, so wäre dieser psychische Zustand wenig problematisch. Doch es fehlt für diese Annahme jegliche Berechtigung. Das scheinbar konfliktlose „harmonische" Bild, das er äußerlich darbietet, würde gröblich mißverstanden, wenn man die Bedeutung der inneren Schaltungen, die wir skizziert haben, in ihrem quantitativen Werte unterschätzte. Es handelt sich um ein Nachgeben auf den Druck äußerer und dann in dieser spezifischen Weise verinnerlichter Gebote hin, und es entspricht dem durchaus, daß der

aus der Vergangenheit nacherzählte Liebesroman zwischen Risach und Mathilde zwar mit Versagung und Verzicht geendet hat, aber doch alle Akzente echter Leidenschaft aufwies.

Wir kommen daher nicht umhin, die Ehrerbietung vor den Versagung heischenden Eltern und Elternvertretern als eine Reaktionsbildung gegen die auf sie gerichteten Todeswünsche aufzufassen, wobei wir nun allerdings einen Anteil an deren so weitgehendem Gelingen der ungewöhnlichen Stärke des Narzißmus zuschreiben. Die apollinische Struktur gestattet demnach in knapper Formulierung etwa folgende Interpretation: Es wird in ihr unter der Wirkung der elterlichen Verbote auf die Befriedigung der genitalen Inzestwünsche verzichtet. Die Versagungen rufen jedoch unter starker Wiederbelebung anal-sadistischer Tendenzen lebhafte Tötungsimpulse wach. Diesen gesellen sich, aus dem gleichen Bezirk stammend, Bewahrungswünsche bei, denen aus der im Narzißmus wurzelnden und mitmobilisierten Verleugnung des Todes ein mächtiger Bundesgenosse entsteht. Die Tötung der zunächst geliebten, dann feindlich empfundenen Objekte wird auf dieser Basis durch ihre Verehrung und Verewigung ersetzt. Indem sie zu dauergültigen Vorbildern erhoben werden, identifiziert sich das Ich nun gleichzeitig mit ihnen und erreicht somit auf einem Umweg doch noch, daß es sich vorstellen kann, von den ursprünglich begehrten Objekten geliebt zu werden.

* * *

Vergleichen wir dieses Strukturbild mit dem der Zwangsneurose, so fällt vor allen Dingen auf, daß trotz der Übereinstimmung in dem Nachweis analsadistischer Triebe ein sehr deutlicher und wichtiger Unterschied besteht. Es fehlt dem apollinischen Zustand jene bedrückende Macht und Strenge des Über-Ichs, die für die Zwangsneurose charakteristisch ist. Trotz gewisser verwandter Züge wird hierdurch ein Gegensatz begründet, der ausschlaggebend ist und der sich ja auch aus dem äußeren Erscheinungsbilde ungezwungen ablesen läßt.

Der apollinische Mensch vermag zu den verbietenden Objekten eine Einstellung aufrechtzuerhalten, die ihn davor bewahrt, die Destruktionstendenzen und ihre Auswirkungen in sein eigenes Inneres zu übernehmen. Er lebt nicht innerhalb eines wechselvollen Kampfes zwischen Haßbetätigung und Haßabwehr, sondern erlangt auf dem Boden starker narzißtischer Ansprüche und Befriedigungen eine relative Freiheit, die durch das Maßgesetz begrenzt ist. Dieses, das wir als das ästhetische dem moralischen Gesetz gegenüberstellen müssen, erwächst aus dem eigentümlichen Ineinanderspiel der Regungen und Reaktionen, um deren Ermittlung wir uns bemüht haben. Seine Entstehung ist an das besonders geartete Zusammenspiel der namhaft gemachten Kräfte

geknüpft. Es ist daher nicht ein allgemeingültiges Gesetz der Menschen überhaupt, sondern das Gesetz dieses bestimmt organisierten Typus.

Der Schaffensdrang, der uns als ebenfalls wichtiger Bestandteil der apollinischen Haltung erscheinen muß, ist als solcher offenbar elementarer aus der Wiederbelebung der analen Situation abzuleiten. Zu dem, was er im apollinischen Menschen wird, gelangt er jedoch zweifellos auch erst durch die Beziehungen, die von dieser Quelle aus mit jenen anderen Strebungen aufgenommen werden. Eine der wichtigsten Verknüpfungen mit dem Narzißmus beruht auf dem Umstand, daß das Verhältnis zu dem Produkt, um das es sich hier handelt, ein Herrschaftsverhältnis ist, in dem das Ich sich als Alleinregent fühlt. Dieses ist die Grundlage für die Möglichkeit jener Verschiebung des Narzißmus vom Ich auf das geschaffene Gebilde, welche die psychoanalytische Kunstwissenschaft seit langem in ihrer Bedeutung verstehen gelehrt hat.

Für den apollinischen Menschen ist diese Stellung zu seinem Produkt grundsätzliche Vorbedingung.

„Ich hatte“, heißt es in Risachs Selbstkritik, die wir dazu noch einmal heranziehen wollen, „von Kindheit an, freilich ohne es damals oder in den Jugendjahren zu wissen, zwei Eigenschaften... Ich war erstens gerne der Herr meiner Handlungen. Ich entwarf gerne das Bild dessen, was ich tun sollte, selbst und vollführte es auch gerne mit einer alleinigen Kraft. Daraus folgte, daß ich schon als Kind, wie meine Mutter erzählte, eine Speise, ein Spielzeug und dergleichen lieber nahm, als mir geben ließ, daß ich gegen Hilfe widerspenstig war, daß man mich als Knaben und Jüngling ungehorsam und eigensinnig nannte, und daß man in meinen Männerjahren mir Starrsinn vorwarf. Das hinderte aber nicht, daß ich dort, wo mir ein Fremdes durch Gründe und hohe Triebfedern unterstützt gegeben wurde, dasselbe als mein Eigenes aufnahm und mit der tiefsten Begeisterung durchführte... Eine zweite Eigenschaft von mir war, daß ich sehr gerne die Erfolge meiner Handlungen von jedem Fremdartigen gesondert vor mir haben wollte, um klar den Zusammenhang des Gewollten und Gewirkten überschauen und mein Tun für die Zukunft regeln zu können. Eine Handlung, die nur gesetzt wird, um einer Vorschrift zu genügen oder eine Fassung zu vollenden, konnte mir Pein erregen... Ich wollte immer am Grundsätzlichen ändern und die Pfeiler verbessern, statt in einem Gegebenen nach Kräften vorzugehen, ich wollte die Zwecke allein entwerfen, und wollte jede Sache so tun, wie sie für sich am besten ist, ohne auf das Ganze zu sehen, und ohne zu beachten, ob nicht durch mein Vorgehen anderswo eine Lücke gerissen werde, die mehr schadet, als mein Erfolg nützt.“

* * *

Es ist ein Vorzug der Kunstlehre Nietzsches, daß sie dem Irrtum von der Gültigkeit eines bleibenden allgemeingültigen Formgesetzes von vornherein ausgewichen ist und damit auf der Seite derer steht, die der Mannigfaltigkeit der seelischen Erscheinungen besser gerecht zu werden wissen, als frühere Kunstbetrachter vermochten. Noch größer ist jedoch der Wert, der darin liegt, daß sie die Phänomene so zentral wie zunächst denkbar zu erfassen sucht,

indem sie die künstlerischen Erlebnisse, die sie behandelt, ganz in die Mitte ihrer philosophischen Spekulation rückt.

Wir haben ihre Definition des Apollinischen benutzt, um mit unserer Darstellung möglichst bald in medias res zu gehen, und tun jetzt gut, uns des gleichen Mittels zu bedienen, wenn wir uns dem eigentlichen Thema dieser Erörterung zuwenden.

Die Grundthese der Nietzscheschen Kunstphilosophie ist die Behauptung, daß der Künstler nicht als subjektives Wesen schaffe, sondern zuvor einen Zustand erreiche, der ihn von seiner Subjektivität befreit. Beim apollinischen Künstler ist dieses Stadium im apollinischen Träumen gegeben. Die Erhebung zu den großen Bildern dieser Scheinsphäre beseitigt alle Reste seiner früheren Zuständlichkeit in ihm und macht ihn zum Offenbarer der Gehalte, die er erschaut.

Der Weg zum dionysischen Schaffen verläuft gleichsam in umgekehrter Richtung. Der Gott des Rausches ist das Sinnbild eines Zustandes, in dem der Mensch seine bisherigen Vorstellungen und sein sonst empfundenes Ichgefühl gegen eine Einswerdung mit dem All eintauscht. Taumel und Trunkenheit lassen die Ansprüche und Begriffe der gewohnten Tageswelt schwinden, während zugleich unter dem Eindruck der erlebten Grenzenlosigkeit die affektiven Regungen, Liebe und Haß zum Durchbruch gelangen. Dieses ist nach Nietzsches Definition der Zustand des lyrischen Schaffens. Archilochos, in dem er verkörpert ist, ist weit davon entfernt, Gestaltungen der olympischen Sphäre zu schaffen, wie Homer und die Plastiker es tun. Seine Dichtungen sind wilde Lieder der Leidenschaft, so zum Beispiel Enthüllungen seiner Begierde und seines Hasses vor den Töchtern des Lykambes, die ihn abgewiesen haben.

Wir dürfen diese Affektentladungen nach Nietzsches Interpretation nicht als Äußerungen des Individuums Archilochos nehmen. Sie sind, richtig begriffen, Lautwerdung des Ur-Einen, das in der Tiefe der Individualität als Grundstrom verborgen ist, und in das der Mensch, während der dichterische Prozeß in ihm ablief, zurücktrat. Nur so ist die ihnen angemessene Würdigung möglich. Nichts wäre ungerechter, als diese Voraussetzung außer acht zu lassen.

Wird hiermit der dionysische Künstler grundsätzlich unter den gleichen philosophischen Gesichtswinkel gestellt wie sein Gegenbild, so wird ihnen andererseits auch beiden die gleiche seelische Aufgabe zugesprochen. Nietzsche glaubt nämlich, in beiden Zuständen und ihren Mittlern die Aufgabe entdecken zu können, den griechischen Menschen über die Tatsache der Vergänglichkeit zu trösten. In welchem Sinne er dies vom apollinischen Künstler behaupten konnte, ist uns bereits vertraut und unserer eigenen Auf-

fassung zum Teil zunutze geworden. Was er analog dazu über den dionysischen aussagt, ist unschwer zu erraten: Dieser vermittelt seinen Zuhörern, indem er sie seine Affekte nacherleben läßt, das Erlebnis jener Einswerdung mit dem All und vermag sie dadurch aus ihrer Vereinzelung und damit aus der dieser anhaftenden Vergänglichkeit zu erlösen.

* * *

Dieser philosophischen Konstruktion macht Nietzsche die Überlieferung des Dionysosmythos dienstbar, welche von der Zerstückelung des Gottes durch seine Feinde und seiner späteren Wiedergeburt handelt. Der Klage über die Zerreißung des Gottes entspricht eine tiefe Klage der Natur über ihre Zerreißung in Individuen, die im Taumel der dionysischen Feste zum Schweigen gelangt, weil das Individuum hier in das ganze des Ewig-Einen zurücksinkt.

Wir glauben an dieser Stelle die psychischen Grundlagen durchschimmern zu sehen, die Nietzsche in seiner bildlichen, zu Personifizierungen neigenden Sprache beschreibt. Das Element der Zerreißung und Zerfleischung, das zum Kern des Dionysosmythos gehört, lenkt unsere Aufmerksamkeit nämlich auf die Thematik des Oralen, die für den Mythos wie den Kult des Gottes in beherrschendem Ausmaße kennzeichnend ist.

Der Gott des Taumels und der Trunkenheit, den spätere Zeiten gern in seichter Verflachung seines ursprünglichen Sinnes als Inbegriff heiterer, gutmütig-behaglicher Vergnüglichkeit reproduziert haben, war für die Griechen zugleich der exquisit grausame, furchtbare und unheilvolle. Die Mythen, die sein Tun und sein Geschick behandeln, wissen von grauenvollen Ausbrüchen der Blutgier. Wie er selbst von seinen Widersachern, in anderer Version sogar von seinem Gefolge, zerfleischt wird, so gilt er seinerseits als schonungsloser Vernichter, dessen Jagdleidenschaft und jähen Tötungsimpulsen tierisches und menschliches Leben zum Opfer fällt.

Folgen wir Nietzsches Charakterisierung zunächst noch um ein weiteres Stück, so wird deutlich, daß er die der Gottheit innewohnende Ambivalenz außerordentlich tief empfunden hat.

„Unter dem Zauber des Dionysischen", heißt es einerseits, „schließt sich nicht nur der Bund zwischen Mensch und Mensch wieder zusammen; auch die entfremdete, feindliche oder unterjochte Natur feiert wieder ihr Versöhnungsfest mit ihrem verlorenen Sohne, dem Menschen. Freiwillig beut die Erde ihre Gaben, und friedfertig nahen die Raubtiere der Felsen und der Wüste. Mit Blumen und Kränzen ist der Wagen des Dionysus überschüttet: unter seinem Joche schreiten Panther und Tiger... Jetzt bei dem Evangelium der Weltenharmonie, fühlt sich jeder mit seinem Nächsten nicht nur vereinigt, versöhnt, verschmolzen, sondern Eins, als ob der Schleier der Maja zerrissen wäre und nur noch in Fetzen vor dem geheimnißvollen Ur-Einen herumflatterte. Singend und tanzend äußerte sich der Mensch

als Mitglied einer höheren Gemeinsamkeit: er hat das Gehen und das Sprechen verlernt und ist auf dem Wege, tanzend in die Lüfte emporzufliegen."

Dieser Schilderung steht an anderer Stelle der Hinweis auf ein lethargisches Element gegenüber. Nietzsche schreibt nämlich dem dionysischen Erlebnis zugleich ein Teilhaftwerden an einem unüberbietbar grausamen Wissen zu.

„In diesem Sinne", heißt es, „hat der dionysische Mensch Ähnlichkeit mit Hamlet: beide haben einmal einen wahren Blick in das Wesen der Dinge getan, sie haben erkannt, und es ekelt sie zu handeln; denn ihre Handlung kann nichts am ewigen Wesen der Dinge ändern, sie empfinden es als lächerlich oder schmachvoll, daß ihnen zugemutet wird, die Welt, die aus den Fugen ist, wieder einzurichten. ... die wahre Erkenntnis, der Einblick in die grauenhafte Wahrheit überwiegt jedes zum Handeln antreibende Motiv, bei Hamlet sowohl als bei dem dionysischen Menschen."

Die Seelenlage, die uns hier vor Augen geführt wird, entspricht unverkennbar Zuständen, die wir im Krankheitsbilde der Melancholie anzutreffen pflegen. Dem Melancholiker eignet sehr häufig gerade diese Beziehung zur Welt, bei der ein vermeintliches Besserwissen um das Letzte der Lebensfragen als Grund für einen vollständigen Ekel vor allem Handeln angegeben wird. Wir erklären uns diesen Überdruß als einen Abkömmling des furchtbaren Widerstreites, den wir im Melancholiker zwischen seinen kannibalistischen Wünschen und ihrer Abwehr vorhanden wissen. Das schreckliche Tiefenbild vom Weltganzen, von dem er spricht, ist ein Spiegel seiner eigenen grausamen Regungen. Seine Furchtbarkeit ist gleichzeitig auch ein Ergebnis der Betätigung dieser Regungen, insofern nämlich jenes „Durchschauen", dessen er sich zu einem Teile rühmt, einen Ersatz für das Zerbeißen und Zerstückeln bedeutet, das sein Unbewußtes an den geliebten und gehaßten Objekten vornehmen möchte.

Unser Vergleich mit diesem klinischen Bilde lädt einigermaßen selbstverständlich dazu ein, der anderen Seite der dionysischen Haltung eine Beziehung zum Bilde der Manie zuzusprechen. Tatsächlich müssen wir diese Perspektive billigen, da sich bei weiterer Bearbeitung ein reichlicher Materialschatz ansammelt, der sie bestätigt.

* * *

Zur Veranschaulichung der Zusammenhänge zwischen diesen Phänomenen soll uns in erster Linie ein Auszug aus einem Stoffgebiet dienen, das ich mehr deskriptiv in einer Monographie behandelt habe, deren baldige Veröffentlichung in Aussicht steht. Es handelt sich um eine Dichtung und um einen Dichter, die alle typischen Züge des Dionysischen in bemerkenswerter Ausschließlichkeit in sich vereinen. Der Dichter, Kurt Liebmann, ist heute nicht mehr unbekannt, obwohl ein Teil seiner Publikationen zunächst auf hartnäckigen Widerstand stieß. Die Dichtung, die ich in meiner Monographie

bearbeitete,[2] wurde vor Jahren unter dem Titel „Entwerden" als Buch[3] veröffentlicht. Es ist ein Zyklus, dessen Einzelstücke zuerst im „Sturm" erschienen sind. Liebmann gehörte seinerzeit dem Kreise der Expressionisten an. Später wurde immer mehr ein starkes Verhältnis zu Nietzsche in ihm herrschend, in dessen Rahmen er unter anderem in nähere Beziehung zu Rudolf Pannwitz trat.

Der genannte Gedichtzyklus, das Erstlingswerk des Autors, wirkt auf den Leser wie eine Raserei entfesselter Affekte. Man hat ihm seitens der Kritik vorgeworfen, daß es bei großer sprachlicher Wildheit und rhythmischer Pracht zu tief in der Hölle der menschlichen Urinstinkte stecke, daß es ein ungestaltetes Chaos berge. Es handelt sich um außerordentlich zeilenreiche, in freien Rhythmen und ohne Strophenteilung geschriebene Dichtungen, die einen jagenden Wirbel affektiver Geschehnisse zum Inhalt haben. Sie sind nicht nur überreich an Wortneubildungen, die der Autor zur Bezeichnung schwer wiederzugebender Empfindungen verwendet hat, sondern außerdem durch das stärkste Überbewerten der rhythmischen gegenüber den grammatikalischen Forderungen sehr weit von der Umgangssprache wie von der epischen entfernt. Im Inhaltlichen fällt neben der Vorherrschaft des Triebhaften eine Fülle, ja eine wahre Flucht von Verwandlungen auf, die die Flüssigkeit der Verwandlung in so charakteristischen Beispielen wie dem Märchen in Novalis' „Heinrich von Ofterdingen" noch gewaltig übertrifft. Es kann vielleicht von einer, immerhin auch nur ferneren, Ähnlichkeit mit manchen Whitmanschen Dichtungen die Rede sein. Die Thematik muß trotz des außerordentlichen Wechsels der Vorstellungen in ihrem Eigentlichen als geradezu monoton bezeichnet werden. Die Dichtungen behandeln nämlich in durchweg gleichbleibenden Abläufen das Erlebnis des darin geschilderten Mannes mit einer Frau. Die Partner machen Verwandlung auf Verwandlung, Begegnung auf Begegnung durch, um Liebesakte zu erleben, in denen das gegenseitige Verschlingen, Einandereinverleiben und Wiedergebären das Hauptmotiv bildet. Auf diesem eigentümlichen Grundzug beruht, wie wir nicht mißverstehen können, die besagte, schier unendliche Verwandlungsflut. Den Abschluß nach dem wilden Wirbel macht eine Art Apotheose an das Licht, dessen Sphäre hier nicht der Sinn zufällt, den wir ihr im Bezirk des Apollinischen beigelegt haben, sondern jener der größten Sexuallibido-Ferne, den Sachs[4] in seiner Studie über die ravennatische Kunst entwickelt hat.

* * *

2) Kurt Liebmanns „Entwerden"-Zyklus, Psychoanalytische Studie an einer expressionistischen Dichtung (geschr. 1932).

3) Erschienen 1921, jetzt zu beziehen durch den Dion-Verlag, Berlin-Steglitz.

4) Hanns Sachs, Kunst und Persönlichkeit. Imago, XV, 1929, S. 1 ff.

Das für unsere Betrachtung aufschlußreichste Motiv erhält seine nackteste Ausprägung in den Schlußzeilen des zuerst entstandenen Gedichtes der Zyklusreihe, das im Buch den dritten Platz einnimmt. Das Entscheidende offenbart sich an dieser Stelle in so prägnanter Fassung, daß ihre Zitierung genügt, um bereits alles Wesentliche erkennen zu lassen.

In diesem Gedicht sind die beiden Liebenden in einer Stadt zueinandergetroffen und haben dort einen ihrer typischen Liebeskämpfe durchgemacht. Der Ausklang dieser Orgie ist eine Feuersbrunst, die die Stadt zerstört, und mit folgendem Freßakt beendet wird:

„In den funkelnden Leibersturz, in das Überschäumen des zuckenden Fleisches
springt der Hyänenhimmel.
Reißt, schlägt, beißt, leckt, grunzt, trinkt Blut, Blut!
Lange! Lange! Oh!
Schweigen rennt durch wackelnde Gassen.
Knurren. Bröckeln. Röcheln.
Mondtiere huschen über das Pflaster. Schmatzen in Leichen. Schleichen kichernd von Gedärm zu Gedärm."

Die Welle von Blutdunst und Feuerschwaden, die uns hier, begleitet von den Kehl- und Rachenlauten der fressenden Ungeheuer, entgegenschlägt, flutet, immer zu neuen Aufgipfelungen bereit, durch das ganze Buch. Das riesige orale Bedürfnis des Dichters wird vielleicht am deutlichsten in einigen Wortneubildungen sichtbar, welche Objektteile durch Kontamination in Freßbares verwandeln, oder Funktionen durch raubtierhafte Bilder in die Nachbarschaft einer oralen Betätigung rücken. So wenn von „Hirndotter" statt vom Hirn, von „Lachfrüchten" statt von Gelächter die Rede ist, oder das Greifen der Finger als „Mardern" umschrieben wird.

Wir dürfen annehmen, daß die Stadt, die der Autor in Gestalt des über sie hereinbrechenden Unheils verzehrt, wie bei jenem Melancholiker Abrahams, der sich mit Nero verglich, ein Symbol der Mutter ist. Dem entspricht es, daß Fleisch, Blut, Beißen, Fressen, Schnappen, Züngeln, Stechen, Zähne, Kiefer, Schlund und Kehle mit Vorliebe gebrauchte Elemente in der Beschreibung der Liebesakte sind. Es geht dem Dichter, wie es dem mythischen Dionysos ergeht. Sein Leben spielt sich in ununterbrochener Gemeinschaft mit dem weiblichen Geschlecht ab, das mit ihm in den Zustand der Raserei, des zerstörenden Wahnes gerät. Im Mythos gipfelt diese merkwürdige Symbiose in einem Akt, den Winterstein mit Recht als Regression des Inzestwunsches auf die kannibalistische Stufe bezeichnet hat, der Zerfleischung und Verzehrung des Gottes durch die ihn umgebenden Frauen.[5] Der Inhalt des Liebmannschen Zyklus bewegt sich eigentlich dauernd um diesen Pol herum, ob-

5) A. Winterstein, „Der Ursprung der Tragödie". Int. Psa.-Verlag, 1925.

wohl er nicht der einzige bleibt, denn auch die gegenteilige Situation steht, wie wir schon gesehen haben, dauernd auf dem Sprunge, sich zu verwirklichen. Auch hierin bleibt die Parallele mit dem Mythus gewahrt, denn die Dionysosmythen berichten uns auch das Umgekehrte, nämlich die schonungslose Tötung von Frauen seitens des Gottes.

* * *

Die wechselseitige Beleuchtung, in die wir unseren Gegenstand rücken, indem wir bald vom Mythos auf die Liebmannsche Dichtung, bald von dieser auf die Symptomatik der Melancholie übergehen, hat den Nachteil einer gewissen Unübersichtlichkeit. Wir werden zu diesem Verfahren jedoch genötigt, weil trotz der notwendigerweise knappen Fassung neben anderem auch der Beweis erbracht werden muß, daß die herangezogene Dichtung nicht nur dem Vergleich mit der einen, sondern mit beiden Seiten standhält. Die Wesensart der dionysischen Dichtung und Kunst ist so sehr viel weniger im allgemeinen Bildungswissen sichergestellt, daß ihre Behandlung mit ganz anderen Schwierigkeiten zu rechnen hat als die der apollinischen. Zum Teil beruht dies allerdings auf dem Doppelgesicht, das sie trägt, und insofern gehören die Anforderungen, die an ihren Interpreten herantreten, eigentlich mit zu ihrem Wesen. Auch darin nämlich gleicht sie, bzw. die Struktur, aus der sie erwächst, der Lebenssphäre des Zirkulären, der seine Umwelt durch die extreme Gegensätzlichkeit seiner Zustände überrascht.

Ein weit zurückliegender Versuch einer Selbstdarstellung, die Liebmann als Einleitung zu einem Vortragsabend verlas, ist geeignet, uns in der Erkenntnis dieser Tatsache zu unterstützen.

„Der Urgrund meines Wesens", sagt er, „ist äußerster organischer Pessimismus, der nichts mit erworbener Menschenverachtung des am Leben irgendwie Gescheiterten zu tun hat, der durchaus auch um das befreiende Lachen weiß. Es ist jenes Leid, von dem Blüher in der ‚Christologie' sagt: Es fällt den Menschen an, wenn er, wie König Xerxes auf dem Thron von Abydos sitzend, unter sich sein Heer und seine Flotte ihm zu Ehren Kampfspiele aufführen sieht und plötzlich zu weinen beginnt und seinen Ruhm und seine Macht vergessend, klagende Worte über die Vergänglichkeit des menschlichen Daseins ausstößt. — Oder das Leid kann kommen wie zu jenem Oskar Wilde, der im Kerker schmachtend, in sein Tagebuch schreibt: ‚Die Melancholie ist das wahre Geheimnis des Lebens...' Dieses immanente Leid ist der Grundzug meines Wesens. Nur aus diesem Grundzug ist das Optimistische, oder besser Leidüberwindende, Strahlende, Kristallbauende, Säulenhafte, Tänzerische meiner Gestaltungsart zu verstehen. Aus einem barbarischen Chaos einer auf mich einstürzenden Wüstwelt, rette ich mich durch äußerstes Zusammenpressen des Erlebnisstromes. Ich kann Ihnen mitteilen, dieser Prozeß der äußersten Kondensierung springt beim Schaffen in die Physis über. Ich arbeite in Bewegung. Tanzend fast. Ich lebe die Empfindung, als spitzte sich mein Körper unendlich zu, als schnellte ich aufwärts. So entsteht unter Absplitterung aller Menscherinnerung, alles Gefühlshaft-Nebensächlichen diese Form."

Man muß, um den zweiten Teil dieser Auslassung richtig einschätzen zu können, wissen, daß der Autor ein hervorragender Vorleser ist, dem die bezwingende Gewalt seines Vortrages häufig öffentlich attestiert wurde. Seine Vortragsart gleicht nämlich der hier beschriebenen Produktionsweise. Es ist ein elementares Herausstoßen in ihr gegenwärtig, das jede Pathetik ersetzt. Der Zuhörer fühlt sich von einem riesenhaften rhythmischen Strom überflutet, hinter welchem ein vulkanisches Drängen zu toben scheint. Der Körper des Sprechers scheint, wie es hier beschrieben ist, ganz unter die Herrschaft des Sprachprozesses zu geraten, so daß ohne Zutagetreten von sichtbaren Mitbewegungen in der Tat der Eindruck des Tänzerischen entsteht.

Haben wir die Beschreibung hierdurch vervollständigt, so läßt sich der Sinn des Phänomens nach mehreren Richtungen hin deuten. Es handelt sich offenbar um einen Entladungsakt, und es bekräftigt diese Auffassung, daß der Autor seine Dichtungen selbst besonders gern als „Kaskaden", „Wortstürze", mitunter auch als „Fontänen" bezeichnet hat. Eine andere von ihm bevorzugte Nominierung war „Wortgeburt". Fügen wir hinzu, daß er sie zeitweise als Delikte, Bluttaten, ja Morde empfinden konnte, und daß die Intervalle zwischen der Entstehung der einzelnen Dichtungen auffällig groß waren!

* *
*

Ohne Zweifel birgt sich hinter diesem Nebeneinander eine vielfältige Determinierung des Schaffensaktes. Soviel dürfte jedoch gewiß sein, daß er dem Dichter die Möglichkeit verschafft, den oralen Sadismus auf eine Weise zur Abfuhr zu bringen, die einerseits die Depression zum Abschluß bringt, andererseits aus einem bislang noch unverstandenen Grunde der Verurteilung seitens des Über-Ichs zu entgehen vermag.

Über das erstere klärt uns zu einem Teil ein wichtiger Beleg aus der Feder des Dichters auf, der uns nicht sehr weit vom bereits Erörterten fortführt. Liebmann hat in einem kleinen Essay die seiner Dichtung verwandte Produktion August Stramms interpretiert. Der Aufsatz kann durchaus für ihn selber gelten. Und in ihm heißt es nun (im Auszuge): von den Worten — „sie zischen, peitschen, hacken, quadern, tropfen speien . . . Und haschen sich und halten sich und streichen, umarmen, beißen, morden sich" . . . —, von den Menschen: „Sie zücken und tanzen wie Schwerter. Zerhacken einander. Stechen. Schwirren. Biegen. Fliegen. Umeinen."

Wir verstehen, daß dies eine Verschiebung seines Sadismus von den Objekten auf das Schaffensprodukt ist, daß es dem Autor also gelingt, in der eigentümlichen Art seiner Produktion ein Stück von der Gesamtmenge seines Destruktionstriebes zu binden. Die erwähnte „Absplitterung aller Menscherinnerung, alles Gefühlshaft-Nebensächlichen" wird uns nun als eine Absage an

alle weicheren Empfindungen verständlich, die diesen Vorgang stören könnten. Gleichzeitig fällt von dieser Stelle aus ein Licht auf das von Nietzsche Gemeinte, wenn er auch Archilochos als seiner menschlichen Subjektivität entrückt auffassen zu müssen glaubte. Diese zunächst wenig einleuchtende Charakterisierung erweist sich als berechtigt, wenn damit ausgesagt werden soll, daß der dionysische Künstler einen Teil seines Selbst aus sich entläßt, wenn er seinen sadistischen Antrieb in der gestaltzerstörenden Formung und in der Erlebniswelt seiner Personen zur Betätigung bringt. Er verfährt dabei gerade umgekehrt wie der apollinische, der diese sowohl von seinem Gestaltungsmittel wie von seinen zunächst getöteten Gestalten peinlichst zurückhält.

Es meldet sich jedoch sogleich ein zweiter Gedanke in uns, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf die merkwürdigen Benennungen des Dichters richten. Sie sind von einer etwas frappierenden Simplizität und vielleicht gerade darum mit dem Kennzeichen einer beachtenswerten Ursprünglichkeit versehen. Auf den ersten Blick scheinen sie in der Mehrzahl dem urethralen Bezirk anzugehören. Doch wenn von hier aus auch eine Determinante in sie hereinwirken mag, die sogar unser Interesse verdient, so dürfte diese kaum die wichtigste sein. Es ist weit wahrscheinlicher, daß das Phänomen des Erbrechens in ihnen repräsentiert wird. Zu dieser Annahme nötigt einmal der in dem Ausdruck „Wortsturz" gegebene massive, für urethrale Vorstellungen zu ausladende Bedeutungsgehalt. Dasselbe ist aber auch von einer Wendung aus dem Begleitbrief eines neuen Manuskripts zu sagen, welche lautet: „Hier — die Steilfontäne überklatscht Dich." Wir entnehmen ihr, daß das Bild der Fontäne nicht das eines dünnen Strahls, sondern das eines voluminöseren Niedersturzes ist. In dem Essay über Stramm heißt es von diesem, daß er „den Kosmos seiner Werke aus sich herausbrach". Schließen wir daran noch an, daß Liebmann diesen Dichter „Mund des All-Einen" nannte, und daß eine seiner eigenen Gedichtfolgen „Der feurige Mund" betitelt ist, so wird das Vorwiegen des oralen Sinnes in jenen Begriffen für uns zur Gewißheit.

Damit ist uns aber der Weg zu einer erheblichen Erweiterung unseres Wissens geebnet. Darf der Entladungsakt nämlich als ein Vorgang betrachtet werden, der nicht allein örtlich-körperlich, sondern auch psychisch überwiegend in das Gebiet des Oralen gehört, so wird damit nicht nur früher Ermitteltes erneut unterstrichen, sondern es ergibt sich auch ein Ausblick auf einen spezifischen Mechanismus, der das Verhältnis des dionysischen Menschen zur Introjektion und ihren Nachwehen betrifft. Um die Formulierung gleich voranzustellen: die dem dionysischen Menschen eigentümliche Struktur scheint darauf zu beruhen, daß er im Gegensatz zu dem sonst nahverwandten Zirkulären imstande ist, das geliebte und dann gehaßte Objekt,

das er sich introjiziert, auf dem Wege des Brechaktes wieder aus sich herauszustoßen und sich so von dem unangenehmen Gast, der das Verhältnis zwischen seinem Über-Ich und seinem Ich verdüstert, zu befreien.

Ohne eine Korrektur kann diese Auffassung uns allerdings nicht ganz befriedigen, weil die soeben entworfene Struktur, die Abraham bereits geschildert hat, durch negative Eigenschaften von dem Typus, den wir im Auge haben, absticht. Es handelt sich um Menschen, „denen das kaum Aufgenommene sogleich wieder zum Munde herauskommt", Personen von äußerster Ungeduld, die gewiß nicht zu der intensiven Formungsarbeit imstande wären, die der dionysische Mensch zu leisten vermag. Man könnte daran denken, daß es richtig wäre, ihn in eine Mittelstellung zwischen diesem Charakter und dem echten Melancholiker zu gruppieren. Doch die Lösung, mit der sein Strukturbild treffend erfaßt wird, ist eine andere, zu der uns unsere Betrachtung in Kürze weiterführen wird.

* * *

Zunächst möchte ich das Hauptsächliche unserer Untersuchung zum Teil durch einige Nachträge befestigen. Es handelt sich dabei im wesentlichen um Belege für die Rolle des Oralen in der Psyche unseres Dichters sowie um Bekundungen des Destruktionstriebes, der Ambivalenz und der psychischen Depression.

„Es gibt Menschen," — heißt es in einer Tagebuchnotiz aus seiner Schülerzeit — „tragische Gestalten, in deren Blut ein dunkler Wille, eine dunkle Sehnsucht kreist, die sich in künstlerischen Gestaltungen dokumentiert, vor deren freien Fluß sich aber immer dumpfe Verhältnisse, in denen der Mensch lebt, und die Moral und ethische Gesetze legen. Es gibt Künstler — unglückliche — (unglückliche?) Individuen, die von der Nachwelt wenn nicht vergessen, so doch zu dem Begriff zerronnen (Goethe) getan werden, — Künstler sage ich, die ihrem Blut folgend, nur schaffen können, wenn sie, keinem Gesetz gehorchend, den Becher ihrer Lüste und bösen Leidenschaften bis zur Neige kosten und dann in plötzlichen Besinnungen an ethische Prinzipien und zugleich in höchsten Ekstasen nur Abgerundetes schaffen können, die schließlich ohne Lüste und Leidenschaften nichts mehr gestalten können und wie jene Blüte der Nacht ihren Kelch schließen, verleuchtet, voller Scheu vor dem Tag."

Zwei weitere Eintragungen des Siebzehn- bzw. Achtzehnjährigen:

„Dichten heißt wie ein Schwamm lechzend, saugend ein Dasein führen, immer mit dem Gefühl einer unbestimmten Angst auf eine Ekstase zu harren, die den Schwamm in die gereizten Finger nimmt, pressend, bis er alles: Materie und Idee, Leid und Lust austräufeln läßt — gestaltet und belebt von den Wehen der Ekstase." — „Bin ich einmal mit einem Individuum (ich spreche vorwiegend vom Weib) in Berührung gekommen, so sauge ich das Wesen, sein Herz und Hirn auf, schütte sein Herzblut in mich herüber, — und so lebt jeder einmal von mir berührte Mensch wie eine Spukgestalt in mir fort; ob ich mich seines Verkehrs entziehe, kommt hierbei nicht in Betracht. Ich kann nur zeitweise hassen, muß

dann wieder lieben! Jedes Wesen, ob in konventioneller Liebe berührt, oder im Straßengraben geschmeichelt, gestreichelt, jedes Wesen! (Qual!)."

Aus der Zeit der beginnenden dichterischen Produktion:

„Ich werfe in meinem Zimmer das Literarische durcheinander. Unruhe. Fünf Minuten Lesen, und zwar Altes (z. B. Baudelaire). Dann Musik. Am liebsten Beethoven, Bach. Plötzliches Anziehen. Großer Spaziergang. Bewußtloses Herausstammeln. Bevorzugung einsamer Alleen, weiter Chausseen. In Dumpfheit nach Hause. Auf das Sofa legen. Lesen. Musik. Plötzlicher Hunger. Sehr viel essen. Heute morgen aß ich heißen Rotkohl, Beefsteak, Bratkartoffeln mit sehr viel Zwiebeln. Zigaretten. Nachmittags rase ich in den Kochstedter Forst. Dieses taumelnde Leben ist das Vorzeichen eines Schaffensaktes. Diese Qual kann sehr lange dauern. Kann auch wieder zurücksinken zu einem geruhigen bürgerlichen Leben, ohne daß ich einen schöpferischen Moment gefunden habe."

Wiederum etwas später:

„Ich sauge beispielsweise ein Straßenbild oder eine alte Gasse auf und gestalte dieses Erlebnis..." — „Mein Seelen- und Hirnbecken ist fast voll wieder, die Blutfontäne kann wieder rubinen steigen!!... Ich bin in beschwingter Erregung. Höre, wie ich mich jetzt, da der Punkt da ist, zur Produktion zwinge (auch — etwas später dann — gewaltig gezwungen werde). All die gesammelten Notizen, Einsichten, Splitter, schreibe ich hintereinander auf eine Quartseite. Gehe damit heute Abend in ein großes, großartiges Café. Darin die Spukgestalten lateinischer Dekadenz. Dort bekomme ich dann lesend-schauend die letzte Konzeption."

Wir entnehmen diesen Auslassungen nichts Neues, doch sie bereichern unseren Besitz an Details. Dabei können wir nicht übersehen, daß in dem psychischen Haushalt des Dichters auch anale Tendenzen eine Rolle spielen. Wir hätten ihr Mitwirken bereits bei der Feuersbrunstvision erwähnen können, wo sie in dem Element des Leichenschmauses und in dem Gedärm-Motiv in Erscheinung treten. Gegenüber der Bedeutung des Oralen ist dieser Bestandteil jedoch nur von sekundärem Belang. Der Akzent liegt auf der Seite des Oralen, welche sich, wie wir sehen, in ihrem rezeptiven Ast teils als Saugelust, teils als Freßgier offenbart. Die Entäußerung des Inhalts wird an einer Stelle überraschend ungewaltsam als ein Austräufeln vorgestellt. Andere Elemente, der Hinweis auf die Ekstase und das Bezwungenwerden im Produktionsakt, deuten hingegen wieder das Eruptive an.

* * *

Wir haben vorher bereits der urethralen Determinante eine gewisse Konzession gemacht. Ein weiteres Stück unseres Materials führt uns von hier zu einem neuen Gesichtspunkt herüber. Ebenfalls aus der Schulzeit ist nämlich ein dichterischer Versuch des Autors erhalten, der sich formal stark an die Epenübersetzungen, die man in der Schule liest, anlehnt, und in dem folgende Episode enthalten ist:

„Von Strahlenbündeln umzuckt
in der Hand eine Schale wiegend
stand, halb Mann halb Weib, ein Wesen
auf einer Welt und winkte, winkte.
Strich sich lächelnd über die acht gespannten
Brüste, aus denen unaufhörlich Milch in
weitem Bogen sich in die Schale goß.
Und die ward niemals voll.
Liebkoste sein männliches Glied,
dem reichlich Samen entropfte, zur Milch strömend.
Öffnete die Lippen und winkte, winkte.
Und wie nach langen Jahren fieberhaften Umhertastens
Jemand wieder in die Heimat kommt und brennend
den Boden küßt, die alten Stätten, wo er
als Kind lachte, weinend umarmt
und in die Glanzaugen der Mutter sieht,
so erfaßte es mich jetzt.
Keuchend stolperte ich die lange, lange Straße hinunter
mit vorgestreckten Händen,
die die wiegende Schale packen wollten,
rannte, stolperte, richtete mich wieder auf, rannte
und sah immer wieder mit Glutaugen nach dem winkenden Bild."

Diese Vision („Wolkenerlebnis" betitelt) ist zunächst einmal ein in seiner Überzeugungskraft kaum zu überbietender Beweis für die Persistenz der großen oralen Bedürfnisse des Autors. Sie zeigt uns aber ferner, daß der Sinn jenes Austropfens Beziehungen zur Harnröhre unterhält, und zwar zum männlichen Organ, welches anscheinend nicht als Vollzugsglied zweier Funktionen, sondern einfach als Flüssigkeitsspender aufgefaßt wird. Mann und Weib teilen sich hier in die Aufgabe zu nähren. Die Rückwendung von der genitalen zur oralen Stufe kann kaum glücklicher versinnbildlicht werden. Es taucht dabei unwillkürlich die Erinnerung an das Bildelement des urinierenden Knaben in einer so vorwiegend dionysischen Kunst wie der der Hochrenaissance und des Barock auf, ein Motiv, das zum Beispiel Betrachtern von Rubens' „Bacchanal" Freude zu machen pflegt.

Auf dem tiefen Boden unserer Untersuchung verstehen wir die Lust an der „Harmlosigkeit" solcher Putten aus ihrer antagonistischen Beziehung zu dem alles andere als harmlosen Affektkampf, der in ihrer nächsten psychischen Nachbarschaft tobt. Der Dionysosmythos spielt bekanntlich zur Hälfte im gleichen Bezirk. Dieser Teil, der von der Wartung und Pflege des Knaben durch das Gefolge seiner Ammen handelt, ist sogar der gemeinhin bekanntere. In ihm waltet jene Fülle üppigster oraler Versorgung, die die heitere Seite des Kultes und der Feste bedingt. Die Vollständigkeit des typischen Bildes dieser Feiern, auf dem sich die blutgierigsten Tiere: Panter und Tiger, fried-

lich vor den bekränzten Wagen spannen lassen, läßt eigentlich nichts zu wünschen übrig. Die Natur ist eine so fruchtbare Spenderin geworden, daß das Individuum die Erlebnisse, die sich seinem regredierten Inzestverlangen anbieten, vorübergehend als genußvoll genug empfindet, um mit diesem Stück Wirklichkeit im Augenblick voll versöhnt zu sein.

* * *

Mit diesem Gedanken haben wir die Bedeutung jener Wunschphantasie jedoch noch keinesfalls erschöpft. Es muß nämlich weiter gefolgert werden, daß die Rückkehr zu einer Auffassung, in welcher das männliche Organ als Spender flüssiger Nährstoffe verstanden wird, eine, wie immer bedingte, jedenfalls tiefe Verneinung der spezifisch männlichen Eigenschaften in sich schließt. Damit deckt sich denn auch die eigentlich wenig männliche Erscheinung der dionysischen Gottheit, sein teils kindlicher, teils von weiblichen Zügen durchsetzter Charakter, der sehr im Gegensatz zu der Gestalt Apollos steht.

Man hat den dionysischen Zustand, wohl nicht zuletzt durch die überlieferte Verehrung von Phallussymbolen im Kult verleitet, vielfach als Orgie männlicher Zeugung und Genitalkraft mißverstanden. Wir müssen der Meinung derer beipflichten, die dieses Element auf einen relativ schmalen Raum begrenzen, und machen uns dabei ein näher bestimmbares Bild von seiner Geltung.

Der dionysische Mythos verteilt bekanntlich das vorgeburtliche Leben des Gottes (ein Zug, der in abgewandelter Fassung in Liebmanns „Entwerden" wiederkehrt, obwohl dem Dichter die Mythen in der Entstehungszeit der Dichtung unbekannt waren) in zwei Abschnitte: er wird erst im Schoß der Semele getragen, dann, nach ihrem Feuertode, von Zeus, der ihn in seinen Schenkel einnähen läßt. Sollte dies nicht den Sinn haben, die Genitalfunktionen der beiden Eltern einander anzugleichen, ihre Unterschiedlichkeit zu verneinen und das Genitale selbst dort in Abrede zu stellen, wo es sich in der Lebensgeschichte am wenigsten verleugnen läßt? „Wir müssen", sagt der Dionysosrepräsentant einer späteren Liebmannschen Erzählung[6] zu seiner Partnerin, „Mann und Weib zugleich sein — — Du mußt den Fels der Stirn, ich die zarte Biegung der Hüfte haben." Ein anderer Dichter, dessen oralen Impulsen nachzuspüren wahrscheinlich eine dankbare Aufgabe wäre, Walt Whitman, spricht in seinen „Grashalmen" aus:

„Ich singe das weibliche ebensogut wie das männliche Prinzip", — „von Mann und Weib werde ich zeigen, daß ein jedes nur des anderen gleiches ist."

6) „Kreuzigung". Dion-Verlag, Berlin-Steglitz.

Diese Losung scheint wirklich ein Inhalt der gebärdenreichen Genossenschaft des Gottes und seiner Begleiterinnen zu sein. Im Tanz, im Rasen, in der Zerstörung wie im Genuß der Nahrungsfülle bilden sie eine homogene Gemeinschaft. Es ist jedoch trotz dieser Angleichung ein Unterschied, und zwar, wenn man so sagen will, „zugunsten" der weiblichen Seite wahrzunehmen. Ihr fällt nämlich die Rolle des Produzierens und Spendens zu. Sie wird zum schaffenden Teil und gleicht dem Bilde der Natur, das diese Lebenshaltung sich in ihren lichten Phasen entwirft. Beim Manne ist diese Übereinstimmung nicht vorhanden. Er vermag sie nur auf dem Wege der Identifizierung zu erreichen.

* * *

Mit diesem Gedanken nähern wir uns nun dem letzten Fragenkreis unseres Phänomens. Gehen wir davon aus, daß die Angleichung der Geschlechter in der Betätigung des oralen Sadismus wie der destruktionsfreien frühoralen Tendenzen eine vollkommene sein kann, so ergibt sich doch der soeben erwähnte Gegensatz, da das männliche Geschlecht dabei nur die Rolle des Konsumenten spielt, der so hoch bewertete Spendenschatz der Natur aber doch wohl in ihm den Wunsch erregen muß, selbst Natur, selber weiblich zu sein. Diese Sehnsucht bietet den verdrängten inzestuösen Regungen ein Strombett an, in dem sie neben der unmittelbaren oralen Beziehung zum Weibe einen zweiten Hauptweg für ihre indirekte Befriedigung vorgezeichnet findet. Der dionysische Mensch unterscheidet sich, wie wir jetzt erkennen, vom Melancholiker und vom Manischen durch eine sehr weitgehende Identifizierung mit dem Weibe. Er gelangt in der Produktion zu einer Nachbildung jener weiblichen Funktion, von deren Ergebnissen er seiner gesteigerten oralen Ansprüche wegen so sehr abhängt: dem Gebären von Früchten und neuen Geschöpfen. Wir beginnen jetzt zu erkennen, in welcher Hinsicht er in seiner Struktur von dem Bilde jener Spielart des oralen Charakters unterschieden werden muß, die wir zuvor kurz skizziert haben. Wir verstehen auch, daß von Liebmann die Bezeichnung „Wortgeburt", deren Erklärung wir ausgewichen sind, als synonymer Begriff mit den übrigen näher erörterten verwendet werden konnte. Endlich rückt auch die Austragung und Geburt des Dionysos durch den Mann Zeus in eine neue und schärfere Beleuchtung.

Der Brechakt ist, so lautet die nunmehr korrigierte Formulierung, nicht allein eine Wiederausstoßung des Introjizierten, er bedeutet zugleich eine Geburt, durch welche der Gabentisch der Natur bereichert wird wie durch die echten Gebärerinnen. Die Üppigkeit, das Prangende, die unermeßliche Fruchtbarkeit der Feste, während welcher, wie der Mythos berichtet, Reb-

stock und andere Nährpflanzen in einem Tageslauf grünen, blühen und Früchte tragen, ist Sinnbild dieser Doppelrolle, die der Schaffensakt im Seeleninnern einnimmt. Es handelt sich im Gegensatz zu den üblichen Ausklängen der Melancholie nicht lediglich um eine Ausscheidung des Introjizierten, durch die das normale Verhältnis zwischen Über-Ich und Ich wiederhergestellt wird, ebenso nicht um den der Manie eigentümlichen Besetzungsentzug vom Über-Ich zum Ich herüber, obwohl alles dieses in naher Nachbarschaft liegt und an dem Produktionsakt in schwer zu bezeichnenden Mengenverhältnissen beteiligt ist. Dionysos ist jedoch in keiner Verfassung vollständig in der melancholischen Struktur unterzubringen. Er ist ein ewig schwangerer Gott, dessen Introjektionen dank seiner Weiblichkeit sehr leicht zu Keimen werden und dessen Über-Ich—Ich-Konflikt daher nicht die gleiche Abgrundtiefe erreicht, die wir beim Melancholiker kennen.

Trotzdem haftet der so folgenreichen Identifizierung mit dem Weibe ein Nachteil an, dessen Erwähnung uns auf einen noch ungeklärten Bestandteil zurückleitet. Es ist nicht recht einzusehen, welches Schicksal dem phallischen Narzißmus in einer Seelenhaltung beschieden wird, die sich seiner, obwohl sie in der Aufarbeitung der kindlichen Regungen doch offenbar nicht das Optimum erreicht hat, anscheinend mit Erfolg zu entledigen vermag. Eine naheliegende Vermutung läuft auf die Frage hinaus, ob nicht ähnlich wie beim apollinischen Künstler auch hier eine Verschiebung narzißtischer Tendenzen auf das Schaffensprodukt zustandekommt, in welche auch der phallische Narzißmus mit aufgeht? Tatsächlich darf von einer Besetzung der dionysischen Schöpfungen mit narzißtischer Libido die Rede sein. Auch hier betrachtet der Urheber, wie uns manche Belege lehren könnten, sein Werk als ein Stück seines selbst, dem der höchste Wert zukommt. Unsere Fragestellung zielt jedoch auf einen spezielleren Sachverhalt ab, nämlich darauf, ob sich in dieser Erscheinung Züge verraten, die uns etwas über den Konnex mit dem Phallus aussagen.

* * *

Wenden wir uns an die Charakterisierung seiner Dichtung, die Liebmann in der früher zitierten Vorrede zu einem Vortragsabend entworfen hat, so möchten wir diese Frage mit Ja beantworten. Er betont darin neben dem „Strahlenden“ und „Tänzerischen“ das „Kristallbauende, Säulenhafte“ seiner Kunst. Das sind eigentümliche Wendungen zur Bezeichnung von lyrischer Formung, Worte, über deren Härtegehalt man sich wundert. Sie sind aber durchaus typisch in seinem Munde und haben zum Beispiel zahlreiche Analogien in einem Vortrag über „Tanz und tänzerische Dichtung“

auf dem ersten Tänzerkongreß,[7] in dem die Begriffe „kristallinisch" und „dynamisch" im Mittelpunkt stehen.

Härte und Kraft, Kristallisation und eine vom Nur-Menschlichen losgelöste Bewegung des Körpers, diese Inhalte sind es, welche den künstlerischen Wert des Geschaffenen für den Dichter außer Zweifel stellen. Wir begreifen, daß das die positive Beantwortung unserer Frage bedeutet. Aber wir werden uns weiter damit zu befassen haben, daß uns dieses Element mit den eben entwickelten Zusammenhängen auseinanderzubringen scheint. Wie ist es möglich, lautet unser nächstes Problem, daß gerade diese Regungen ihren Platz behaupten können, wenn der Dichter im Schaffensakt, wie wir angenommen haben, auf den Höhepunkt seiner Identifizierung mit dem Weibe gelangt?

Seine Lösung wird uns durch eine Selbstdarstellung in einem noch unveröffentlichten Roman erleichtert, der in einer längeren Episode die Entstehung des ersten Zyklusgedichtes behandelt. Der Dichter schildert den Verlauf in folgenden, für uns leicht durchsichtigen Stationen:

Er befindet sich auf einem Dampfer und begegnet dort zufällig einem Gleichaltrigen, von dem er sich sehr angezogen fühlt. Dabei entstehen zwei Assoziationenkreise in ihm. Einerseits fühlt er sich an ein Jugendbildnis der Bettina erinnert. Andererseits erscheint ihm der Fremde wie ein muskulöser südländischer Hafenarbeiter und er muß an eine Schlägerei zwischen Rimbaud und Verlaine denken, wobei er jenen mit dem obsiegenden Rimbaud gleichsetzt.

An einer der nächsten Haltestellen verläßt er selbst den Dampfer und bemerkt, daß der Fremde ebenfalls aussteigt und ihm nun folgt. Er empfindet das Verfolgtwerden als eine weibliche Lage und muß daran denken, daß in diesem weiblichen Vorangehen und Den-anderen-nach-sich-Ziehen eigentlich das Aktivere liegt.

Als jener ihn eingeholt hat, stürzt er selbst unversehens zu Boden. Es entwickelt sich dann ein Gespräch zwischen ihnen, das sich alsbald Literarischem zuwendet.

Sein neuer Bekannter hat einen Gedichtband bei sich, den er ihm warm empfiehlt, während er zugleich einen bekannteren jungen Autor als wenig zukunftsreich und unbedeutend beurteilt. Er seinerseits nimmt für jenen Partei. Beide lesen zur Verteidigung ihrer Ansicht Dichtungen ihrer Autoren vor.

Hierbei ergibt sich nun, daß der Dichter selbst durch die Art seines Vortrags den Freund für seine zuvor vertretene Ansicht gewinnt, obwohl er inzwischen deutlich erfaßt hat, daß nicht diese Dichtungen, sondern jene anderen die wertvolleren sind. Er empfindet in ihnen jenes Element der Härte, mit dem wir uns soeben beschäftigt haben, und fühlt sich dadurch in einen allmählich anwachsenden Inspirationszustand versetzt.

Er verabschiedet sich von seinem Gesprächspartner, als die produktive Stimmung einen gewissen Grad erreicht hat und sucht die Waldeinsamkeit auf, um den Schaffensakt in sich auswirken zu lassen. Hier ist es nun zunächst ein Zustand der Schwangerschaft kurz vor der Geburt, den er körperlich und geistig erlebt. Er nimmt eine Art innere Befeuerung, ein Einströmen gewaltiger Kräfte in sich wahr und glaubt das Schicksal zahlloser Menschen vorauszuempfinden.

7) Abgedruckt i. d. Königsberger Hartungschen Zeitung vom 5. Juli 1927.

Nach kurzem verändert sich sein Gefühl jedoch erneut. Er verspürt einen immer wilderen Aufruhr in sich, reißt seine Kleider vom Leibe und fühlt sich, nur mit einer Gürtelhose angetan, selbst wie ein Schiffsarbeiter, wie er ihn vorher in dem Fremden sah. In diesem Zustande wirft er sich auf die Erde, wühlt Kopf und Körper in das feuchte Moos und schreibt nun in rasender Eile Zeichen um Zeichen auf das Papier.

* * *

Wie wir sehen, folgt hier im letzten Stadium des Produktionsprozesses eine männliche Besamung der Erde, während kurz davor der weibliche Gebärakt sich anzumelden schien. Der Dichter vereinigt laut dieser Beschreibung also tatsächlich beide Möglichkeiten in sich. Er ist vorläufigem Anschein nach also nicht an die weibliche Identifizierung gebunden, sondern identifiziert sich, wenigstens vorübergehend, mit der Gestalt eines kräftigen Mannes.

Es ist wertvoll, den Umstand, daß seine phallische Betätigung auf einer Identifizierung beruht, nicht aus dem Auge zu lassen. Ferner müssen wir aber dem Dichter dafür danken, daß er in seiner Ausgestaltung jener Episode so detailliert verfahren ist und uns sogar über seine Einfälle unterrichtet. Diesen entnehmen wir nämlich, daß es mit der Männlichkeit des Fremden seine eigene Bewandtnis hat. Sie muß einen etwas fragwürdigen Eindruck auf uns machen, da einmal unter den Assoziationen, die zu ihm auftauchen, eine weibliche mit unterläuft, und da er ferner in den Gedankengängen des Dichters mehrfach als der Passive und Unterlegene erscheint. Die Romanstelle, die alle Einzelheiten ausführlich schildert, geht darin, wie wir nachzutragen haben, weiter, als es unser Bericht ohne allzu große Weitschweifigkeit vermag. Sie setzt hinter die Männlichkeit dieser Figur selbst ein ziemlich großes Fragezeichen, indem sie sie als einen Typus kennzeichnet, der hinter beträchtlichem Aufwand an äußerer Motorik und Gedanklichkeit eine starke Beeinflußbarkeit im Gebiete des Willens birgt.

So ist dieses Identifizierungsobjekt nicht gerade geeignet, den Eindruck bestehen zu lassen, als ob es jenes andere mit einem gegenteiligen Gehalt abgelöst habe. Dagegen gibt der rasche Wechsel der bald männlich, bald weiblich gearteten Vorstellung von seinem Geschlecht Anlaß zu der Erwägung, ob sich in diesem auffälligen Schwanken des Dichters nicht eine innere Unsicherheit äußert, die auf einer Abschwächung seines Unterscheidungsvermögens für den Geschlechtergegensatz beruht. Denken wir an die Wolkenphantasie, so ergibt sich eine hohe Wahrscheinlichkeit für die Annahme, daß es für sein Unbewußtes keineswegs leicht ist, das Bild des Mannes wieder aus dem so überwiegend weiblich charakterisierten Doppelwesen herauszuheben. Schließlich ist diese Vermutung nicht viel mehr als ein anderer Aspekt gewisser früher erörterter Funde. Seine Dampferbekanntschaft erscheint unter

dieser Voraussetzung als eine weniger imposante Neuauflage jener penisbesitzenden, aber unzweideutig weiblich empfundenen Zwittergestalt.

In dieser Perspektive ist der Ansatzpunkt für den phallischen Narzißmus im Schaffensakt und seine Verknüpfung mit dem Produkt nicht mehr so problematisch, wie es zunächst erschien. Er ist in der phallischen Seite der in tieferer Schicht als omnipotent bisexuell aufgefaßten Weiblichkeit gegeben. Der Dichter gelangt in seiner Identifizierung mit ihr, also innerhalb seiner übernommenen Weiblichkeit selber, gleichsam bis an den Rand einer Betätigungsmöglichkeit, die seinen phallischen Narzißmus momentan befriedigt und seine Bindung an das Produkt zustandekommen läßt. Er eliminiert in diesem Augenblick scheinbar seine Männlichkeit aus dem umschließenden Inhalt des Weiblichseins. Er eliminiert sie scheinbar, nicht wirklich; denn diese Herausstellung geschieht nur aus narzißtischen Gründen. Sie tritt gerade deswegen so unterstrichen und vernehmlich aus dem Gesamtrahmen hervor, so wie jene Phallussymbole im Festkult des Gottes, die wir als gleichgeartete Erscheinung würdigen müssen. Ebenso dürfte es übrigens um den von Dionysos ererbten Bock bestellt sein, dem wir im Wappenschild unseres beliebtesten Rauschgetränks und auf dem Krug des Biertrinkers begegnen.

* * *

Was uns diese letzten Ausführungen über die ferneren Konsequenzen der Identifizierung mit dem Weibe zu sagen haben, geht über das vorerst damit verfolgte Thema nun noch weit hinaus. Wir müssen dem dionysischen Menschen auf dieser Grundlage nämlich die Möglichkeit zubilligen, sich eigentlich mit allem und jedem gleichzusetzen, da schließlich eins wie das andere auf dieser großen Folie Unterkunft findet. Dies erklärt uns die in tiefem Gegensatz zur apollinischen Kunst stehende Unvoreingenommenheit des dionysischen Künstlers in der Wahl seiner Stoffe. „Ich werde Gesänge der Leidenschaft singen und sie ihren Lauf nehmen lassen", heißt es bei Whitman, „und auch eure Lieder, ihr geächteten Verbrecher; denn ich sehe euch mit Augen der Verwandtschaft an und nehme euch mit mir so gut wie andere."

Nicht nur der Unterschied der Stoffwahl, auch der der Form leitet sich jedoch aus dieser inneren Wurzel ab. Denn die Aufgabe des dionysischen Künstlers läuft nicht darauf hinaus, vollendete Bilder einer erschauten Scheinwelt mit seinem Ausdrucksmittel nachzugestalten, sondern die unendlich vielfältige Innenwelt, die ihm aus seinen Introjektionen und Identifizierungen entsteht, auszudrücken, oder wie wir gesagt haben: herauszubrechen. Er ist daher der Wortfinder und Ausdruckspräger katexochen. Er steht vielleicht dem tiefsten Wesen der Sprache (Kleinpaul setzt „Sprechen" in letzter

Schicht mit „Brechen“ gleich)[8] näher als jeder andere zivilisierte Mensch und ist ihm in ganz anderem Maße ausgeliefert als sein Antipode, der einen Sprachleib baut, in dem er seine plastische Gestaltenwelt widerspiegelt. Fritz Strich hat an einem bildungsmäßig allgemein wohlbekannten Ausschnitt der Literaturgeschichte die bis ins feinste der formalen und inhaltlichen Elemente herabreichende Gegensätzlichkeit der beiden Bezirke äußerst geistvoll dargetan.[9] Es würde ein zwar mühevolles, aber kaum allzu schwieriges Unterfangen sein, ein Überwiegen tiefliegender oraler Tendenzen auf der einen der beiden großen Linien sicherzustellen. Mit einigen wenigen Angaben für diesen Sachverhalt einzutreten, muß als zu unzulänglich erscheinen, als daß es ratsam wäre. Es sei daher nur soviel gesagt, daß neben Liebmann und Whitman, in deren nächste Nachbarschaft zweifellos das Phänomen Nietzsche gehört, die große Mehrzahl der romantischen Künstler tritt.[10]

* * *

Strich entwickelt als die beiden Grundbegriffe, mit denen der Unvergänglichkeitsanspruch des künstlerischen Menschen befriedigt wird, den der Vollendung und den der Unendlichkeit. In dem ersteren erkennen wir die Tendenz zur Verewigung des Vollkommenen, die entscheidende Wunschregung des apollinischen Künstlers wieder. Der letztere bezeichnet den Ausklang der dionysischen Produktion, in welcher alle Wertbegriffe in der Unentschiedenheit zwischen den Gegensatzpaaren: Beißen und Saugen, Introjektion und Herausbrechen, Männlich und Weiblich aufgelöst werden. Ein Teil davon ist das „Jenseits von Gut und Böse“.

Die tragische Dichtung, in welcher nach Nietzsches Konzeption die apollinische und die dionysische Haltung ineinander verwachsen, enthält das eine neben dem andern. Wir können uns der Synthese, die in ihr entsteht, hier nicht mehr widmen. Einen Ausblick darauf vermag aber jene Hyperionstelle Hölderlins zu geben, die lautet:

„Eines zu sein, mit allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen. Eines zu sein mit allem, was lebt in seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren ins All der Natur, das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden. — Eines zu sein mit allem was lebt!

8) R. Kleinpaul, „Das Stromgebiet der Sprache“, Leipzig 1892.

9) Fritz Strich, „Deutsche Klassik und Romantik“, München 1922.

10) Von psychoanalytischer Seite hat A. A. Brill das Thema Dichtung und Oralbefriedigung („Über Dichtung und orale Befriedigung“, Imago, XIX, 1933) behandelt. Seine Arbeit macht einen allgemeinen Zusammenhang zwischen Dichten und oralerotischer Fixierung wahrscheinlich. Mit Fragen der Typenscheidung setzt sie sich nicht besonders eingehend auseinander. Sie bringt jedoch durch ein sehr vielseitiges Material aus der Literatur, Krankenfällen und Kinderbeobachtungen einen weitgespannten Überblick über das mannigfaltige Vorkommen dieser Verbindung.

Mit diesem Worte legt die Tugend den zürnenden Harnisch, der Geist des Menschen den Zepter weg, und alle Gedanken schwinden vor dem Bilde der ewig-einen Welt, wie die Regeln des ringenden Künstlers vor seiner Urania, und das eherne Schicksal entsagt der Herrschaft, und aus dem Bunde der Wesen schwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit, ewige Jugend beseliget, verschönert die Welt."

Hier ist wirklich beides vereinigt. Wir gewahren neben der Verabschiedung der strengen Gewalten eines zuvor offenbar als beengend empfundenen Über-Ichs (worin sich die orale Fixierung bekundet) die Beziehung zur apollinischen Ewigkeitswelt und einem ästhetischen Sein vollendeter Schönheit.

Emil Lorenz hat in seiner Studie „Chaos und Ritus"[11] den Gedanken ausgesprochen, daß die Zeit des Überganges zum Ackerbau (die auch der Pflege des Weines und der Gärungsgetränke gedeihlicheren Boden gegeben haben wird) eine Verschiebung im Psychischen zur Folge haben mußte, indem sie einerseits ein neues Verhältnis zur Mutter als Nährspenderin, andererseits eine Entthronung des Vaters aus früherer Vorrangstellung erwirkte. Die Vegetationskulte, die er aus diesem Aspekt durchleuchtet, weisen eine von ihm selbst kenntlich gemachte Verwandtschaft mit Erscheinungen des griechischen Dionysismus auf. In einer eingeflochtenen Bemerkung stellt er ihrem wesentlich weiblichen Gepräge das Apollinische als männliches Prinzip gegenüber. Wir müssen dieser Auffassung ganz beipflichten, wie es auf dem Wege unserer Darlegung schon einmal in einer Gegenüberstellung der Gottheiten geschah.

Im tragischen Kunstwerk nun gewinnt das eine neben dem anderen Prinzip geistigen Raum. Der Vaterteil des Über-Ichs tritt im Kampf um Recht und Unrecht, um Schuld und Sühne, sichtbar in Szene. Diese Haltung erreicht der tragische Künstler durch eine Abschwächung des manischen Anteils im Schaffensakt, die auf jener Hereinnahme der Beziehung zur Ewigkeitssphäre in das Gesamtbild dieses Produktionsaktes und der ihm entsprechenden Seelenhaltung zu beruhen scheint. Die beiden Wurzeln vereinigen sich also wirklich zu einem Dritten, das mehr ist als eine bloße Summation. Wir können, wie ich es schon in einer früheren, weniger tiefdringenden kleinen Studie über die „Geburt der Tragödie" als unerläßlich empfand,[12] nicht genug die Spürkraft eines Geistes rühmen, der ohne den Boden der Erkenntnisse Freuds soweit in das Spiel der menschlichen Seele hereinzuloten vermochte, wie Nietzsche es in der Aufstellung der drei Bezirke: apollinisch, dionysisch und tragisch getan hat.

11) Emil Lorenz, „Chaos und Ritus". Über Herkunft der Vegetationskulte. Imago, XVII, 1931.

12) Alexander Mette, „Nietzsches Geburt der Tragödie in psychoanalytischer Beleuchtung". Imago, XVIII, 1932.

MITTEILUNGEN UND DISKUSSIONEN

Zur Psychopathologie alltäglicher telepathischer Erscheinungen

Bemerkungen zu dem Aufsatz von I. Hollós[1]

Von

Paul Schilder

New-York

Freuds Kapitel über „Traum und Okkultismus" (in den neuen Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse) hat in analytischen Kreisen das Interesse an Fragen okkulter Art neu belebt. Obwohl Freud sich nicht ausdrücklich dahin äußert, daß Telepathie (Übertragung von Gedanken ohne jedwede Vermittelung von Sinnesorganen) wirklich existiere, so läßt doch seine ganze Darstellung keinen Zweifel übrig, daß er an Telepathie glaubt und lediglich aus Gründen wissenschaftlicher Vorsicht die volle Evidenz abwarten will. I. Hollós ist jedoch über solche Zweifel hinaus. Er sieht die Existenz telepathischer Phänomene als erwiesen an und betrachtet telepathische Phänomene sogar als so alltäglich, daß er es als nicht erstaunlich ansieht, daß er in 10 oder 12 Jahren mehr als fünfhundert Fälle sammeln konnte, in denen das Denken des Analytikers und des Analysierten in telepathischer Abhängigkeit voneinander waren. Ja, er ist der Ansicht, daß solche Phänomene in der alltäglichen psychoanalytischen Arbeit von größter Bedeutung sein könnten.

Man mag zunächst die Frage stellen, warum der Analytiker an okkulten Phänomenen als Analytiker besonderes Interesse haben sollte.

Man könnte meinen, daß die Existenz der Telepathie eine Tatsachenfrage sei, für deren Feststellung und Erforschung analytische Kenntnisse nicht nötig seien. So liegt z. B. auch die Frage, ob drahtlose Telegraphie möglich sei, jenseits analytischer Kompetenz. In der Tat sind sehr viele okkulte Forscher völlig unabhängig von der Psychoanalyse zu der Ansicht gekommen, daß Telepathie existiere. Das Erlebnis A der Person X ruft ein analoges Erlebnis A_1 in der Person Y hervor. Aber hier ergeben sich bereits Abweichungen. A_1 ist nicht immer völlig identisch mit A. Eine geliebte Person (Y) stirbt und die Person X sieht den Tod von Y. Man mag alle möglichen Variationen ausdenken. Die Uhr von X mag genau um die gleiche Zeit stehen bleiben, wenn Y stirbt und X mag die Gedanken haben, daß das Stehenbleiben der Uhr den Tod des Y bedeute. Je größer der Unterschied zwischen A und A_1, desto schwieriger wird die objektive Feststellung des telepathischen Tatbestandes. Man könnte versuchen, diesen Tatbestand experimentell herzustellen. X nimmt sich vor, so lebhaft das Erlebnis A zu haben, daß es Y affiziert und Y nunmehr A_1 erlebt. Ich habe in Versuchen mit bekannten „Telepathen" niemals

1) Diese Zeitschrift XIX, 1933. S. 529—546.

solche Resultate erzielt. Ich stehe daher der Annahme telepathischer Erscheinungen dieser Art ablehnend gegenüber, wenn ich mir auch bewußt bin, daß meine Erfahrung auf diesem Gebiete unzureichend ist. Aber wie immer die Entscheidung fallen möge — Untersuchungen dieser Art sind nicht analytisch. Analytisch ist es vielmehr belanglos, ob ein Individuum seine Erlebnisse auf telepathischem oder nicht telepathischem Wege erlebt. Auch vom Standpunkt der analytischen Technik würde es keinen sehr großen Unterschied machen, wenn der Analysierte seine bewußten Gedanken auf den Analytiker übertragen würde. Es wäre in mancher Hinsicht viel bedenklicher, wenn die bewußten Gedanken des Analytikers dem Patienten bewußt würden. Die Alltagserfahrung spricht mit Entschiedenheit gegen eine derartige Übertragung. Der Analysierte verrät keine Kenntnis der bewußten Gedanken des Analytikers. Aber Hollós ist sehr wenig an dieser bewußten Übertragung interessiert. Er findet, daß die auftauchenden Einfälle der Patienten nicht seine Gedanken logisch fortsetzen, sondern zu ihnen in einem frei assoziativen Verhältnis stehen wie der Trauminhalt zum latenten Traumgedanken. „Es herrscht der Primärmechanismus". Fast alle Beispiele H.s zeigen in der Tat eine „symbolische" Beziehung zwischen A und A_1. Nur Zahlen scheinen eine Ausnahme zu machen, sie erscheinen unverändert, wenn auch in anderem Zusammenhang. Auch Freud legt auf diesen „symbolischen", den Gesetzen des Ubw. folgenden Zusammenhang besonderes Gewicht. Wird aber A_1 das symbolische Äquivalent von A, dann würde die Kenntnis der analytischen Symbollehre in der Tat ein wichtiges, ja unumgängliches Hilfsmittel zur Erforschung telepathischer Phänomene. Sollte eine solche telepathische Übertragung möglich sein und kein allzu seltenes Vorkommnis darstellen, dann wären die Folgerungen für die analytische Theorie und Praxis geradezu unübersehbar. Hollós unterstreicht die erfreulichen Möglichkeiten. Die telepathische Übertragung hilft dem Analytiker zum Verständnis des unbewußten Seelenlebens des Kranken, aber bei genügend fester Übertragung würde der Analysand ja auch die Anschauungen und „Vorurteile" des Analytikers „empfangen" und in symbolischer Sprache darstellen. Der Analytiker wäre so in Gefahr, all das von dem Patienten zu hören, was er dem Analysanden telepathisch übertragen hat, und er wird es noch dazu in einer Sprache hören, die ihm besonders vertraut und wichtig ist, in der Sprache des Ubw.

Es ist also eine brennende Frage, ob die von Hollós beschriebenen Phänomene wirklich als telepathisch angesehen werden können. Mir selbst ist die symbolisch-telepathische Übertragung seit langem ein Problem gewesen. Als ich mit Hanussen, der in der Nachkriegszeit den Ruf eines großen Telepathen genoß, experimentierte und einen runden Tisch lebhaft vorstellte, zeichnete Hanussen einen Kreis, von dessen Peripherie einige Linien (5) strahlenartig ausgingen. Die Zeichnung legte mir den Gedanken einer symbolischen Übertragung nahe. Dieses Beispiel blieb aber vereinzelt und wenn als A genügend bestimmte Vorstellungen gewählt wurden, waren die telepathischen Resultate geradezu beschämend negativ. Ich habe seit langer Zeit Koinzidenzen mein Augenmerk zugewendet und werde einige hier anführen.

In einer der psychoanalytischen Vereinigungen sind zwei Kollegen, die eine ge-

wisse Ähnlichkeit miteinander aufweisen. Während sich der Lebensweg des einen (M) erfolgreich gestaltet hat, ist der andere aus meinem Gesichtskreis entschwunden; ich treffe eines Tages den erfolgreichen Kollegen und denke an seinen Quasidoppelgänger (N), dessen Name mir jedoch nicht ins Gedächtnis kommen will, obwohl ich angestrengt nachdenke. Am nächsten Morgen erhalte ich aus fernen Landen einen Brief, der von einem Rechtsanwalt geschrieben ist, dessen Name gleichfalls N ist. Er ist bereits auf dem Briefumschlag zu lesen. Nun ist N (zumindest in meinem Kreis) ein seltener Name. Ich kenne außer N nur eine Person, die den gleichen Namen trägt. Er hat, nebenbei bemerkt, ein tragisches Ende gehabt. Der Brief des Rechtsanwaltes enthält die Mitteilung, daß eine Patientin, die ich lange (und erfolglos) behandelt hatte, vor mehr als Jahresfrist gestorben war und mir eine kleinere Summe vermacht hatte. Ich kann mich nicht erinnern, an diese Patientin gedacht zu haben, seit ich sie aus den Augen verloren hatte. Ich erzähle die Geschichte absichtlich mit Einzelheiten. Die analytische Deutung meines Namensvergessens ist durchsichtig. Ich protestierte offenbar gegen die Feindseligkeit, die mir mein „Unbewußtes" gegen M zumutete und die sich in dem Vergleich mit N ausdrückte. Aber es ist schwer, eine Verbindung zwischen M, N und meiner Patientin herzustellen. Diese war ein recht schwieriges Problem, sie hatte die anderen Ärzte ungeduldig gemacht. Der Ernst ihres körperlichen Leidens war von berühmten Ärzten nie recht anerkannt worden. Sie war schließlich für Jahre ins Bett geflüchtet, aus dem sie keine Psychotherapie hervorlocken konnte. Vermutlich gelang es ihr, sich auf diese Weise schließlich zu töten, da ihre Neurose es ihr verbot, ihrer Knochentuberkulose die entsprechende Pflege zukommen zu lassen. Ich hatte mich, als ich die Aussichtslosigkeit energischerer Psychotherapie erkannt hatte, auf die Rolle des Trösters beschränkt, wofür mir die Patientin dankbar war. Ich mag mich für meine von der Patientin attestierte „Güte" auf den Rücken geklopft haben. Mein Vergleich zwischen M und N konnte berechtigte Zweifel an meiner eigenen Gütigkeit hervorgerufen haben. Aber der Brief war 10 Tage vorher abgesendet. Der Rechtsanwalt N ist mir unbekannt. Er lebt in einer Stadt, in welcher ich niemals gewesen bin. Warum wurde sein Name gerade an diesem Tage wirksam? Es ist wahr, ich traf M. Ich denke nicht immer an N, wenn ich M treffe. Hat die telepathische Wirkung des Briefsenders hier eingewirkt? Ich antworte unbedenklich mit einem Nein. Es ist eine Koinzidenz, aber keine Telepathie. Die Koinzidenz drängt sich mir stärker auf als anderen, weil ihre Wahrnehmung mein Ubw-Erleben zur Voraussetzung hat. Dies ist m. E. der Grund, warum — wie auch Hollós hervorhebt — solche Ereignisse auf den Fernstehenden keinen besonderen Eindruck machen. Man fühlt sich ertappt. Gewiß schmeichelt, wie Hollós hervorhebt, jede „Koinzidenz" dem Narzißmus, das eigene Leben erscheint sinnvoller, als es vermutlich ist, aber der Narzißmus ist nicht der alleinige Erklärungsgrund, daß die anderen an unseren Koinzidenzen so wenig interessiert sind.

In einem anderen Beispiel ist der Charakter des erstaunlichen Zusammentreffens noch deutlicher. Ich habe an den Herausgeber einer wissenschaftlichen Buchfolge in einer mir sehr wichtigen Angelegenheit einen Brief zu schreiben; ich habe diesen

Brief am Montag teilweise abgeschlossen, kann ihn aber wegen gewisser technischer Schwierigkeiten nicht abschicken; die Angelegenheit beschäftigt mich lebhaft. Am Nachmittag des gleichen Tages hypnotisiere ich eine Patientin, die wegen einer Amnesie ins Spital eingeliefert worden war; (ich tue das gegenwärtig nicht so selten). Es ist natürlich von besonderer Wichtigkeit, die Adresse der Patientin zu erfahren. Zu meiner Überraschung wohnt die Patientin (wie sie sich in der Hypnose erinnert) in einer Straße, die den Namen des Herausgebers trägt. Obwohl, wie man mir versichert, der Name des Herausgebers nicht sehr ungewöhnlich ist, kann ich mich doch nicht erinnern, diesen Namen jemals anderswo angetroffen zu haben. Die Existenz einer solchen Straße war mir völlig unbekannt (und konnte mir auch der Sachlage nach nicht bekannt sein, da es sich um eine unbedeutende Straße in einem Vorort handelt, von dem ich niemals gehört hatte). Die Patientin kann nicht amnestisch geworden sein, weil sie in dieser Straße wohnt; ihr vbw. Denken an diese Straße könnte mich verleitet haben, sie zu hypnotisieren, obgleich das weit hergeholt erscheint. Die Namensgleichheit ist aber lediglich ein Zusammentreffen. Mein Interesse macht das Zusammentreffen bedeutsam. Der Brief wurde am Morgen des nächsten Tages abgesendet.

Bemerkenswerter ist das nächste Beispiel. Die Probleme und Haltungen des Analytikers spielen diesmal keine Rolle. Es handelt sich um eine Koinzidenz in der Analyse zweier Analysanden, R. und S.; beide sind ungefähr in der 100. Stunde (sie haben nicht zu gleicher Zeit begonnen). S. wünscht nicht, daß es bekannt werde, daß er in Analyse ist, ich habe daher Vorsorge zu treffen, daß er nicht mit Leuten zusammenstoße, die er möglicherweise kennt. R. ist ein solcher Analysand. An einem Sonntag muß ich die Stunden so legen, daß die Stunde von S. der Stunde von R. folgt. Ich mache S. daher aufmerksam, er solle lieber etwas später kommen. S. beschäftigt sich lebhaft mit dem Gedanken, wer diese andere Person sein könnte. R., in dessen Analyse Kastrationsmotive immer mehr in den Vordergrund treten, bringt an diesem Tage einen längeren Traum, der sich zunächst um ein Pferd mit kurzen Hinterbeinen dreht. Schließlich will er in ein Haus gehen, aber der Schlüssel, den er hat, paßt nicht, er fühlt Verwirrung. Jemand folgt ihm, er erblindet und versucht wegzurennen, dann pocht er laut an das Tor.

Die Einfälle bringen eine große Neugierde, die Ausscheidungs- und Sexualfunktionen der Tiere betreffend, zum Vorschein. Er glaubte, daß der Sexualverkehr der Tiere anal stattfinde. Seine Augen machen ihm gegenwärtig zu schaffen. Er glaubt, daß er seine Augengläser wird abändern müssen — (er ist kurzsichtig). Er fürchtet, zu erblinden. — Ein Buch von Kipling kommt ihm in den Sinn.

S. kommt in der folgenden Stunde. Er war am Tage vorher zum Augenarzt gegangen. Er hatte Homatropin eingetropft bekommen und sah den ganzen Tag sehr schlecht. Es ist seit 9 Jahren das erste Mal, daß er seine Augen untersuchen läßt. Die Phantasie drängt sich ihm auf, ob er lieber blind oder taub sein würde oder was geschehen würde, wenn er nicht gehen könnte. Sein Wunsch geht zur Aufgabe der Objektbeziehungen, besonders der sexuellen und zu einem Zurückgleiten auf prägenitale und narzißtische Stufen.

Keiner der beiden Analysanden hatte vorher von Erblindung gesprochen. Niemals vorher waren die Stunden beider einander unmittelbar gefolgt. Blindheit hat auch in den folgenden 80 Stunden beider Patienten niemals wieder eine Rolle gespielt. Ich habe mir natürlich die Frage vorgelegt, inwieweit eigene ubw. Tendenzen die Analysanden beeinflußt haben könnten. Soweit eine solche Antwort überhaupt möglich ist, muß sie mit Nein beantwortet werden.

Ist es denkbar, daß S. eine telepathische Botschaft an R. abgab, den er möglicherweise überhaupt nicht kennt und von dessen Kommen zum Analytiker er gewiß keine Ahnung hatte? Die „Augen"erlebnisse beider Analysanden spielten sich ab, bevor sie zum Analytiker kamen. R. wußte nicht, daß ein Analysand seiner Stunde folge, den er nicht „sehen" sollte. Würde man gleichwohl einen Zusammenhang annehmen, so wären die Wege der Telepathie sehr schwer verständlich. Zeitlich fallen die beiden Erlebnisse nicht zusammen; in dem einen Falle ist es der Nachmittag und Abend (S.), in dem anderen Nacht (im Traum) (R.). In dem einen Falle ist es ein flüchtiger Gedanke (S.), in dem anderen eine volle Wahrnehmung (R.). Man sieht, wie viele kleinere Unstimmigkeiten in einem solchen Beispiel, das zunächst schlagend erscheint, unterlaufen. A und A_1 stehen nicht in einem eindeutigen zeitlichen Zusammenhang und sind nicht völlig identisch, ganz zu schweigen davon, daß A und A_1 trotz äußerer Ähnlichkeit analytisch eine verschiedene Bedeutung haben.

Wenn man Freuds und Hollós' Beispiele durchsieht, so findet man die gleiche Unstimmigkeit. Die Patienten berichten in drei aufeinanderfolgenden Stunden, daß sie fürchten, verrückt zu werden. Der Name Forsith hat Ähnlichkeit mit dem Wort *foresight* — Vorsicht — (vgl. Freud). A und A_1 stehen hier in denselben komplizierten Beziehungen wie manifeste und latente Traumgedanken. Das hat Hollós sehr klar formuliert. Er hat auch viele solche Beispiele gesammelt. Eine Patientin spricht von Husarenrostbraten, er selbst denkt an 20, was in Ungarisch *huszon* heißt. (Hollós macht meistens nur ungenaue Angaben über die Zeit, die zwischen seinen Gedanken und der Bemerkung des Patienten verstreicht.)

Wenn man aber den Zusammenhang zwischen A und A_1 für gegeben ansieht, sofern nur eine entfernt symbolische Beziehung besteht, ist der Willkür Tür und Tor geöffnet. Ich habe in meinen Studien über Gedankenentwicklung darauf verwiesen, daß das Denken mit Hilfe schematischer Diagramme in raschen Schritten vom Allgemeinen zum Konkreten fortschreitet und weite Strecken der Denkmöglichkeiten durchläuft. Auf diesem Wege, dem Wege durch die „Sphäre", werden die Denkmöglichkeiten sehr rasch erschöpft. In der Tat gibt es typische Symbole, die jedem Analytiker geläufig sind; anders ausgedrückt: die Sprache des Systems Ubw. weist in allen menschlichen Wesen tiefe Gemeinsamkeiten auf. Ähnlichkeiten zwischen Gedanken werden sich daher im allgemeinen häufen müssen, je tiefer man in die symbolische Sphäre hinuntersteigt. Die Zahl der Gegenstände, die für das System Ubw. von Belang sind, ist notwendigerweise von vornherein begrenzt. Aber wie Marbe gezeigt hat, sind auch die Möglichkeiten selbständigen Denkens in einem Kulturkreise sehr begrenzt. Menschliche Wesen haben sehr wenig Originalität. Analytiker und Analysierter gehören im allgemeinen dem gleichen Kulturkreis und ähn-

lichen sozialen Schichten an. Mögen die Äußerungen des Analytikers auch spärlich sein, er hat doch eine charakteristische Ausdrucks- und Denkweise, die vom Analisierten aufgenommen wird (zum großen Teil durch Identifizierungen im System Ubw.). Zieht man all diese Möglichkeiten in Betracht, so wird man zu der Ansicht kommen, daß sowohl die Beispiele Freuds als auch die Beispiele von Hollós erklärt werden können, ohne daß man die Annahme einer Übertragung ohne Hilfe der Sinne annimmt. Der Beweis telepathischer Phänomene ist nicht erbracht. Es ist möglich, daß die Psychoanalyse ihn erleichtern kann. Besondere methodische Vorsichtsmaßregeln werden unumgänglich sein. Es ist auch mir wahrscheinlich, daß die telepathische Übertragung, falls sie existiert, sich eher der Mechanismen des Ubw., als der Mechanismen des Vbw. und Bw. bedienen dürfte. Aber das sind vorläufig nur Gedankenspielereien. Man mag allerdings der Ansicht sein, daß ein jedes Spiel für den Ernstfall vorbereite und daß es gut sei, daß die Psychoanalyse gedanklich gerüstet sei, die telepathischen Phänomene ihrem Kreise einzuordnen, falls sie wirklich einmal bewiesen werden sollten. Man mag aber auch der Ansicht sein, daß es voreilig ist, die theoretischen Möglichkeiten durchzudenken, bevor Tatsachen festgestellt sind.

Bericht über einige psycho-physiologische Arbeiten

Von

Siegfried Bernfeld und Sergej Feitelberg

Wien

Unsere Aufsätze über „Energie und Trieb“ in der „Imago“[1] fanden einiges, wenn auch nicht durchaus wohlwollendes Interesse. Balint und Czillag,[2] Kapp,[3] Penrose[4] haben in längeren Ausführungen grundsätzliche Bedenken und eine Reihe von speziellen Einwänden vorgebracht. Wir haben bisher nur auf die Bemerkungen von Balint und Czillag in einer kurzen Erwiderung geantwortet[5] und dies auch, wie

1) Bernfeld-Feitelberg, Das Prinzip von Le Chatelier und der Selbsterhaltungstrieb. Imago XV. 1929. — Bernfeld-Feitelberg, Über psychische Energie, Libido und deren Meßbarkeit. Imago XVI. 1930. — Bernfeld-Feitelberg, Über die Temperaturdifferenz zwischen Gehirn und Körper. Ibid. — Bernfeld-Feitelberg, Der Entropiesatz und der Todestrieb. Ibid. — Sonderausgabe unter dem Titel: Bernfeld-Feitelberg, Energie und Trieb; psychoanalytische Studien zur Psychophysiologie. Intern. Psychoan. Verlag. 1930.

2) Michael Balint u. Paul Csillag, Zur Kritik der Libidometrie nach Bernfeld und Feitelberg. Imago XVII. 1931. — Balint u. Csillag, Schlußbemerkungen. Ibid.

3) Reginald O. Kapp, Comments on Bernfeld and Feitelberg's „The Principle of Entropy and the Death Instinct“. Intern. Journ. of Psa. XII. 1931.

4) L. S. Penrose, Freud's Theory of Instinct and other Psychobiological Theories. Intern. Journ. of Psa. XII. 1931.

5) Bernfeld-Feitelberg, Erwiderung auf Balint und Csillag. Imago XVII. 1931.

wir betonten, bloß ungern, weil unsere theoretischen Ansätze von Anfang an lediglich als Arbeitshypothesen gedacht waren, die neue experimentelle Forschungen anregen sollten. Es kommt uns nicht darauf an, unsere Vermutungen theoretisch zu verteidigen; wir sind gerne bereit, sie gegen andere zu vertauschen und fühlten uns nicht beschämt, wenn sie widerlegt würden. Es ist die Aufgabe einer Arbeitshypothese, die Fragen so zu stellen, daß sie verifiziert oder falsifiziert werden können. Aber eben darum ist die Diskussion, soweit sie nicht auf experimentell gewonnenen Fakten ruht, wenig fruchtbar. Sie könnte freilich formale Widersprüche oder sachliche Unmöglichkeiten aufdecken. Die genannten Autoren haben wenigstens nicht an wesentlichen Punkten solche imanente Kritik geübt. Wir glaubten daher, für das Interesse, dessen Symptom jene Aufsätze sind, nicht besser danken zu können, als daß wir die Zeit abwarteten, in der wir konkrete Resultate vorlegen könnten.

Inzwischen haben die experimentellen Studien, die wir bald nach Erscheinen von „Energie und Trieb" begannen — und noch fortsetzen —, solche ersten Ergebnisse gebracht. Einiges davon wurde an nicht leicht zugänglicher Stelle veröffentlicht, einzelnes in Vorträgen mitgeteilt, manches wird vermutlich noch eine Zeitlang unpubliziert bleiben. Es ist daher vielleicht erwünscht, wenn wir hier summarisch über die bisherigen Ergebnisse, soweit sie für die Leser dieser Zeitschrift Interesse haben mögen, vorläufig berichten.

Die Theorie, die wir vorlegten und von der wir erwarten, daß sie das Problem der Messung der Libido und der psychischen Phänomene ins Stadium der experimentellen Entscheidbarkeit erhebt, ruht auf drei miteinander verbundenen Grundannahmen:

1. Zwischen dem Zentralapparat (Gehirn) und dem Körper besteht eine physikalisch meßbare Spannung, die im Ruhezustand der Person ansteigt, bei Leistungen der Person sinkt. Wir nannten diese Spannung das Potential der Person.

2. Der Wahrnehmungsvorgang ist an Übertragung von Energie aus der Außenwelt in das „System Person" gebunden. Die physikalischen Kräfte leisten an den Sinnesorganen Arbeit, die wir die Reizarbeit nannten. Erreicht die Reizarbeit eine bestimmte Größe, so findet eine Wahrnehmung statt. Dieses Quantum Reizarbeit nennen wir Schwellenarbeit und sagen: die Schwellenarbeit ist konstant.

3. Beim Wahrnehmungsvorgang sinkt das Potential der Person; die Wahrnehmung geschieht auf Kosten des Potentials.

Für die Richtung unserer experimentellen Arbeit ist noch die Hoffnung entscheidend, daß sich für die Beziehung zwischen Schwellenarbeit und Potential der Person eine bestimmte Funktion wird angeben lassen. In diesem Falle ließe sich das Potential der Person im sinnespsychologischen Experiment, also erst eigentlich praktisch möglich, messen. In erster Annäherung läßt sich der psychoanalytische Begriff der Libido mit dem physikalischen Begriff des Potentials der Person identifizieren. Man könnte daher, wenn unsere erste Annahme sich bewahrheitet, von der Möglichkeit einer Libidometrie sprechen. Die zweite Annahme ist an sich von der ersten unabhängig; läßt sie sich aber zugleich mit der ersten verifizieren, so eröffnet sich ein praktisch gangbarer Weg zur Libidometrie. Bei Verifizierung der Annahme von der

Konstanz der Schwellenarbeit und Falsifizierung der Annahme vom Potential der Person würde zwar die psychologisch so wichtige Frage der Meßbarkeit psychischer Phänomene wenn auch noch lange nicht gelöst, so doch in ein neues und sehr interessantes Stadium der Diskussion gehoben, aber der Psychoanalytiker würde an ihr zunächst kein unmittelbares Interesse nehmen.

Unsere Arbeiten haben sich bisher aus mancherlei z. T. technischen Gründen mehr mit der Schwellenarbeit als mit dem Potential befaßt. Wir beginnen aber, dem Interesse des Psychoanalytikers folgend, unseren Bericht mit den Bemühungen um die Libidometrie. In der „libidometrischen Berechnung", die wir auf Grund unserer Annahmen an den Protokollen aus der vorliegenden Gehirntemperatur-Literatur vornahmen,[6] hatte sich uns ergeben, daß zwischen Gehirn und Körper eine Temperaturdifferenz besteht, die bei Arbeitsleistungen der Person sinkt, im Ruhezustand steigt. Dieses gesetzmäßige Verhalten der Temperaturdifferenz war bisher unbekannt. Es kommt uns nun darauf an, diesen Befund an eigenen Tierexperimenten zu prüfen.

Zwei Einwände, die in Diskussionen häufig erhoben wurden, brauchten uns nicht zu entmutigen, waren aber bei der beabsichtigten Versuchsanordnung mit zu berücksichtigen. 1. Das Potential der Person, wenn es ein solches gebe, müsse ein elektrisches sein; Untersuchungen von Crile und die Zellforschung der Prager Schule sprächen tatsächlich dafür. Wir hatten diesen Einwand berücksichtigt und erwarten in der Temperaturdifferenz nun einen Faktor, allerdings einen als Indikator brauchbaren, zu finden. 2. Wenn es auch jenes Verhalten der Temperaturdifferenz gebe, so sei es doch ganz ungewiß, woher es rühre. Es könnten sehr zahlreiche Ursachen auf diesem wenig durchschauten schwierigen physiologischen Arbeitsgebiet maßgebend sein. In unserem Zusammenhang ist die Klärung der Frage, wie das Potential jeweils zustande kommt, noch unwichtig. Es genügte für unsere Absicht, daß zwischen den Potentialänderungen und den Handlungen der Person feste Zuordnungen bestehen.

Ehe die eigentliche Prüfung der vermuteten Verhältnisse beginnen kann, war eine Reihe von beträchtlichen technischen Schwierigkeiten zu bewältigen. Die bisher verwendeten Methoden der Gehirntemperaturmessung mußten sowohl in bezug auf die Operationstechnik als auch in bezug auf das Meßverfahren bedeutend abgeändert und entwickelt werden. Diese Arbeit wird gegenwärtig in Gemeinschaft mit Doktor Hans Lampl durchgeführt.

Viel weiter ist die Prüfung der Annahme von der Konstanz der Schwellenarbeit gediehen. Wir haben diese Aufgabe z. T. aus technischen Gründen mit dem Studium des Drucksinnes begonnen und damit ein Gebiet betreten, auf dem, von einigen wenigen Ansätzen, die vielleicht als Vorarbeiten angesprochen werden könnten, abgesehen, von Grund auf neu anzufangen war. Alle die so zahlreichen Untersuchungen zur Physiologie und Psychologie des Drucksinnes arbeiten nämlich mit Gewichten, d. h. soweit sie überhaupt quantitative Zwecke verfolgen, mit der Kraftkomponente der Energie. Reizarbeit bestimmt sich aber als Produkt von Kraft mal Weg. Der Weg, der hier in Rechnung zu stellen wäre, ist der Weg, den ein als Reiz

6) Über die Temperaturdifferenz... Imago XVI. 1930.

auf der Haut lastendes Gewicht nimmt, also die Eindellung des Gewebes, die es erzeugt. Er wird in der Elastometrie als Eindringungstiefe bezeichnet. Durch Modifizierung der Apparate, die ihrer Messung in der Elastometrie dienen, gelangten wir zu einer genügend leicht handhabbaren Methode, die gestattet, die Messung der Eindringungstiefe in die Psychologie einzuführen und mit ihrer Hilfe die Reizarbeit zu berechnen und ihre Beziehung zur Wahrnehmung, d. i. zur Unterschiedsschwelle zu bestimmen. Es ergab sich, daß tatsächlich die Unterschiedsschwellenarbeit konstant ist bei Druckreizen von mittlerer Fläche und mittlerem Gewicht.[7]

Wenn eine verhältnismäßig so komplizierte Hypothese, deren Verifizierung seit Fechner mit je anderen Mitteln und unter recht verschiedenen Gesichtspunkten vergeblich gesucht wird, sich auf einem willkürlich gewählten Sinnesgebiet in einem beliebigen Wertebereich so gut bestätigt, so darf angenommen werden, daß weitere Forschung zu einer Verallgemeinerung des Gesetzes führen wird. Aber man wird um so sorgfältiger prüfen, ob diese Verallgemeinerung experimentell erreichbar ist, und um so vorsichtiger weitere Schlüsse ziehen. Bisher haben wir die Gültigkeit des Gesetzes für den Drucksinn, in bisher noch nicht publizierten Arbeiten, auch bei kleinen Gewichtswerten, bei kleinen Flächen und bei Druckpunkten erwiesen, so daß für den Drucksinn die Konstanz der Unterschiedsschwellenarbeit bis zur Schmerzgrenze gilt. Diese neuen Experimente wurden von uns gemeinsam mit Dr. Marseille ausgeführt.

Die Sinnespsychologie hat es bekanntlich mit zweierlei Schwellen zu tun. Als Reizschwelle bezeichnet man (beim Drucksinn) das geringste Gewicht, das hinreicht, eine gerade merkliche Druck- (Berührungs-) Empfindung zu bewirken. Als Unterschiedsschwelle bezeichnet man den Gewichtszuwachs, der ausreicht, um eine Änderung eines lastenden Gewichtes oder den Unterschied zwischen zwei sukzessiven Belastungen wahrnehmbar zu machen. Es war bisher nicht geglückt, diese beiden Schwellen in einem einzigen Gesetz zu erfassen. Für die Unterschiedsschwelle gilt (als erste Annäherung) das Webersche Gesetz; aus ihm ergibt sich aber die Reizschwelle nicht. Im Kraftmaß (Gewicht) bestimmt, läßt sich die Reizschwelle überhaupt bloß als Faktum registrieren, nicht gesetzlich verstehen. Wir durften annehmen, daß diese Schwierigkeiten sich bei Bestimmung der Schwellen im Energiemaß (Schwellenarbeit) beheben würden. Nach unserer Auffassung tritt ja immer dann eine Wahrnehmung ein, normaler Wachzustand und normale Aufmerksamkeit vorausgesetzt, wenn am Sinnesorgan ein bestimmtes Arbeitsquantum geleistet wurde. Es müßte dabei gleichgültig sein, ob die Arbeit am Organ in seinem Ruhezustand (Reizschwelle) oder bereits im Erregungszustand (Unterschiedsschwelle) beginnt. Berechnungen bestätigten diese Annahme.[8] Die Experimente, die wir seitdem zusammen mit Dr. W. Marseille durchführten, ergaben deutlich den Satz: Die Reizschwelle und die Unterschiedsschwelle sind im Energiemaß gleich. Somit läßt sich im Energiemaß die Reizschwelle als Spezialfall der Unterschiedsschwelle für das

7) Bernfeld-Feitelberg, Deformation, Reizbarkeit und Unterschiedsschwelle. Archiv für die gesamte Psychologie. Bd. 83. 1932.

8) Archiv für die gesamte Psychologie. Bd. 83. S. 240 u. 254.

Vergleichsgewicht Null ableiten; dasselbe Gesetz bestimmt das Verhalten beider Schwellen.

Mit diesen Befunden ist der Drucksinn bis zur Schmerzgrenze im Sinne der Naturwissenschaft meßbar geworden. Ist nämlich eine kleine Anzahl von Konstanten bekannt — welche Eigenschaften des Gewebes angeben und außerhalb des psychologischen Experimentes bestimmt werden —, so genügt eine einzige Schwellenmessung, um alle weiteren Schwellenerlebnisse vorauszusagen.[8a]

Wir möchten nicht versäumen, einige Präzisierungen anzumerken, die vermutlich manche Leser als Einschränkung des Wertes unserer Arbeiten einschätzen werden.

1. Wir glauben nicht „Empfindungen" zu messen; sondern wir messen Schwellen. Die Unterscheidung ist minutiös aber in der seit Fechner so langwierig, leidenschaftlich und ergebnislos um das Problem der Empfindungsmessung geführten Diskussion sehr bedeutsam. Dem Psychoanalytiker darf die Messung „bloß" von Schwellen genügen, da er die Schwellen nicht für minder psychisch hält als die Empfindungen. Unsere Meßweise ermöglicht, als Fortschritt über die üblichen Methoden hinaus, die Schwellenarbeit in Erg (oder einem beliebigen konventionellen Maßsystem) auszudrücken.

2. Die Abänderungsschwellen und Vergleichsschwellen werden meistens ununterschieden als Unterschiedsschwellen zusammengefaßt. Unsere Untersuchungen veranlassen, diese beiden Schwellen schärfer voneinander zu trennen. Wir haben unsere Sätze an Abänderungsschwellen gewonnen und bisher nur an ihnen geprüft.

3. Das Schwellenerlebnis, auf das sich unsere Aussagen beziehen, läßt sich als Erlebnis: „Da ist etwas (Neues)" umschreiben. Es ist dies das qualitätsärmste Schwellenerlebnis, das auffindbar ist, und ist mit einem Minimum an Selbstbeobachtung zu gewinnen. Für alle jene qualitätsreicheren Erlebnisse, mit denen, meistens völlig undifferenziert, die üblichen Drucksinnesuntersuchungen arbeiten, sind unsere Befunde nicht geprüft.

Die Untersuchungen, über die wir hier berichten, fügen der Methodik der Psychologie und Physiologie des Drucksinnes, die bisher, soweit sie überhaupt quantitativen Fragen zugewendet war, mit dem Kraftmaß auszukommen suchte, das Energiemaß als nicht minder leicht handhabbares hinzu. Als in unserem Zusammenhang freilich nebensächliches, aber für manche psychologischen und physiologischen Fragestellungen wichtiges Resultat ergibt sich sogar noch eine dritte Meßweise für Schwellen, nämlich die Bestimmung der Gewebsdeformationsschwelle, also die Messung in einer Art Extensitätsmaß, das sich bei unseren bisherigen Arbeiten sehr gut bewährte und als sehr nützlich erwies. Dieses Maß ruht auf der bisher unbekannten Tatsache, daß die relative Deformationsschwelle (analog der relativen Gewichtsschwelle) konstant ist.[9]

Wir sprachen oben davon, daß zur Bestimmung der Schwellenarbeit gewisse Gewebseigenschaften bekannt sein müssen. Es ist natürlich keine psychologische, son-

8a) Mit Hilfe einiger Formeln, die wir in unserer Arbeit im Archiv f. d. ges. Psychol., Bd. 83, mitteilten und ausführlich entwickelten.

9) Arch. f. d. ges. Psychol. Bd. 83. S. 239.

dern eine physiologische Aufgabe, die Werte dieser Konstanten zu ermitteln. Die derzeitige Situation der Gewebsphysiologie bietet dem Psychologen diese nötigen Angaben aber nicht. Wir mußten daher die für unsere Zwecke wichtigen Fakten in Anknüpfung an die elastometrische Forschung zu gewinnen suchen. Es glückte uns empirisch eine Deformationsgleichung aufzustellen, die in erster Annäherung die Beziehung zwischen Eindringungstiefe, lastendem Gewicht, Gewebsdicke und den Kraftkomponenten im Gewebe gut ausdrückt, also gestattet, durch ein physiologisches Druckexperiment die relevanten Eigenschaften des Gewebes zu berechnen.[10] Um die genauere Analyse der Kraftkomponente im Gewebe (Differenzierung zwischen Elastizitäts- und Viskositätsfaktoren usw.) bemühen wir uns. Eine unserer Vermutungen,[11] daß dem Luftdruck dabei eine wichtige Rolle zukomme, bewährt sich nicht oder jedenfalls nicht ohne Komplikation.[12] Diese Experimente stellte Dr. Marseille in der Überdruckkammer des Wiedner Krankenhauses, Wien, an. Von aller Deutung abgesehen, enthält unsere Deformationsgleichung einen gewissen Fortschritt gegenüber dem bisherigen Zustand der Elastometrie, der nicht nur für physiologische Probleme und für eine Reihe klinisch-medizinischer Fragen von Bedeutung sein kann, sondern sie auch auf eine Anzahl praktischer Aufgaben anwendbar macht.

Scheinen schon die drucksinnespsychologischen Arbeiten vom unmittelbaren Interesse des Psychoanalytikers weit abzustehen, so mögen diese gewebsphysiologischen Untersuchungen erst recht als ganz abwegig erachtet werden. Demgegenüber möchten wir jedoch darauf hinweisen, daß eine quantitativ fundierte Erforschung der Psychologie und Physiologie des Ektoderms, als dem Organ der erogenen Zonen, doch zu Ergebnissen führen könnte, die unsere psychoanalytische Theorie nahe angehen.

Die Fremdartigkeit, die unsere Untersuchungsgegenstände und -weisen für den Psychoanalytiker haben mögen, wird vielleicht noch durch folgende Erwägung ein wenig abgebaut. Man ist gewohnt anzunehmen, daß die physiologische Basis aller belangvollen psychischen Prozesse zentraler Natur ist. Was soll bei dieser von uns keineswegs bestrittenen Grundanschauung das Studium der Sinnesphysiologie und Sinnespsychologie, also peripherer Prozesse? Leider erlaubt der derzeitige Stand der Forschung nur selten, bei recht schwierigen Anordnungen und meist recht strittigen Ergebnissen die zentralen physiologischen Prozesse konkret zu studieren und daher jene Grundannahme als Arbeitshypothese wirklich fruchtbar zu machen. Der ideale Weg wäre, aus den Eigentümlichkeiten der peripheren Prozesse diagnostische Schlüsse auf die zentralen ziehen zu können. Er wird natürlich vielfach bestritten. Wenn er zu keinem definitiven Resultate führt, so liegt das z. T. daran, daß die peripheren Prozesse sich der quantitativen Fassung so schlecht fügen wollen. Unsere Untersuchungen sind bemüht, diesen Mangel soweit wie möglich zu korrigieren. So hat etwa die Schule von Weizsäcker erfolgreich versucht, durch Drucksinnes-

10) Arch. f. d. ges. Psychol. Bd. 83. S. 207.

11) Über psychische Energie... Imago XVI. 1930.

12) Unsere Argumentation in der Erwiderung auf Balint-Csillag zu dieser Frage wird durch diesen Befund nicht berührt.

prüfungen die Diagnose von Tumoren und die Differentialdiagnose zwischen kortikalen und subkortikalen Schädigungen zu erreichen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Einführung der Reizarbeitsmessung einen wesentlichen Fortschritt gegenüber den rein qualitativen Untersuchungen auf diesem klinisch so wichtigen Gebiet bringen wird. Dies sei als ein, und zwar bereits jetzt zur experimentellen Erprobung reifes Indiz dafür erwähnt, daß einer der Fortschrittswege zur Erkenntnis der relevanten zentralen Vorgänge über die Erweiterung unserer Kenntnisse von den peripheren Prozessen führt.

In unserer theoretischen Arbeit (Imago) hatten wir die Frage der Messung der psychischen Phänomene und der Libido in Anknüpfung an das Weber-Fechnersche Gesetz diskutiert und eine bestimmte Deutung des Weberschen Gesetzes, die unseren Absichten günstig wäre, vorgeschlagen. Es mußte bei dieser Darstellungsweise unklar bleiben, wieweit unsere Grundannahmen und die aus ihnen folgenden Untersuchungen, also auch die Ergebnisse, über die wir hier berichten, von der Gültigkeit dieses Gesetzes, von einer der bekannten Deutungen desselben und von der weitschichtigen widerspruchsvollen Diskussion um es abhängig sind. Wir unterstreichen, was aus diesem vorliegenden Bericht wohl deutlich geworden sein mag, daß offenbar sowohl unser Satz über die Konstanz der Schwellenarbeit als auch über die Deformationsschwelle ebenso wie die Deformationsgleichung von dem ganzen Problemkreis, der sich um das Weber-Fechnersche Gesetz entwickelte, völlig unabhängig sind. Das Webersche Gesetz wird durch unsere Ergebnisse nicht berührt, seine Gültigkeit oder Ungültigkeit beeinflußt unsere Grundannahmen und Befunde nicht.

Hingegen scheinen unsere Untersuchungen geeignet, zum Verständnis des Weberschen Gesetzes etwas beizutragen. Bekanntlich ist das Webersche Gesetz in seiner alten Formulierung gewiß nicht mehr als eine Annäherung, die nur für eine mittlere Wertstufe (des Gewichtes etwa) gilt. Soll es die empirischen Ergebnisse auch bei kleinen Werten richtig ausdrücken, so bedarf es einer Korrektur. Der Reizzuwachs ist nämlich nicht proportional dem bereits lastenden Gewicht, wie das Webersche Gesetz verlangt, sondern diesem Gewicht vermehrt um einen bestimmten Betrag, der so gewählt ist, daß er nur bei kleinen Gewichten das Resultat der Rechnung merklich verändert, bei größeren vernachlässigt werden kann. Wir sprechen nur von diesem korrigierten Weberschen Gesetz.[13]

Es macht eine Aussage über dieselbe Schwelle, von der sowohl unser Schwellenarbeitsgesetz als auch unser Deformationsschwellengesetz spricht. Unterstellen wir die Richtigkeit aller drei Gesetze, so müssen sie denselben Sachverhalt von je einem anderen Gesichtspunkt aus darstellen, und es müßte eine innere sachliche Beziehung zwischen ihnen bestehen. Formal müßten sie, da sie in mathematischer Formulierung vorliegen, auseinander ableitbar sein. Tatsächlich ist so das Webersche Gesetz aus jedem der beiden anderen und der Deformationsgleichung mathematisch zu gewinnen, und zwar beachtlicherweise in der empirisch bewährten, korrigierten Form. Der sachliche Zusammenhang ergibt sich aus der Überlegung, daß die Reiz-

13) Imago XVI. S. 98. — Arch. f. d. ges. Psychol. Bd. 83. S. 243.

arbeit als Produkt von Kraft mal Weg definiert ist. Ist die Schwellenarbeit konstant, so muß es möglich sein, sie als Funktion der Kraft, also des Gewichts, oder als Funktion des Wegs, also der Eindringungstiefe, darzustellen. Der erste Ausdruck ergibt das Webersche Gesetz, der zweite unser Deformationsschwellengesetz. Mißt man die Schwelle im Kraftmaß, durch Gewichte, oder im Extensitätsmaß, durch Eindringungstiefen, so ergibt sich die Konstanz der relativen Unterschiedsschwelle (der Quotient des Weberschen Gesetzes und des Deformationsschwellengesetzes), mißt man sie im Energiemaß, so erhält man für die Unterschiedsschwelle ein konstantes (benanntes) Arbeitsquantum.[14] Die Konstanz der Schwellenarbeit ist also das umfassendere Gesetz, aus dem sich das Webersche als Aussage über den einen Kraftfaktor der Reizarbeit ergibt.

Was man das Problem der Deutung des Weberschen Gesetzes zu nennen pflegt, erfährt danach eine recht einfache Lösung. Diese Frage nach der Deutung lautet in unserem Zusammenhang: Warum hat die Schwellenarbeit, als Funktion der Kraft ausgedrückt, die bekannte Form des Weberschen Gesetzes? Weil die physiologischen, physikalischen Eigenschaften des Gewebes sie erzwingen — lautet dann die Antwort. Sie entspricht ungefähr dem, was man seit Wundt die physiologische Deutung des Weberschen Gesetzes nennt. Unsere Deformationsgleichung — die jene physiologischen, physikalischen Eigenschaften des Gewebes bestimmt — bringt also in gewissem Sinn eine, soviel wir sehen die erste, Verifizierung dieser seit langem umstrittenen Deutungsmöglichkeit. Soweit das Webersche Gesetz eine Eigentümlichkeit des Psychischen, der Wahrnehmung, erfaßt, würde sich diese psychische Eigentümlichkeit also auf ein physiologisches Faktum aufbauen. Wir gewinnen hier wieder von einer neuen Seite her Anschluß an die von Freud immer vertretene Auffassung, daß die psychischen Eigentümlichkeiten auf einer physiologischen Gesetzmäßigkeit beruhen.

Analyse einer Namensverwechslung nach zwanzig Jahren

Von

Otto Fenichel

Oslo

Freud rechnet die Phantasie, man sei als Kind durch einen Erwachsenen verführt worden, die so viel häufiger vorkommt als wirkliche Verführungen, zu den „Urphantasien" und hat die entschuldigende Verleugnung der autoerotischen Betätigung und der Ödipuswünsche des Kindes als ihren Sinn erkannt. Sie ermöglicht, sich in schuldfreier Weise sexuellen Gedanken hinzugeben.

---

14) Arch. f. d. ges. Psychol. Bd. 83. S. 258.

Dies bestätigte die Analyse einer kleinen Fehlhandlung, die zwanzig Jahre nach dem Vorfall vorgenommen werden konnte. Es handelt sich um einen Patienten mit einer ganz ungewöhnlich starken Sexualhemmung, die einer unbewußten Fixierung an die Mutter entspricht. Analytisches Material hatte bereits die Annahme nahegelegt, daß Inzestwünsche und Schuldgefühle ihren verdichteten Ausdruck in der unbewußten Phantasie gefunden hatten, von der Mutter zu sexueller Betätigung verführt worden zu sein. Der Patient hatte diese Deutung zunächst noch nicht akzeptieren können. Kurze Zeit darauf kam er auf eine merkwürdige Fehlerinnerung zu sprechen, die ihm, als er ein kleiner Junge war, in der Religionsstunde passiert war. Er war über die Geschichte Josephs befragt worden, hatte sich aber nicht mehr des Namens Potiphar entsinnen können. Vom Lehrer um eine Antwort gedrängt, hatte er, im Glauben, sich nun endlich des richtigen Namens zu entsinnen, zum Gelächter der ganzen Klasse ausgerufen: „Tatacky!" Er wisse, setzte der Patient gleich fort, auch noch die Erklärung dieser seltsamen Ersatzbildung. Er habe sich das Wort „Potiphar" einprägen wollen, indem er an das Wort „Pfote" dachte; als er nun gefragt wurde, habe sich statt dessen das Synonym „Tatze" vorgedrängt, und davon habe er „Tatacky" gebildet.

Es stellte sich heraus, daß der Patient auch jetzt nicht wußte, wer Potiphar war. Er meint, sein Weib habe den Joseph geköpft, so eine Kastrationsphantasie verratend, merkt aber dann, daß er Potiphars Weib mit der Salome verwechselt. Der Analytiker, meint er, würde „köpfen" mit „kastrieren" übersetzen, aber er könne versichern, daß die Geschichte von Potiphars Weib nichts mit dem Penis zu tun habe. — Sie habe aber gewiß etwas mit der Sexualität zu tun, erwidere ich, und erzähle ihm die Geschichte von Potiphars Weib. Ja, meint der Patient, jetzt erinnere er sich an die Geschichte, aber das habe man ihnen in der Schule doch sicher nicht erzählt! — Ich hielt es für aussichtsreicher, nicht darüber zu diskutieren, sondern um weitere Einfälle zu bitten. So hörte ich jetzt, daß „Tatacky" der Name eines Kaufmanns war, dessen Namensschild er auf dem Schulweg lesen konnte. Es hätte also nahe gelegen, daß ihm, wenn er „Tatze" dachte, der daran anklingende Name, den er kurz vorher gelesen hatte, in den Sinn kam. — Es müsse also das Wort „Pfote" gewesen sein, an das er schon beim Lernen des Namens Potiphar hatte denken müssen, was auch dessen Wiederauftauchen verhinderte, meinte ich; die Pfote, die Hand sei also anstößig gewesen. Der Patient beeilte sich, das zu verneinen: Dann hätte ihm ja auch das bedeutungsgleiche Ersatzwort „Tatze" nicht einfallen dürfen. Überhaupt, meint er dann in vollem Widerspruch zur Wirklichkeit, wäre ja der Unterschied zwischen „Potiphar" und „Tatacky" nicht so groß; in beiden Worten kämen fast die gleichen Buchstaben vor (!), nur gerade das „Po" fehle in „Tatacky". Also, meinte ich, sei das „Po" anstößig. Jetzt wisse er, rief der Patient unwillig, wo ich hinaus wolle; ich dächte gewiß an den „Popo". — Nun, ich konnte ein gutes Indiz für meine Deutung vorbringen. Wäre die „Pfote" in „Potiphar" einfach durch eine „Tatze" ersetzt worden, so hätte das Ersatzwort bestenfalls „Tacky" heißen können. Es zeigte aber eine Reduplikation der Silbe „Ta" und hieß „Tatacky", und verriet so, welche Veränderung der Patient unbewußt mit dem ursprünglichen Worte vor-

genommen hatte. Die anstößige Reduplikation, die es in ein „Popotiphar" verwandelt hätte, war auf das Ersatzwort verschoben worden.

Nun konnten wir erraten, was in dem kleinen Jungen vorgegangen war, als er die Geschichte von Potiphars Weib hörte. Sie hatte in ihm den Wunsch geweckt, ebenso behandelt zu werden wie Joseph. Auch seine Mutter sollte ihn verführen, wobei er sich vorstellte, daß die Verführung durch eine Verbindung von „Hand" (Pfote, Tatze) und „Popo" erfolgt, sei es, daß die Hand der Mutter sein Gesäß berührt oder umgekehrt. Diese Phantasie mußte aus Kastrationsangst verdrängt werden und damit auch der Name „Potiphar".

Einige Zeit darauf berichtete der Patient folgenden Traum:

Ich bin bei Hindenburg eingeladen. Dann bin ich mit seiner Frau im Kinderzimmer, bin stolz darauf, habe aber Angst, ich könnte mich blamieren. Dann geht dort im Kinderzimmer eine Füllfeder kaputt und alles fließt voll Tinte."

Zur Traumsituation fiel ihm die Offiziersmesse im Kriege ein, wo die Blamagegefahr sehr groß gewesen sei; besonders wenn nicht nur die Vorgesetzten, sondern auch ihre Damen anwesend waren, habe man auf der Hut sein müssen, um nirgends zu beleidigen. Er erinnere sich eines Leutnants, der ein Verhältnis mit der Frau des Obersten hatte. In welch unangenehmer Situation sei der doch gewesen: Sei er nett zu seiner Geliebten, so beleidige er den Vorgesetzten, andernfalls die Frau, die ihn doch daraufhin bei ihrem Mann verleumden könnte. — Aufmerksam gemacht, daß er hier wieder zur Potiphargeschichte gekommen sei, wendete er sich dem zweiten Teil des Traumes zu: Die Füllfeder sei wohl ein Penissymbol. Zur freien Assoziation gemahnt, erinnerte er, scheinbar ohne die Mahnung an Potiphar zur Kenntnis zu nehmen, Schulgeschichten; sie haben in der Schule mit Tinte geschmiert, er habe das zwar nicht mitgemacht, aber sich schuldig gefühlt, wenn es die andern taten; er erinnerte den merkwürdigen Geruch der Schultinte, den Streich, Karbid ins Tintenfaß zu werfen, worauf Gestank und Gasentwicklung auftraten, und erinnerte nun ein bisher vergessenes Traumstück: „*Aus der Füllfeder kam unter merkwürdigen Geräuschen Preßluft heraus.*"

Nun wußten wir, welche Füllfeder im Kinderzimmer kaputt gegangen war. (Daß Hindenburg den Vater, seine Frau also die Mutter bedeutet, dürfen wir wohl ohne weiteres annehmen.) Tatsächlich hat er noch als größeres Kind mehrmals die Hosen beschmutzt und ist dafür bestraft worden. Nichts anderes kann die Blamage sein, die in Gegenwart der Erwachsenen droht. Wenn die anal gedachte Potiphargeschichte mit dieser Blamage in Zusammenhang gebracht wird, so ist nun der Doppelsinn der Verführungsphantasie, Entschuldigung für den Inzest und Inzest zugleich zu sein, klar: Einmal ist sie eine Entschuldigung — nicht er hat in die Hosen gemacht, sondern die Mutter hat ihn dazu verführt —, das andere Mal bringt sie Gelegenheit, anale Berührungen mit der Mutter sich auszudenken, zu denen vielleicht auch die Beschmutzungen realen Anlaß geboten hatten. Die Scham, die damals in Wirklichkeit bestand, soll durch die Verführungsphantasie aus der Welt geschafft werden. Freilich gelingt das nicht ganz. Denn aus Scham mußte nicht nur das an

all dieses mahnende Wort „Potiphar“ vergessen werden, sondern die Blamage fand ja selbst ihre Wiederholung, indem die ganze Klasse über das Wort „Tatacky“ in Lachen ausbrach.

Kann eine neuerlernte Sprache zur Sprache des Unbewußten werden?

Wortspiele in Träumen von hebräisch Denkenden

Von

Immanuel Velikovsky

Tel-Aviv

Die Frage der Identität der Traumsymbolik in Sprachen verschiedener Herkunft ist von weitgehender Bedeutung; ihre Lösung kann auf viele Gebiete der Psychologie (Genese der Sprache, Begriffsbildung, kollektives Unbewußtes, Vererbungsmneme usw.) Licht werfen.

Da ich die Analyse oft in hebräischer Sprache durchführe, so hoffe ich, durch den Vergleich der Symbolik in der semitischen und in den indogermanischen Sprachen, die voneinander weiter entfernt sind als die verschiedenen Zweige des Indogermanischen, einmal zur Klärung dieses Problems beitragen zu können. Als Vorarbeiten habe ich „Psychoanalytische Ahnungen in der Traumdeutungskunst der alten Hebräer nach dem Traktat Brachoth“ (Psa. Bewegung, V. 1933) und die vorliegende Arbeit zur Veröffentlichung bestimmt.

In dieser Studie will ich die Existenz des unbewußten Denkens im Hebräischen (erst neu wiedererlebte Sprache, keine Vererbungsmnemen) nachweisen und durch die angeführten Beispiele den Reichtum der Wortspiele in Träumen der hebräisch Denkenden ahnen lassen, gleichzeitig für dieses gehäufte Auftreten von Wortspielen im Hebräischen eine Erklärung zu geben versuchen.

Ein Begriff kann dank der Ähnlichkeit der Form, der Eigenschaften, der Funktionen, der Art der Entstehung oder dank der Ähnlichkeit des Wortklanges an die Stelle eines zweiten treten. Das Symbol (entstanden durch Ähnlichkeit der Form, Eigenschaft, Funktion oder Entstehungsart) ist nicht oder nicht unbedingt an den Sprachausdruck gebunden. Je mehr das Symbol Wortklangähnlichkeit behält, um so mehr verliert es von seiner Wirkung.

Umgekehrt ist es beim Wortspiel: es ist gelungen, wenn nur die Ähnlichkeit im Wortklang, sonst aber keine Ähnlichkeit besteht.

Da die Wortspiele ihrem Wesen nach an die Sprache gebunden sind, sind sie in jeder Sprache verschieden.

Die Entscheidung über die richtige Erfassung der Symbolik in einer auf diesem Gebiete noch kaum bearbeiteten Sprache kann man erst nach vieler Erfahrung treffen. Die Wortspiele aber, wenn gelöst, verleihen der gefundenen Traumdeutung

sogleich Sicherheit. Haben wir ein Wortspiel in einem Traum verstanden, so wissen wir im allgemeinen, in welcher Sprache der Analysand träumt, welche die Sprache seines Unbewußten ist.

In den Träumen der aus verschiedenen Sprachkulturen und Ländern stammenden neuen Bevölkerung Palästinas kommen nicht selten Wortspiele vor, die aus Wortklängen zweier Sprachen — hebräisch und russisch, hebräisch und arabisch, hebräisch und deutsch oder jiddisch usw. zusammengesetzt sind. (In einem Lande mit einer nach ihrer Herkunft polyglotten Bevölkerung stellt die Analyse große sprachliche Anforderungen an den Analytiker.)

Zur Illustration wollen wir einige Träume, in welchen ein und derselbe Begriff — „Maus" — vorkam, hier wiedergeben. Eine Patientin träumt am Abend der Lotterieziehung, bei der auch sie ihr Glück versucht, von Mäusen. „Mäuse" heißen im Jiddischen: *„Maislech"*, im Hebräischen: *„Maslech"* — „Dein Glück". Sie wünscht sich den Gewinn. (Übrigens fiel wirklich jenen Abend ein größeres Los auf ihre Nummer.)

Ein anderer Patient träumt: *„Mäuse wühlen in seinem Leibe"*. Es bedeutet: er hat Gewissensbisse.

Mäuse sind Nagetiere. Gewissensbisse heißen im Russischen *„ugrisenia sovesti"* (Gewissensnagen).

Gewissensbisse — im Hebräischen *„mussar klajoth"* (Das Gewissen in den Nieren oder Eingeweiden).

In Verschmelzung dieser zwei Sprachausdrücke kamen die „Nagetiere" (*ugrisenia*) in die „Eingeweide" (*klajoth*).

In dem Traume eines dritten Kranken sind die „Mäuse" (hebr. *„achbar"*) seine Prozeßgegner (arabisch *„chbar"*). (Diesen Traum bringe ich weiter unten in extenso.)

Auch ein vierter träumt von einer Maus (im Jiddischen *„Maisel"*). Der Traum deutete in diesem Falle aber nicht auf ein hebräisches Wortspiel, sondern einfach auf eine Schülerin aus der in Palästina bekannten Landwirtschaftlichen Schule von Frau Maisel.

(Die symbolische Überdetermination lassen wir in diesen wie auch in allen hier angeführten Träumen beiseite.)

Ein weiteres Wortspiel aus zwei verschiedenen Sprachen: Ein Familienvater aus dem Norden des Landes, der sich zwecks Behandlung seiner Impotenz seit einigen Wochen in der Stadt befindet, sieht im Traume: *„Einer läuft suchend und fragend herum, um Kalk zu kaufen. Der Träumende sagt ihm: Was sorgst du dich darum, dort bei deinem Hause ist doch eine Grube voll Kalk."*

Ich stelle an ihn die Frage, ob er einer Dame ein Geschenk gemacht hat, um sie für sich zu gewinnen.

Der Patient wird verlegen. Er hat seine Frau, der er immer treu war, zu Hause bei der Landwirtschaft gelassen. Hier lernte er eine Dame kennen, die er mittels eines Geschenkes zu erobern versuchte. Er rechtfertigte sich vor seinem Gewissen: er muß das Behandlungsresultat (Erreichung der Potenz) prüfen. Die Bekannte willigte aber nicht ein.

Diese Geschichte hatte er in der Analyse verheimlicht. Der Patient war gespannt zu erfahren, wie die Analyse des Traumes dieses aufdecken konnte.

„*Sid*" heißt im Hebräischen — „Kalk".

„*Sit*" heißt im Arabischen — „Dame".

Er wollte sie vergebens „kaufen". (Er ist selbst der Suchende.) „Dort bei deinem Haus" anwortet er sich selber, „hast du immer deine Frau zur Verfügung (Grube von *Sid*)".

In dem Traum eines Neurotikers stand „*Koss*" (im Hebr. Trinkglas) für „*Kuoss*" (Vagina im Arab.) — ein weniger schönes Wortspiel, da „Trinkglas" auch als Symbol für Vagina stehen konnte.

Wir kommen nun zu den Wortspielen, die sich allein der hebräischen Sprache bedienen.

Ein Patient sieht sich wiederholt in Träumen auf einem Schiffe fahrend: „*nossea*" — „fährt", „*b'onija*" — „auf einem Schiff". Ein fast gleicher Wortklang in einer anderen Transkription bedeutet: „*nosse*" — „ist verheiratet", „*anija*" — „mit einer Armen". Er warf seiner Frau innerlich vor, daß sie ohne Mitgift war; sein Bruder hat eben sehr reich geheiratet. (Auch die phonetische Assoziation zu Onanie ist offensichtlich.)

Dieser ehrgeizige Patient befindet sich in vielen Träumen in einem großen Saal — „*Ulam*"; er wünscht, in der großen Welt („*Olam*") eine Rolle zu spielen. Er hat viele Schwierigkeiten von seiten eines früheren Kollegen, der sein Vorgesetzter geworden ist und von dem das Gerücht geht, er hätte Veruntreuungen begangen. Der Patient träumt: *er will in Gesellschaft gehen; die Hosen passen gut, aber der Rock ist unbrauchbar.* Es ist kein Paar mehr. „*Rock*" — „*M'il*" „der Obere" („der Vorgesetzte") wird von derselben Wurzel „*M'il*" gebildet. „Veruntreuung" ist „*M'ila*".

Bei einem anderen Träumer fand ich „*Beged*" — „Anzug" für „*B'gida*" — „Untreue".

Zwei Patienten sahen im Traum einen Neger — „*Kuschi*". Dies bedeutete „Hindernis, Mißgeschick" — „*Koschi*" (wird auch „*Kuschi*" ausgesprochen). Der eine Träumende, ein Regierungsbeamter, kam in Ungunst und wurde auf eine Provinzstelle versetzt. Sein Neger verkauft Karotten — „*Geser*". „*Gsera*" bedeutet „Ungunst". (Sexuelle Überdetermination ist offensichtlich.)

Manchesmal können die Wortspiele gehäuft auftreten und machen den Traum zu einem Wortspielrätsel.

Ein Gutsbesitzer, der wegen eines Stückes Land mit den benachbarten Arabern prozessiert, träumt: „*Mäuse sind in einen Kübel hereingefallen. Sie springen und versuchen, durch ein Loch im Deckel herauszukommen. Der besorgte Träumer bedeckt das Loch mit einer Kachel*".

Dieser Traum ist ein nicht weniger als fünffaches Wortspiel.

„Maus" heißt hebr. „*achbar*"; „*chbar*" heißt arabisch „Bittsteller, Ankläger" (oben erwähnt).

„Hereinfallen in einen Kübel" — „*lipol b'pach*", eine im Hebr. oft gebrauchte Redewendung für Pech haben, hereinfallen.

„Springende" (Mehrzahl) hebr. *„kofzim"* aber auch „Reflektanten" sind *„Kofzim"*. „Loch" ist hebr. *„hor"*. — Wie heißt der Boden, um den der Prozeß geht? — *„Hor el Wasa"* nennt der Patient den arabischen Ortsnamen.

Es bleibt noch die Kachel unerklärt. „Beabsichtigen Sie eine Straße durch Ihren Boden Hor führen zu lassen, um Ihre Rechte zu stärken?" — „Richtig, ich fahre doch jetzt ins Regierungsamt, um dieses durchzusetzen. (Kachel und Chaussee sind von derselben Wurzel *„R'zif"* gebildet.)

Die mit ihm prozessierenden Araber, die ungerechterweise auf seinen Boden Hor reflektieren, sind hereingefallen; sie werden Pech haben. Er hofft, daß die Führung einer Chaussee durch seinen Boden seine Rechte noch mehr sichern wird.

Dieser Angstneurotiker verschob seine Affekte auf seine Prozesse.

Oft betrifft das Wortspiel Eigennamen.

So träumte ein junger Patient, der an schweren Haßausbrüchen gegen seine Mutter litt, *daß er in kurzem Hemd das Fahrrad des Retters der Strandstation besteigen will und es nicht kann.*

Kurzes Hemd — Symbol der Kindheit. Fahrrad („Zweirad" im Hebr.) wird als Symbol für die Brüste verstanden. So ist anzunehmen, daß der Retter (hebr. *„Mazil"*) hier an Stelle der Mutter steht. „Sieht er der Mutter ähnlich?" — „Nein." „Wie ist der Name der Mutter?" — *„Ima-Zila"* antwortet er.

Ein anderer Traum von ihm ist ein Wassertraum. *Er reicht einem im Meere Badenden ein Tau.* Der Badende erinnert ihn an seine Mutter. „Tau" — *„Chevel"*. (pluralis brevis *„Chevle"*) „Geburtswehen" — *„Chevle leda"*. Wassertraum — Geburtstraum.

Einer träumte von einem Maulesel. „Der Maulesel" — im Hebr. *„Preda"* stand im Traume für eine *„Frida"*. (P und F im Hebr. derselbe Buchstabe.)

Ein Patient, der aus einer reichen Familie stammt, liebt ein Mädchen aus einer Arbeitersiedlung. Aus Überzeugung verdient er sein Brot als einfacher Plantagenarbeiter, allerdings ohne seine Familie, mit der er in Spannung lebt, zu verlassen. *Er sieht im Traume schwarze Enten, die er hüten muß, und die ihn an der Zusammenkunft mit seinem Mädchen verhindern.* Ente — hebr. *„Bar-avas"*, sein Familiennname ist *„Barvas"*.

In diesen Traumbeispielen sind die Eigennamen versteckt. Im nächsten Beispiel ist es umgekehrt; ein Name ist gegeben, seine Bedeutung muß enträtselt werden.

Der Träumer des obenerwähnten Geburtswehentraumes träumt wieder *von einem Tau, das in Richtung der Kolonie Petach-Tikwa gespannt ist.* Die Kolonie Petach-Tikwa, die auch „Mutter der Kolonien" genannt wird, steht für „Mutter".

Hier nähern wir uns den Begriffsspielen, die wir von den Wortspielen dadurch unterscheiden wollen, daß sie nicht nach dem Wortklang, sondern nach dem Satzsinn konstruiert sind. Das Begriffsspiel ist eine Übergangsform zwischen Wortspiel und Symbolik und kaum mehr an eine bestimmte Sprache gebunden; d. h. es bleibt auch in Übersetzung ein Begriffsspiel.

Und nun zwei Beispiele: Ein Patient bringt als Traum eine Geschichte, in der ein Mann mit seiner Schwiegertochter zusammenlebt. Die sexuelle Fabel ist in diesem Traume zu sehr gekünstelt und offen. Ich frage ihn, ob er ein solches Sujet gelesen oder im Kino gesehen hat. Er erinnert einen solchen Inhalt eines Kinobildes, kann sich aber auf den Namen des Films nicht besinnen. „*Posche ha'kfar*" („Bauernsünder") helfe ich ihm. Jetzt weiß er. Er trägt sich mit dem Gedanken, aus Rache einen scharfen Artikel über die Missetaten der Bauernorganisation — „Die Bauernsünden" — der Öffentlichkeit zu übergeben. Eine sexuelle Überdetermination war hier schwer zu finden.

Ein mit seinem Bruder in Zwist lebender Neurotiker sieht sich im Traume als König von Judäa, den Bruder als König von Israel. (Brüder — Könige, die einander befehden.)

Es ist wohl von Interesse zu erwähnen, daß unbewußte Wortspiele nicht nur in Träumen, sondern auch in automatischen Handlungen[1] und in der Symptomatik der Neurose selbst zu finden sind.

Wortspiel in der Symptombildung der Neurose: Ein Angstneurotiker leidet an der Furcht vor einem Herzschlag („*schewez lev*"). Bei Beginn der Herz-„Attacke" setzt er sich aufs Fahrrad und eilt aus allen Kräften eine große Strecke weit zu mir. ‚*Schewez*" ist „Einklemmung". — Wer ist Lev? — „Ich kenne keinen Lev." Ich beharre auf der Frage. Er antwortet: „Ich kenne keinen Lev; ‚Leva' ist mein Bruder."

Und jetzt erzählt er von homosexuellem Verkehr mit seinem Bruder in früheren Jahren.

Eine Frau leidet an Koprophobie verbunden mit Zwangswaschen. Ihre Angst vor Verunreinigung bezieht sich, wie sich im Laufe der Analyse herausstellt, letzten Endes nicht auf sie selber, die Kinder oder den Mann, sondern auf ihren Kleiderschrank (Aron). Da wir berechtigt sind, bei dem Zwangsneurotiker ein Spiel mit dem Leben eines der Nächsten, der durch das Zeremonial (das Waschen) eben gerettet werden soll, zu vermuten, frage ich: „Wer ist Aharon?". „Aharon ist mein geliebter Stiefbruder. Er war schwer krank, ich pflegte ihn, als er zwischen Leben und Tod schwebte. Auch jetzt ist er noch leidend." An seinem Krankenlager tat sie, um damit sein Leben zu retten, ein Gelübde, immer rein zu bleiben. (Dies war gleichzeitig ein Ringen mit ihren Inzestregungen.)

Ihre Koprophobie war die Äußerung ihres inneren Kampfes gegen eine Art des Sexualverkehrs, der die Koprophobie verständlich machte und nach dessen Versuch die Krankheit ausbrach. Die Verunreinigung kann dem Bruder (Aharon — Aron) das Leben kosten.

* * *

In dieser Studie glaube ich den Beweis erbracht zu haben, daß das Denken bei einem Teil der neu eingewanderten jüdischen Bevölkerung in Palästina auch im Unbewußten bereits in hebräischer Sprache vor sich geht. Dies ist insoweit von allge-

1) Zu den Wortspielen der automatischen Handlungen (automatisches Schreiben) besitze ich Beispiele im Englischen und Ukrainischen.

meiner Bedeutung, als es Aufschluß über die Frage gibt, ob es möglich ist, durch Erwerb einer Sprache noch im jugendlichen Alter, sie zur Sprache des Unbewußten zu gestalten.[2] Damit ist auch ein gewisser Grad der Wahrscheinlichkeit für die Annahme gegeben, daß die Begriffsformen des unbewußten Denkens nicht durch die Vererbungsmneme bedingt sind.

Das häufige Vorkommen der Wortspiele im Hebräischen, das uns auch bei der Analyse der Traumdeutungskunst der alten Hebräer aufgefallen ist, ist wohl mit der Denkweise der jüdischen Rasse verbunden; auch die Neigung zu Vergleich und Witz stammt aus derselben Quelle.

Es scheint uns, daß die hebräische Transkription, die die Vokale ausläßt, eine der Wurzeln dieser Eigenschaft ist.[3] Durch Auslassen der Vokale spornt das Wortbild zum Vergleich an — und wenn der Vergleich komisch ausfällt — zum Witz (schon „*Davar*" — das „Wort" kann ohne Punktierung als „*Dever*" — „Pest" gelesen werden).

Der Geist des Volkes wird beim Lesen seiner Bücher immer zum Vergleich verlockt. So ist auch die alte agadische Interpretation (poetische Auslegung) des heiligen Textes insbesondere auf Wortspiele und Gleichnisse gebaut.

---

2) Hier wollen wir nur der Bemerkung Platz einräumen, daß das Gebet bei den meisten Juden in ihren Kinderjahren hebräisch verrichtet wurde — dies war aber nicht ihre Muttersprache und nicht die Sprache des Gebrauchs, wurde auch meistens nicht verstanden. Bei manchen Patienten ist aber die hebräische Sprache die in ihren Träumen dominierende oder ausschließliche.

3) Die Vokale werden durch Punktierung angegeben. Das Punktieren wird jedoch meistens gänzlich unterlassen, so daß das Wortbild nur aus Konsonanten besteht und das Lesen zu einem schnellen Raten wird. Die Bibel dagegen wird seit mehreren Jahrhunderten immer mit Punktierung geschrieben oder gedruckt.

SAMMELREFERATE

Die Psychoanalyse in Sammelwerken und Enzyklopädien

I) „Die Religion in Geschichte und Gegenwart"

In den Jahren 1909—1913 erschien im Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen, das von Schiele und Zscharnack herausgegebene Handwörterbuch „Die Religion in Geschichte und Gegenwart". Der 1913 erschienene Band IV enthielt einen Artikel „Psychoanalyse" von Keller. Theodor Reiks religionswissenschaftliches Sammelreferat im 1921 erschienenen „Bericht über die Fortschritte der Psychoanalyse 1914—1919" urteilte darüber lakonisch: „Kellers Artikel trägt nicht immer einwandfrei informativen Charakter."

Nun liegt „Die Religion" in einer zweiten, völlig neu bearbeiteten Auflage vor: die 6 ansehnlichen Bände (5 Text- und 1 Registerband) sind in den Jahren 1927—1932 erschienen. Als Herausgeber zeichnen jetzt Hermann Gunkel und Leopold Zscharnack, die Zahl der Mitarbeiter ist etwa achthundert. Obschon sich dieses Werk im Untertitel als „Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft" bezeichnet, so ist es im Grunde genommen doch nur eine Enzyklopädie der protestantischen Theologie, allerdings mit liberaler Berücksichtigung der Grenzgebiete. Dabei kommt, was außerhalb der jüdisch-christlichen Sphäre liegt, meistens viel zu kurz. Es gibt in deutscher Sprache Handwörterbücher der protestantischen, der katholischen Theologie, der Vorgeschichte, der germanischen Altertumskunde, der griechischen und römischen Mythologie, des deutschen Aberglaubens usw. und angesichts dieser Spezialwerke wird man das Fehlen eines Wörterbuches der allgemeinen Religionswissenschaft, das über das Theologische hinausgehend alle jene Forschungsergebnisse mitberücksichtigte, die jetzt auf dem Ozean der Wissenschaft, sich gegenseitig mehr oder weniger ignorierend, unter der Flagge der Völkerpsychologie, der Ethnologie, der Volkskunde, der Kulturgeschichte, der Soziologie herumsegeln, zur Not verschmerzen können. Jedenfalls kommt das Gunkel-Zscharnacksche Werk unter den vorliegenden dem Ideal eines deutschen religionswissenschaftlichen Handwörterbuches am nächsten. Uns interessiert hier die Frage, wie weit die Forschungsergebnisse der Psychoanalyse in der zweiten Auflage dieses Sammelwerkes berücksichtigt worden sind. Ein Menschenalter ist zwischen der ersten und der zweiten Auflage verstrichen und es ist eine günstige Gelegenheit, auf dem Gebiete der protestantischen Theologie gleichsam eine Stichprobe zu machen, die vielleicht einigermaßen ermöglicht, die Aufnahme der Psychoanalyse durch die Geisteswissenschaft unserer Tage auf einem Einzelgebiete genauer zu beurteilen. (Was die Stellungnahme der katholischen Theologie zur Psychoanalyse anbelangt, so verweise ich auf meine Referate „Katholizismus und Psychoanalyse", Int. Z. f. Psa., X, S. 204 ff., „Aus theologischen Kreisen", a. a. O., S. 482 ff., „Kevelaar über Psychoanalyse", Psa. Bewegung I, S. 82 ff., „Katholische Kritik", a. a. O., IV, S. 282 ff., „Zerstörer Freud", a. a. O., S. 382 f.)

Der Artikel Psychoanalyse ist in der neuen Auflage der „Religion" einem Psychoanalytiker, Pfarrer Dr. Oskar Pfister, anvertraut worden. Der Artikel umfaßt mehr als vier Spalten; mehr als die Hälfte des Artikels beschäftigt sich mit dem Wesen der Psychoanalyse, zwei kürzere Abschnitte behandeln Psychoanalyse und Erziehung, Psychoanalyse und Seelsorge. In ihren Grundzügen suche die pastorale Psychoanalyse die von Jesus prophetisch dargebotene Seelsorge theologisch-wissenschaftlich auszuarbeiten. Die Vorwegnahme gleichsam psychoanalytischer Heilungsmethoden durch Jesus versucht Pfister durch neu-

testamentliche Stellen zu belegen. Der Artikel schließt mit den Sätzen: „Nachdem Freuds naturalistische Weltbetrachtung jahrzehntelang die Theologen mit wenigen Ausnahmen von der Psychoanalyse abgeschreckt hatte, wandten sich ihr in den letzten Jahrzehnten nicht wenige erwartungsvoll zu. Doch läßt sich heute noch nicht mit Bestimmtheit voraussagen, ob die Praktische Theologie sie unter die unentbehrlichen Methoden aufnehmen wird." Von Pfister enthält das Wörterbuch auch einen kurzen biographischen Artikel über Freud. Über Pfister selbst handeln einige Zeilen von Pfarrer Brecht.

Der Artikel Religion ist in diesem Handwörterbuch begreiflicherweise in eine Reihe von Unterartikeln gegliedert. Den Unterartikel „Wesen der Religion" zeichnet der bekannte Wiener Theologe und Religionspsychologe Prof. Karl Beth. Er teilt die Theorien über das Wesen der Religion in eine objektivistische Gruppe (wohin u. a. Hegel, Schelling, E. v. Hartmann gehören), in eine subjektivistische und in eine gemischte (kooperativistische). Unter den subjektivistischen Auffassungen führt Beth die von Feuerbach an: die Religion als illusionäre Ausgestaltung der eigenen Lebenswünsche. Anschließend schreibt dann Beth: „Eine neue Gestalt hat der Illusionshypothese Sigmund Freud von seiner psychoanalytischen Theorie aus gegeben: die religiöse Einstellung des Menschen ist ein neurotischer Komplex." Es gibt übrigens auch ein eigenes Stichwort Illusionismus aus der Feder von Prof. F. K. Schumann (Halle a. S.); er behandelt die illusionistische Religionstheorie von Hume und hauptsächlich die von Feuerbach, „die scharfsinnigste und in sich geschlossenste". Als illusionistisch sei auch die Religionsauffassung zu bezeichnen, „welche innerhalb der psychoanalytischen Forschung bisher wenigstens vorherrscht".

Bemerkenswert ist unter dem Stichwort „Imagocharakter der Religion" der Beitrag des bekannten Basler Nietzsche- und Bachofenforschers Prof. C. A. Bernouilli. Die fortschreitende Anerkennung eines selbständigen Seelenbezirkes als Entfaltungsortes religiöser Schöpferkraft sei Veranlassung, von einem eigentlichen Imagocharakter der Religion zu reden. Damit streife eine ihrem Stoffe souverän dienende Religionswissenschaft jede noch so gelockerte, aber eben doch fortbestehende Fesselung an positivistische Ausgangspunkte entschlossen ab und trachte zunächst ohne erkenntnistheoretisches Geländer auszukommen. Das könne am besten erreicht werden durch Schärfung des forschenden Blicks für jede Form und Art religiöser Erscheinung im Unterschied zu einer ausgesprochenen Gedankenwelt. „Der Durchbruch dieser Auffassung in den Bereich wissenschaftlicher Methode ist der Psychoanalyse zu danken, die im Anschluß an den Imago betitelten Roman von Carl Spitteler eine ihrer Zeitschriften so benannte. Seither verfügt der Religionsgelehrte über die Freiheit, die irrationale Seite psychischer Vorgänge besonders dadurch als eine ebenbürtige Äußerung von Realität zu würdigen, daß im Gegensatz zu Begriff und Idee der seelische Ausdruck sich in der bildlichen Sphäre vollzieht."

Im Artikel Ökonomische Geschichtsauffassung sieht der religiöse Sozialist Eduard Heimann (bis vor kurzem Professor der Sozialökonomie in Hamburg) eine gewisse Analogie zwischen der antiidealistischen geistesgeschichtlichen Rolle des Marxismus und jener der Psychoanalyse. „Der Rationalismus des Glaubens an die bürgerliche Gesellschaft als die endgültige Freiheitsordnung des Geistes wurde im Sozialen von der Tatsache der täglich sich verschärfenden Klassenspaltung genau so überzeugend widerlegt, wie im Individuellen der Glaube an die ihrer Freiheit bewußte Persönlichkeit durch Aufbrechen der unterbewußten und aus dem Bewußtsein verdrängten Tiefenschichten (Nietzsche und die Psychoanalyse)."

Am Schluß des Artikels Kirchengeschichtsschreibung spricht Prof. Walther Koehler von neuen Anregungen und erwähnt u. a., daß Pfister eine psychoanalytische Kirchengeschichte fordert, die entsprechend der Völkerpsychologie die Ergebnisse der Einzel-

analyse im Gesamtaufriß der Kirchengeschichte wiederfinden will, also z. B. in der Orthodoxie eine „Verdrängung".

Mit der psychoanalytischen Psychologie beschäftigt sich Prof. Wobbermin (Göttingen) im Artikel Psychologie. Die Psychoanalyse könne man auch als dynamische Subjektspsychologie bezeichnen. „Es wird die Dynamik untersucht, die sich in dem Zusammenhang des seelischen Lebens kundtut. Freuds Begriff der Verdrängung ist ein dynamischer. Die Verdrängung oder Sublimierung des Sexuellen ist eine dynamische Funktion." Die verschiedenen Grundpositionen der modernen Psychologie seien weltanschauungsmäßig bedingt. Die Psychoanalyse Freuds ruhe auf einem einseitigen Naturalismus und Positivismus.

Vom „Jesusbild der Gegenwart" handelnd, schreibt Prof. Weinel (Jena), daß „die irre gewordene Wissenschaftlichkeit unserer Tage" es für möglich und nötig gefunden habe, auch Jesus, der („in der Nachkriegszeit so mächtig aufgeblühten") Psychoanalyse zu unterziehen. Er meint offenbar das Jesusbuch des Schweizer Pfarrers Georges Berguer.

Von Prof. Titius (Berlin) — der vor zehn Jahren in der „Theologischen Literaturzeitung" in einer (ablehnenden) Besprechung eines Buches von Theodor Reik schrieb, man dürfe immerhin eine Methode, die so tiefe Sachverhalte aufdecken kann, nicht a limine ablehnen — ist der Artikel Egoismus. Im Abschnitt, der die Kritik des Egoismus enthält, wird angeführt, daß das System des Egoismus, d. h. der reflektierenden, verstandesmäßigen Erwägungen nicht imstande sei, von der realen Motivierung der menschlichen Handlungen ein zutreffendes Bild zu geben. Wo nicht eine dezidiert äußerliche, sondern eine innerliche Beteiligung an Dingen oder Personen in Frage kommt, treten die verstandesmäßigen Nützlichkeitserwägungen zurück. „Hier beginnt, mit Freuds Terminologie zu reden, die Sphäre, sei es des Es, sei es des Über-Ich; das Es umfaßt, kurz gesagt, den Inbegriff aller nicht unbewußt bleibenden, elementaren Triebregungen und Affekte, während die kulturellen (gesellschaftlichen, moralischen, ästhetischen und religiösen) Wertungen das Gebiet des Über-Ich ausmachen." Von Titius ist auch der Artikel Biogenetisches Grundgesetz. Es heißt dort u. a.: „Machte man die Annahme, daß das biogenetische Grundgesetz auch auf geistigem Gebiete gelte, so ergab sich die gesetzmäßige Gleichartigkeit primitiver Formen als Ausgangs- und Durchgangspunkt aller geistigen Entwicklung. Was man die prälogische Mentalität des Primitiven genannt hat, wurde damit zum Schema für die Psychologie des normalen Kindes, das logisch-wissenschaftliche Denken zum sekundären Endprodukt. Auch eine so rational-physiologisch gedachte Psychologie wie die Freudsche half so, indem sie auf die Macht irrationaler Faktoren geführt wurde, den Bann des Intellektualismus zu zerbrechen. Freilich hat sie, indem sie seit Jahren bemüht war, die religionsgeschichtlichen Gestaltungen, bis zu den höchsten hinauf, im Sinne des Infantilen, d. h. des Kindlich-Primitiven und -Pathologischen — Ödipuskomplex — zu deuten, die Religion in Wirklichkeit entwürdigt."

Der Artikel Mythos und Mythologie ist von Paul Tillich (bis vor kurzem Professor der Philosophie an der Universität Frankfurt). Auch die psychoanalytische Theorie des Mythos wird erwähnt. Sie suche die Gebilde als Symbole unbewußter Wünsche, namentlich erotischer Art zu verstehen. Sie weise damit auf Tatsachen hin, die für den Charakter von größter Bedeutung sind, das Wesen des Mythos selbst aber nicht verständlich machen können. Die Psychoanalyse des Mythos sei über den Kreis der negativen Theorie noch nicht hinausgekommen, „obgleich sie die Möglichkeit dazu hätte". In einem späteren Zusammenhang, bei der Behandlung der mythischen Motive bemerkt Tillich, daß sich als sehr fruchtbar für das Verständnis der mythischen Motive die psychoanalytische Theorie gezeigt habe und „das würde in noch höherem Maße der Fall sein, wenn sie die unter-

bewußten Tendenzen, die sich im mythischen Motiv darstellen, nicht nur als subjektive, sondern auch als objektive sach- und sinnhaltige Vorgänge werten würde".

Im Artikel Muttergottheiten führt Prof. van der Leeuw (Groningen) aus, daß wir den außerordentlich großen Raum, welchen die Vorstellung der Muttergottheiten im Geistesleben der Menschheit einnimmt, seit Bachofen und Freud besser verstehen können. „Bei aller Übertreibung, welche sowohl die Theorie des Mutterrechts wie die Psychoanalyse kennzeichnen, wird heute kaum jemand die Bindung an die Mutter als einen sehr wichtigen Faktor sowohl in der Geschichte des einzelnen Menschen wie auch der Menschheit in Frage stellen."

Der Assyriologe Prof. Walter Baumgartner ist der Verfasser des Artikels Märchen. Der Boden, dem die Märchen entstammen, sei die Weltanschauung der Primitiven. Deutlich spiegelt sie sich in den Märchen der Naturvölker, die eine Mischung von scharfer Naturbeobachtung und Phantasie sind. Eine andere wichtige Quelle sei das Traumleben. „Auf den Angsttraum gehen wohl die Motive des Klebens, der unlösbaren Aufgaben u. a. zurück. Die Rolle des Jüngsten erklärt sich aus dem von der psychoanalytischen Schule Freuds einseitig ins Auge gefaßten Wunschtraum und entsprechenden Wachphantasien, denen auch die Wunschdinge (Siebenmeilenstiefel, Zauberranzen, Tarnkappe usw.) entstammen."

Mehrere der Artikel, die sich mit den Themen der Religionspsychologie in engerem Sinne beschäftigen, nehmen auch auf die Psychoanalyse Bezug. Vor allem der Artikel Religionspsychologie von Wobbermin. Er unterscheidet zwei Hauptformen religionspsychologischer Arbeit. Die eine — durch Schleiermacher vorbereitet — hat das eigentliche Feld ihrer Betätigung in der systematischen Theologie und ordnet sich deshalb bewußt deren übergreifenden Prinzipien unter. Die andere Hauptform charakterisiert sich als empirische Psychologie des religiösen Lebens. Die empirische Religionspsychologie habe ihren Ausgang von Nordamerika von den Arbeiten der Schüler Stanley Halls genommen. Die Psychoanalyse stehe insofern in formaler Analogie zur religionspsychologischen Arbeit, als auch sie in die Tiefenschichten des Seelenlebens durchzudringen sucht. Jedoch sei die Zurückführung der Religion auf verdrängte Sexualtriebe eine gewaltsame Konstruktion. Soweit Psychoanalytiker diese Verengung zu überwinden vermögen, können sie dann jene Tendenz sowohl in theoretischer wie in praktisch-seelsorgerlicher Hinsicht religionspsychologisch fruchtbar machen. Auf diesem Wege liege z. B. die Arbeit Oskar Pfisters.

In das Horn der Warnung vor dem „einseitigen Sexualismus" stoßen auch andere. So schreibt z. B. der Tübinger Psychiater Gaupp im Artikel Homosexualität: „Die psychoanalytischen Deutungen, namentlich die doktrinäre Behauptung der Entstehung der Homosexualität aus einer abnormen Bindung des Mannes an die Mutter, die zur völligen Abkehr vom Weibe führe, um den Inzest zu vermeiden, sind unbewiesene Theorien, in denen sich ein Körnchen Wahrheit — für manche Fälle — finden mag, die aber namentlich bei manchem Freud-Schüler ins Groteske ausgeartet sind." Im Artikel Freundschaft wendet sich Prof. Faber (Göttingen) gegen die Verwechslung der Freundschaft mit Erotik. „Wo Freundschaft in erster Linie als ein sexuell-erotisches Problem verstanden wird, z. B. in der Freudschen Form (Sublimierung verdrängter Libido), da fehlt entweder die Beachtung der feineren Wesensunterschiede, die gerade bei den schönsten Blüten beider Erscheinungen nicht zu verkennen sind, oder aber es wird das Wesen der Sache mit einer zufälligen Erscheinungsweise bzw. Entwicklungsform vermengt."

Aus dem Artikel Keuschheit von Otto Baumgarten zitieren wir: „Wenn neuestens die Freudsche Schule den Finger legt auf die oft begegnende Verbindung absoluter Askese mit sexuellen Neurosen, auf den eigentümlichen Ersatz, den sich die grausam mißhandelte

Sexualität vieler Heiliger in Sadismus und Masochismus sucht, so hat die protestantische Ethik darin nur eine Bestätigung ihrer Auffassung der Keuschheit zu erblicken: ihr Ideal ist bloß zeitweilige Verdrängung, aber dauernde Beherrschung der sexuellen Triebe, die so in der Form eines durch Seelen- und Liebesgemeinschaft geheiligten monogamischen Verkehrs gebracht werden."

Auch mehrere der pädagogischen Artikel erwähnen die Psychoanalyse. Im Artikel Familie hebt Prof. Erich Stern (bis vor kurzem Vorstand des Instituts für Psychologie in Mainz) hervor, daß die Familie nicht nur durch bewußte und gewollte Maßnahmen wirke, sondern schon durch ihre bloße Existenz, durch die Atmosphäre, die sie schafft; „die neueren Untersuchungen, besonders der Psychoanalyse, haben uns deutlich gezeigt, von welcher Eindringlichkeit und Nachhaltigkeit die Erlebnisse der frühen Kindheit und besonders der Kinderstube, wie bedeutsam die Stellung des Kindes innerhalb der Familiengemeinschaft für die spätere Entwicklung sind". Im Artikel Heilpädagogik führt Werner Villinger, Oberarzt der Jugendbehörde Hamburg, unter den modernen psychopathologischen Forschungsrichtungen, von denen die Heilpädagogik wertvolle Anregungen empfangen habe, auch „Freuds dynamische Tiefenpsychologie" an. Oberschulrat H. Schlemmer (Berlin), stellt bei der Behandlung der Jugendliteratur fest, daß die Jugenddichtungen und Tagebücher durch das, was sie verschweigen, oft mehr verraten, als durch das, was sie sagen; diese Tatsache werde besonders von der Psychoanalyse als Forschungsprinzip verwendet. An didaktische Vorteile denkt Prof. Faber (Tübingen), wenn er zur „Methode des Evangelischen Unterrichts" schreibt: „Heute ist ein neues Verständnis für die Grenzen der direkten unterrichtlichen Einwirkung vorhanden. Die Forschungen auf dem Gebiete der Tiefenpsychologie (der Psychoanalyse) haben erkennen lassen, von wie großer Wichtigkeit für den Religionsunterricht die Beachtung unbewußter seelischer Zusammenhänge ist (z. B. die Wegräumung von Hemmungen, ehe es zu einer fruchtbaren Aufnahme direkter Unterrichtsdarbietungen kommen kann)."

Das stärkste Interesse wird in Theologenkreisen offensichtlich der psychotherapeutischen Seite der Psychoanalyse entgegengebracht. Viele von ihnen vermuten hier eine praktische Berührungsmöglichkeit. Im Artikel Beichte beschäftigt sich ein eigener Abschnitt von Prof. Niebergall (Marburg) mit dem starken Interesse der protestantischen Gegenwart für eine liturgische Reform, besonders auch mit dem Bestreben nach der formulierten Privatbeichte. Schon die Konkurrenz der Seelenärzte nötige ja die protestantische Kirche zu gründlicher Beschäftigung mit der Frage der Beichte. Unter den Masken des modernen Lebens suche unbewußtes Erlösungsbedürfnis die übergelagerte Verstandesschicht zu durchbrechen. „Die Sprechzimmer der Analytiker aus der Schule der Freudschen Psychoanalyse sind voll von Menschen, die ihre Nervenleiden oder andere körperliche Beschwerden los werden wollen, indem sie sich unter erfahrener, seelsorgerlicher Leitung von ihrem seelischen Druck durch Aussprache befreien lassen... Hat man doch für jene psychiatrische Behandlung geradezu den Ausdruck Redekur gebildet." Später bemerkt noch Niebergall: „Von der Psychoanalyse wird die große Aufgabe noch viel Gewinn ziehen können, Gewinn an theoretischem Verständnis und praktischer Anleitung: von Oskar Pfister dürfte in dieser Beziehung noch viel zu erhoffen sein."

In diesem Zusammenhang sei auch auf Prof. Martin Schians Artikel Sündenvergebung hingewiesen. Das „neuerdings viel empfohlene Verfahren psychoanalytischer Seelsorge" diene mehr der Erleichterung bedrückter Gemüter durch Aufweis der oft belanglosen Ursachen der Bedrückung als der notwendigen Aufgabe, den Menschen vor den heiligen Gott zu stellen und ihn so zur rechten Einschätzung seiner selbst und zu evangelischem Heilsverlangen zu führen". Nur wenn die Psychoanalyse in eigener Schuld des Menschen die

Ursache des unbefriedigenden Seelenzustandes aufweist und so die Sehnsucht nach Vergebung weckt, kann sie mittelbar ein Hilfsmittel rechter seelsorgerlicher Sündenvergebung werden." Prof. Baumgarten vertritt im Artikel Leiden den Standpunkt, die Heilung der Geisteskrankheit sei Angelegenheit des Arztes, nicht des Seelsorgers, aber „die Übermittlung des Gnadentrostes ist nicht als Heilmittel der Krankheit anzusehen und zu betreiben — doch Psychoanalyse! — sondern als Erhaltung in der Gemeinschaft Christi auch während des Krankseins". Und ferner: „Bei tiefen religiösen Erschütterungen, Depressionen und Exaltationen hilft nicht religiöser Zuspruch, ob noch so begehrt, sondern nur die Vermittlung ärztlicher Behandlung, als welche auch die Psychoanalyse zu gelten hat." Möglichst frühe Verweisung an den Arzt sei das größte Verdienst des Seelsorgers. Der Religionspsychopathologie — führt unter dem gleichlautenden Stichwort Herbert Grabert, der Redakteur der „Christlichen Welt" in Kiel aus — drohen ständig zwei Gefahren: der Dilettantismus und eine zu frühe Dogmatisierung oder Festlegung auf bestimmte Theorien. „Ihnen erliegen heute nicht wenige Theologen, die sich mit Psychoanalyse befassen und dabei vergessen, daß die Psychologie des Neurotikers nicht immer und ohne weiteres die Psychologie des menschlichen Herzens überhaupt ist."

Das Wörterbuch enthält auch einen allgemeinen Artikel Psychotherapie. Es ist vom Berliner Kreisjugendpfarrer Ernst Jahn, Verfasser eines 1927 erschienenen Buches „Wesen und Grenzen der Psychoanalyse". Der Begriff des Unterbewußtseins sei ein Stichwort der gegenwärtigen Psychotherapie geworden. Freuds Psychoanalyse habe ein ebenso bedeutendes wie einseitiges System des Unterbewußtseins verkündet. Der von der Psychoanalyse entwickelte Sexualbegriff sei rein triebmäßig bestimmt. Die Psychoanalyse sei wertblind, sie übersehe die Tatsache, daß die Welt des Triebhaften von einer Welt der Werte überlagert ist. Nichtsdestoweniger habe sie eine Erkenntnis von fundamentaler Bedeutung gezeitigt: „Sie hat erwiesen, daß die Seele durch bestimmte Schicksalserlebnisse in hohem Maße verwundbar ist." Sie stelle das Ich in die ganze Weite seines Erlebniskreises hinein, woraus sich in pädagogischer und seelsorglicher Beziehung höchst beachtenswerte Resultate ergäben. Jahn ist auch der Verfasser des Artikels über die Immanuelbewegung, eine von den Pastoren Elwood Worcester und Samuel MacComb an der Bostoner Immanuelkirche begründete (von Fechner und Feuchtersleben beeinflußte) religionstherapeutische Bewegung, die im Gegensatz zur Christian Science ihre therapeutischen Bestrebungen lediglich auf seelisch bedingte Krankheitszustände erstreckt. Die Auseinandersetzung mit den psychoanalytischen Theorien habe die deutsche Theologie für das Verständnis dieser nordamerikanischen Religionstherapie empfänglich gemacht. Auch Mahr bringt — im Artikel Gebetsheilung — die Immanuelbewegung mit der Psychoanalyse in Zusammenhang.

An mehreren Stellen des Handwörterbuches wird die Psychoanalyse mit Erscheinungen der modernen Literatur in Beziehung gesetzt. Wilhelm Knevels (Heidelberg), Verfasser eines Buches über Expressionismus und Religion, spricht im Artikel Expressionismus — ohne nähere Begründung — von einem Zusammenhang zwischen dieser Kunstrichtung einerseits und den Philosophien von Bergson und Husserl und der Psychoanalyse andererseits. In einem anderen Artikel, den über religiöse Prosadichtung der Gegenwart, schreibt derselbe Verfasser: „Keinen religiösen Halt fand Hermann Hesse; wandte sich zu Psychoanalyse und zu Magie, erstrebt die Auflösung und bleibt groß in der Aufdeckung tiefster Tiefen des menschlichen Wesens." Über Hermann Hesse steht übrigens auch ein eigener Artikel im Wörterbuch. In diesem schreibt Pfarrer Teufel: „Dämonischer Lebenstrieb und unentrinnbare Schwermut sind die Pole seines Wesens, Psychoanalyse und Magie seine neueste Zuflucht."

Kurz erwähnt ist ferner die Psychoanalyse u. a. in den Artikeln Pädagogik (Erich Stern), Seelsorge (Faber), Pastoralmedizin (Jahn), Unbewußtes (Steinmann).

Wir haben bisher die Stellen angeführt, wo im Handwörterbuch auf die Psychoanalyse Bezug genommen wird, wobei wir es dem mit der Psychoanalyse vertrauten Leser überlassen, selbst zu beurteilen, in welchen Fällen sich die Mitarbeiter des theologischen Wörterbuches als ausreichend unterrichtet erwiesen haben. Interessant wird noch sein, von allen jenen anderen Stellen, wo man in diesem großen Werke wider Erwarten kein Wort über Psychoanalyse findet, einige zu nennen. Vor allem z. B. den Artikel Traum des Orientalisten Prof. v. Negelein. Man begegnet darin Ausdrücken, wie Traumkomplex, Unterbewußtsein, Wunschtraum („Wunschträume sind oft sexueller Natur"), Traumsymbolik usw., aber die Psychoanalyse ist glücklicherweise für den Artikel nicht verantwortlich, daher sind sie und Freud auf diesen vier Spalten über den Traum ja auch kein einziges Mal genannt. Ebenso fehlt im fünfspaltigen Artikel Totemismus des Berliner Amerikanisten K. Th. Preuß jeder Hinweis auf Freuds Totemtheorie. Vergebens suchte man im Wörterbuch einen Artikel Zwang oder gar solche über Zwangshandlungen und Zwangsneurose. (Man denke an die in Freuds Abhandlung „Zwangshandlungen und Religionsübungen" aufgedeckten und in Reiks Buch „Dogma und Zwangsidee" weiter ausgeführten Zusammenhänge.) Einen Artikel Schuld oder Schuldgefühl hat das Wörterbuch nicht, aber einen 27 Spalten langen Artikel über „Sünde und Schuld", an dem sieben Verfasser mitarbeiten. Wir vermissen hier, ebenso im Artikel „Strafe" jeden Hinweis auf die psychoanalytischen Forsschungsergebnisse über das Schuldgefühl und das Strafbedürfnis. Dasselbe gilt vom Artikel „Gewissen". Der Artikel von Rust über Zungenreden weiß nichts von Pfisters Studien über das Phänomen der Glossolalie. Der fast 4 Spalten lange Artikel von Vettermann über Zinzendorf berücksichtigt nicht Pfisters Arbeit, nennt sie bloß unter den Literaturangaben. Der Arbeit von Kielholz über Jacob Boehme ist im Boehme-Artikel von Bornkamm nicht einmal diese formale Berücksichtigung zuteil geworden. Auch findet sich im großen Werke nirgends auch nur der geringste Widerhall der Reikschen religionspsychologischen Arbeiten oder der völkerpsychologischen, religionswissenschaftlichen, mythologischen und ethnologischen Veröffentlichungen von Jones, Rank, Roheim usw.

Solch ein Kollektivwerk ist geeignet, mit seiner universalen Erfassung des ganzen weitverzweigten Gebietes einer Einzelwissenschaft und durch die Tatsache, von vielen Hunderten von Mitarbeitern herzurühren, einen umfassenden Einblick in den Stand einer Disziplin zu gewähren, einen Einblick, den individuelle Einmaligkeiten, wie sie einer Einzelpublikation oft anhaften, nicht zu trüben vermögen. Und es ist nützlich, gerade an einem solchen Werke das Maß der „friedlichen Durchdringung" durch die Psychoanalyse zu prüfen. In unserem Falle wird das Ergebnis nicht zu allzu optimistischen Prognosen ermutigen können. Wir dürfen uns dabei allerdings darauf berufen, daß es sich bei diesem Falle eines spröden Verhaltens gegenüber der Psychoanalyse ganz im besonderen um eine Wissenschaft handelt, die gleichzeitig auch weltanschauliches Bekenntnis ist. Schließlich ist die Theologie — mit den Worten Tillichs — „notwendig konfessionell, weil sie das Bekenntnis zu einem konkreten Symbol in sich schließt".

II) Zwei pädagogische Lexika auf konfessioneller Grundlage

An die Betrachtung des großen theologischen Wörterbuches, das, wie wir sahen, hauptsächlich auf die erzieherischen und seelsorgerlichen Anwendungsmöglichkeiten der Psychoanalyse sein Augenmerk richtet, können wir sinngemäß das Referat über zwei in den letzten

Jahren erschienene, konfessionell eingestellte pädagogische Wörterbücher anschließen. Es handelt sich um ein katholisches und um ein protestantisches. Was das erste im Vorwort vorausschickt, daß die einzelnen Tatsachen am christlichen katholischen Wertbewußtsein gemessen und die pädagogischen Aufgaben im Geiste katholischen Wertstrebens gelöst werden, könnte, mit Änderung eines Wortes, auch das zweite Lexikon von sich sagen. Es wird sich bei näherer Betrachtung ihrer Aussagen über die Psychoanalyse auch zeigen, daß sich zwischen den Stellungnahmen der konfessionell orientierten Pädagogen beider Kirchen zur Psychoanalyse kaum ein Unterschied wahrnehmen läßt.

In zwei umfangreichen Bänden, mit den Jahreszahlen 1930 und 1932, präsentiert sich das im Verlag Herder & Cie., Freiburg i. Br. erschienene „Lexikon der Pädagogik der Gegenwart", herausgegeben vom „Deutschen Institut für wissenschaftliche Pädagogik", Münster i. W., Leitung der Herausgabe Dr. Josef Spieler. Das Werk tritt gewissermaßen an die Stelle des ebenfalls katholischen Roloffschen „Lexikons der Pädagogik" (1913 bis 1917). Die ganze Pädagogik wird in diesem neuen Lexikon gesehen „im Lichte der philosophia perennis, die das alte platonisch-aristotelische Erbe in der klaren Form und Folgerichtigkeit des thomistischen Ausbaues festhält". Alles, was in den letzten Jahrzehnten an neuen Forschungsergebnissen auf dem Gebiete der Erziehungswissenschaft oder dem der Menschenkunde überhaupt zutage getreten ist, wird insofern berücksichtigt, indem es zu den religiösen Voraussetzungen der katholischen Pädagogik in Beziehung gesetzt, an ihren Wertsetzungen gemessen wird. Auch an der Psychoanalyse geht daher dieses Lexikon nicht stumm vorüber, von den etwa zweihundert Mitarbeitern haben mehrere etwas über sie zu sagen.

Das eigentliche Referat über „Psychoanalyse und Pädagogik" hat der Freiburger Theologieprofessor Dr. Linus Bopp. Zehn Jahre sind es jetzt her, daß in der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse" ein Buch Prof. Bopps über Psychoanalyse und sein Vortrag über Psychoanalyse im Rahmen der Wiener „Katholischen Weltanschauungswoche" referiert wurden. Seither hat sich Bopp wiederholt über die Psychoanalyse geäußert: z. B. 1932 über den „Zerstörer Freud" als hassenden „Hannibal gegen Idealismus und Christentum", über „die psychoanalytischen Kosakenritte in alle Gebiete der Religion". Bopps Stellungnahme blieb die ganze Zeit unverändert; die Unterschiede, auf die man doch stoßen mag, sind rein syntaktisch-rhetorischer Natur: in den einen Fällen erscheinen die kritischen Äußerungen im Hauptsatz mit Konzessionen der Anerkennung im Nebensatz, in anderen, selteneren Fällen wird eine allgemeine positive Stellungnahme durch viele ablehnende Detailvorbehalte fast zur Gänze wieder aufgehoben. Der bezeichnendste Satz in Bopps Artikel im neuen Lexikon lautet: „Als Weltanschauung — mit Recht — bekämpft, hat die Psychoanalyse manche wertvolle Entdeckung gemacht oder längst Gewußtes besonders scharf beleuchtet, das, aus der psychoanalytischen Theorie herausgebrochen, jeder Pädagogik vorteilhaft eingefügt werden kann." Herausbrechen und anderswo einfügen! — ein sehr treffendes Bild für die Absichten auch vieler anderer wissenschaftlichen Kreise in bezug auf die Psychoanalyse.

Freud, führt Prof. Bopp aus, werde auch von seinen Gegnern als genialer Denker anerkannt und wegen seiner seit Jahrzehnten eingehaltenen unverrückbaren Folgerichtigkeit auf seinem eingeschlagenen Wege bewundert. Ethisch wertvoll sei bei Freud das Pathos für Wesenhaftigkeit, der Kampf gegen die Masken. Psychologisch neu gesehen sei die Bedeutung gewisser psychischer Mechanismen, die Bedeutung der frühen Kindheit und der Eltern für Charakter und Schicksal des Kindes. Über den Verdiensten dürfe man aber auch den Schaden nicht übersehen, „den die Freudsche Psychoanalyse, besonders auch als Pädanalyse, schon gestiftet hat, zutiefst daraus erwachsen, daß man ohne tragfähige Wert-

lehre kein Bedenken trug, höchste ethische und religiöse Werte zugunsten der Gesundheit zu opfern, aber zuletzt doch nicht zum Segen der Gesundheit, wie auch die Psychoanalytiker erfahren mußten". Als Gesamteindruck verzeichnet Bopp „die geradezu niederdrückende, psychologisch-relativistische Weltanschauung, die tiefere Geister zur Verzweiflung drängen muß". Natürlich folgt hier auch der Hinweis auf die bereits in den Legendenstand erhobenen drei Selbstmorde. Die Lehre vom Über-Ich, bemerkt Bopp, stellt nur „einen unbefriedigenden Sehnsuchtsschrei nach gültigen Werten und Idealen" dar. Zu den „kulturgeschichtlichen Streifzügen" der Psychoanalyse gebe die jeweilige Fachwissenschaft in ganz wesentlichen Punkten nicht die Zustimmung. Gemeint ist dabei wohl in erster Reihe die Kritik der Mödlinger Ethnologenschule (Wilhelm Schmidt u. a.) an Freuds Totemtheorie.

Unter den Beiträgen Prof. Bopps sind noch drei, die uns hier interessieren. Im Artikel Jugendpsychologie bemerkt Bopp an der Stelle, da er von den Quellen der Jugendpsychologie spricht, daß die Psychoanalyse besonders mit Traummaterial gerne arbeite; „es scheint, daß auch die traditionelle Psychologie dieses Mittel mit einigem Erfolg gebrauchen kann". Um so mehr muß es enttäuschen, daß es ein Stichwort „Traum" in diesem Lexikon überhaupt nicht gibt. Bopps Artikel über die Beichte enthält eine Bemerkung gegen „das Urteil kirchenfremder Kreise, daß der Gegenwartsmensch in Seelennot vom Priester zum Nervenarzt abwandere; insbesondere ist die Meinung verbreitet, die Psychoanalyse sei und leiste das, was früher die Beichte". Es bestehe die Gefahr von Grenzüberschreitungen: beim Seelsorger in der Richtung auf medizinisches Kurpfuschertum, beim Psychotherapeuten in der Richtung auf seelsorgerlichen Dilettantismus. Im Artikel Angst erwähnt Bopp die psychoanalytische Auffassung der Angst als „Umwandlungsergebnis verdrängter Sexualität".

Von den anderen Mitarbeitern des Lexikons, die auf die Psychoanalyse Bezug nehmen, nennen wir vor allem die Ärzte Allers (bei dem die Analyse aber stets nur kurze Erwähnungen abbekommt) und Legevie (Freiburg i. Br.). Vom letzteren sind die Artikel Neurose und Psychotherapie. Die Verallgemeinerung der Psychoanalyse über die Entstehung der Neurose gehe entschieden zu weit, „wenngleich in einigen Fällen von Neurosen ein Entstehungsmechanismus nach Ansicht dieser Lehren vorgelegen haben wird, der dann auch einer entsprechenden Behandlung bedarf".

Im Artikel Gegenwartspädagogik verweist Grünwald auch auf die psychoanalytische Pädagogik und „deren eifrigste Verfechter" Bernfeld und Pfister. Im Artikel Typen erwähnt derselbe Mitarbeiter unter den Typologien „jene, die sich genetischer Kriterien bedienen, an erster Stelle die (nicht als solche systematisch entwickelte) Psychoanalyse Freuds, die Charakter- und Verhaltenstypen nach der Art der verarbeiteten, verschmolzenen oder relativ vollständig gebliebenen Partialtriebe unterscheiden will; z. B. analerotischer Charakter".

Die kindlichen Phantasieprodukte — führt Prof. Rombach unter dem Stichwort Phantasie u. a. aus — werden von manchen Deutern nicht schlicht hingenommen, sondern als Verlarvungen (Symbole) sexuellen Inhaltes interpretiert. „Wenn wir sehen, wie selbst Abstraktes, z. B. gut und bös, durch Dingliches oder Persönliches vertreten wird, so können wir die psychoanalytischen Deutungen, obschon sie tatsächlich vielfach recht wenig plausibel erscheinen, nicht grundsätzlich ablehnen." Weniger konziliant ist A. Kießling, Verfasser des Artikels Symbol: die ernste psychologische Forschung habe diese Übertreibungen (nämlich die Sexualsymbolik), wie sie vor allem von den Epigonen Freuds teilweise in ganz krasser Weise behauptet wurden, fast ausnahmslos abgelehnt. Im Artikel Trieb gibt J. Engert eine kurze Darstellung der psychoanalytischen Trieblehre mit der kritischen

Konklusion: „Die Identifikation aller Triebe mit der Libido, d. h. dem Sexualtrieb, ist eine wissenschaftlich unzulässige Verfälschung der Begriffe."

Wo in diesem Lexikon von der Psychoanalyse sonst noch die Rede ist, geht es nirgends über eine hingeworfene kurze Bemerkung hinaus; wie z. B. „vor solchen voreiligen Ausdeutungen kann nicht eindringlich genug gewarnt werden" (Switalski im Artikel „Bewußtsein und Unterbewußtsein"); „moderne, nicht ungefährliche Strömung" (gemeint ist die psychoanalytisch-pathographische Behandlung von Heiligen, Ekstatikern u. dgl. im Artikel „Religionspsychologie" von Wunderle). Unter dem Stichwort „Lebensphilosophie", von Steinbüchel bearbeitet, mag die Feststellung interessieren: „Aus Freud wie aus Nietzsche entfließen die Lebensphilosophien von Klages (und seines Kreises, vor allem Prinzhorn) und von Theodor Lessing." Ob nun diese Vorfahrenerforschung hier das Richtige getroffen hat oder nicht, den Betroffenen persönlich ist damit jedenfalls kein Gefallen erwiesen. Klages hat, seitdem er sich — vor einem Menschenalter — in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung als Gast und Vortragender versucht hat, feste Scheidewände zwischen sich und der Psychoanalyse gezogen und Theodor Lessing hat nicht lange vor seinem tragischen Ende ausführlich seine Gegnerschaft zur Psychoanalyse auseinandergesetzt.

Ganz kurz erwähnt ist die Psychoanalyse noch in den Artikeln „Biologie und Psychologie", „Aktivität" und „Charakterologie". Vermißt wird jeder Hinweis auf die Psychoanalyse in den Artikeln „Affekt", „Charakter", „Sexualpädagogik", „Sexualpsychologie".

Hinter dem von Hermann Schwartz herausgegebenen vierbändigen „Pädagogischen Lexikon" (Velhagen & Klasing, Bielefeld, 1928—1931) steht die „Gesellschaft für evangelische Pädagogik". Unter den theologischen Mitarbeitern dieses Lexikons finden wir manchen Namen, dem wir schon oben bei der Behandlung des protestantischen religionswissenschaftlichen Werkes begegnet sind. So ist uns von dort der Berliner Pfarrer Dr. Jahn bekannt. In diesem Pädagogischen Lexikon hat er das Hauptreferat über die Psychoanalyse; es erstreckt sich auf nicht weniger als 17 Spalten, von denen aber fast ein Viertel auf sogenannte Nebenrichtungen entfällt. Es sei das unverkennbare Verdienst der Psychoanalyse, die höchst rätselhafte und vielschichtige Struktur des „Unterbewußtseins" zuerst systematisch untersucht zu haben, „allerdings oft von sehr einseitigen Gesichtspunkten her". Zur Wiedergabe der Grundzüge der Psychoanalyse ist vor allem zu bemerken, daß Jahn — wie auch viele andere Außenstehende — bei der Darstellung der Neurosenlehre im wesentlichen nicht über die Breuer-Freudsche Hysterielehre hinausgeht. Bei der Darstellung der Sexualtheorie ruft Jahn aus: „Hier stehen wir vor der grauenhaftesten Theorie der Psychoanalyse, nämlich der Lehre vom Ödipuskomplex." Ein Fehler der Psychoanalyse sei, die Liebe als einheitlichen Begriff aufzufassen. Es gebe auch eine nichtsexuelle, geistige Liebe, die Agape. Die Psychoanalyse habe nur die Libido gesehen und vergewaltige durch sie die Agape. Sie habe nur den Trieb erkannt und übersehe den Wert. Aber: „Man wird der Psychoanalyse insofern recht geben müssen, als sie die Möglichkeit einer Ausstrahlung der Libido auf die Agape erwiesen hat."

Mit Interesse wendet sich Jahn dem Freudschen Begriff der Zensur zu, der ja überhaupt stets eine unverkennbare Anziehungskraft auf theologische Autoren ausgeübt hat. Wenn das Ich das Triebleben zensuriert, so erklärt sich also das seelische Leiden als eine Spannung zwischen Triebleben und Wertstreben. Freud selbst habe aber diese letzte, ethisch bestimmte Folgerung nicht gezogen, „da er über eine oberflächliche Konventionsethik nicht hinauskommt". Die Theorie der Psychoanalyse ende in einem Hohlraum von Naturalismus, Skepsis und Relativismus. Die Psychoanalyse deute die Kultur bis in ihre feinsten Verzweigungen hinein als Veredelung triebhafter Kräfte. „An diesem Punkte wird, vom wertphilosophischen Gesichtspunkte aus, das Unzulängliche der Psychoanalyse erkenn-

bar. Sie übersieht, daß der Wert eine Setzung für sich und nicht eine bloße Umformung des Triebes ist."

Zur therapeutischen Seite der Psychoanalyse bemerkt Jahn: „Man wird des Gefühls nicht ledig, als ob die Psychoanalyse auf die Therapie weit weniger Kraft als auf die Diagnostik verwandt hätte." (Auch wir haben zwei Gefühle, derer wir nicht ledig werden: daß Jahn Ätiologie meint, wenn er Diagnostik sagt, und daß er eine wesentliche Eigenheit des psychoanalytischen Vorganges vernachlässigt, jene Eigenheit, daß die allmähliche Auffindung der Krankheitsursachen gleichzeitig bereits einen wesentlichen Teil des therapeutischen Prozesses darstellt.) Letztlich strebe die psychoanalytische Therapie die Sublimierung des Trieblebens in eine sozial wertvolle Aktivität an, „aber das Problem der Triebwandlung überschreitet die Zuständigkeit der Psychologie; hier handelt es sich bereits um normative Fragen der Willensbildung, die in das Gebiet der Erziehung und Seelsorge gehören". Das unbewußte Hineinfragen in den Patienten könne eine höchst schädliche subjektive Wirkung ausüben. „Die Deutung wird häufig zur Deutelsucht." Die Psychoanalyse richte fast ausschließlich den Blick auf das Ich in seiner dämonischen Tiefe. „Sie will die Hysterie heilen, begünstigt aber die Entstehung der Hysterie, indem sie den Leidenden zu einer egozentrischen Einstellung und schließlich zum Ich-Kultus führt. Sie übersieht die alte pädagogische Erfahrung, daß die Ablenkung von Seelenhemmungen weit fruchtbarer ist als die Hinlenkung auf sie. Der Ich-Kultus droht auch die heilpädagogische Arbeit der Gegenwart zu schädigen."

Die „oft aufreizende Kühnheit" des psychoanalytischen Systems, sagt Jahn, fordere zur Kritik geradezu heraus. Doch dürfe die Kritik nicht kleinlich werden und nicht den genialen psychologischen Scharfblick verkennen, der das psychoanalytische System in seiner Totalität kennzeichnet. Jedenfalls sei es als Positivum zu vermerken, daß die Psychoanalyse — gegen die Experimentalpsychologie, die es bei der Feststellung mechanisch-psychischer Reaktionen bewenden ließ — den großangelegten Versuch unternommen hat, die seelische Dynamik der Schicksalserlebnisse zu entwirren. „Es ist das Verdienst der Psychoanalyse, die in den Tiefen der Gegenwartskultur lebende Sehnsucht nach einer Objektivierung des Ich entdeckt zu haben." Die psychoanalytische Sexuologie habe erwiesen, daß Liebesstrebungen sich selbst in solche seelische und soziale Funktionen hineinverästeln können, deren äußere Struktur nichts von dem Erosbetrag, den sie enthalten, verrät. Die wichtigste sexuologische Beobachtung der Psychoanalyse zeige sich in ihrer Lehre von der möglichen Umbiegung der sexuellen Zielrichtung. Aus diesen positiven Eigenschaften der Psychoanalyse ergebe sich ihre Bedeutung für die religiös-ethische Erziehung. Es handle sich darum, „die positive Bedeutung des Unterbewußtseins für die Erziehung" klarzustellen. Die Kindesseele besitze eine Art von Saugkraft, vermöge deren sie die Umwelteindrücke aufsaugt. Man müsse also die Erfahrungen der Psychoanalyse dazu verwenden, die „Einsenkung der religiösen wie der ethischen Motivationen" in die Frühentwicklung des Kindes zu fördern. („Daß die mütterlich vermittelte Frömmigkeit am tiefsten und nachhaltigsten wirkt, ist eine Tatsache, deren Erklärung uns erst die Psychoanalyse des Unterbewußtseins gegeben hat.")

Prof. Titius (Berlin), der, wie wir sahen, im Handwörterbuch „Religion" wiederholt auf die Psychoanalyse hinweist, kommt auf sie im „Pädagogischen Lexikon" unter dem Stichwort Gewissen zu reden. Neuerdings habe sich namentlich die psychoanalytische Schule Freuds der Psychopathologie des sühne- und bußeheischenden Gewissens zugewendet und Fälle von Zwangsneurose und Hysterie studiert, in denen es selbstquälerischen Charakter gewonnen hat. „Es soll vorkommen, daß das Schuldgefühl von dem Tatbestand, an dem es ursprünglich haftet, abgespalten und an indifferente Vorstellungen angeheftet ist... Solche Beobachtungen können ohne Frage auch pädagogisches Interesse gewinnen." Bei den Literaturangaben wäre richtigzustellen: Carl Müller-Braunschweig, nicht Carl Matter.

Von Prof. Dr. v. Düring (Berlin) ist der Artikel Hysterie. Im Unbewußten liegen alle die Komponenten, die die Individualität unseres Ichs, d. h. diese und nur einmal vorhandene „Unteilbarkeit" ausmachen. Von diesem Unbewußten könne aber durch die Psychoanalyse nichts bewußt gemacht werden. Besonders die Erlebnisse, die auf uns eingewirkt haben, ehe wir „ich" sagen konnten, also ehe wir ein Ich-Bewußtsein hatten und die ganz besonders entwicklungsbestimmend sind, also die Erlebnisse der ersten vier Lebensjahre, seien nicht bewußtseinsfähig.

In einem großen Artikel über das Unbewußte von Oberstudiendirektor Offner finden wir nur einen kurzen Hinweis auf den Einfluß des Unbewußten auf die Fehlleistungen. Oberarzt Wichern (Bielefeld) führt zwar am Schluß des Artikels über Onanie im Literaturverzeichnis die psychoanalytischen Veröffentlichungen über dieses Thema an, zeigt sich aber gänzlich unbeeinflußt von ihnen. Ebenso findet sich im 11 Spalten langen Artikel Charakter von Oberstudiendirektor Vollert (Mülheim-Ruhr) keine andere Spur der Psychoanalyse, als die Anführung von Abrahams „Beiträgen zur Charakterbildung" unter den 19 Titeln des Literaturverzeichnisses. Bloß peripher erfolgt die Erwähnung der Psychoanalyse in den Artikeln „Assoziation" und „Kinderfehler". Jede Spur fehlt in den Artikeln Affekt, Phantasie, Reifezeit, Sprachheilpflege (Stottern), Trieb, Selbstmord, Bettnässen.

Einen Artikel Traum hat das „Pädagogische Lexikon" nicht, es unterscheidet sich also mit dieser Unterlassung durchaus nicht von dem vorher behandelten „Lexikon der Pädagogik der Gegenwart". *De somnis non curat praeceptor.* Und wenn wir eingangs die Aufforderung Prof. Bopps, aus dem Gebäude der Psychoanalyse das anderswo Verwendbare „herauszubrechen", als besonders charakteristisch für die derzeitige Einstellung der katholisch orientierten Pädagogik und auch anderer Wissenschaften zur Psychoanalyse bezeichnet haben, so sind wir in der Lage, auch aus dem protestantischen Lexikon eine harmlos erscheinende Stelle anzuführen, die die heutige Stellung der theologisch verankerten Pädagogik zu den durch die Psychoanalyse aufgeworfenen erzieherischen Problemen sehr klar erhellt. In dem schon erwähnten Artikel „Hysterie" von Prof. v. Düring ist einmal von der Rolle der Sexualerlebnisse der Kinder die Rede. Die Psychoanalyse überschätze diese Rolle. „Man frage darnach einmal bei gesunden Erziehern und Erzieherinnen" (die Sperrung von „gesund" ist von Düring — soll das eine Spitze gegen die Psychoanalyse sein?). „Die Oberin eines Katholischen Erziehungsheims (Ordensschwester)" — offenbar um der größeren Objektivität halber beruft sich der Mitarbeiter der protestantischen Enzyklopädie auf eine katholische Oberin — „hat mir ungefragt" — und dieses wieder muß durch seine Spontaneität wirken — „in Hinblick auf die üblichen gerichtlichen Vernehmungen gesagt: Nur nicht darüber reden." Und Düring fügt hinzu: „Es ist wunderbar, wie sehr ohne Eindruck dann diese Erlebnisse bleiben, sie sind eben ohne Affekt." Das viele Malheur mit den menschlichen Trieben rührt anscheinend nur daher, daß man sich nicht stets an die Warnung gehalten hat: Nur nicht darüber reden. A. J. Storfer (Wien)

BESPRECHUNGEN

Aus der Literatur der Grenzgebiete.

ALSBERG, Dr. MAX: **Der Prozeß des Sokrates im Lichte moderner Jurisprudenz und Psychologie.** 3. Auflage 1933. J. Bensheimer, 29 S.

Alsberg, der berühmte, auf tragische Weise verstorbene Verteidiger, beleuchtet den Prozeß des Sokrates vom Standpunkt des modernen Anwalts im Vergleich zum heutigen Strafprozeß. An Stelle einer Anklage, die sich auf eine tatbestandsmäßig genau fixierte äußere Delikthandlung bezieht, wie sie im heutigen Strafverfahren vorgeschrieben ist, wurde gegen Sokrates ganz allgemein der Vorwurf erhoben, daß er nicht an die Staatsgötter, sondern an ein Daimonion glaube und die Jugend verführe. Diese Anklage war um so unpräziser, als sie sich die weitgehende Unbestimmtheit der griechischen Göttervorstellungen zunutze machen konnte. Sie hatte insofern einen Schein von geistesgeschichtlicher, wenn auch nicht juristischer Berechtigung, als die Aufklärung und die kritische Vernunftanwendung, die Sokrates zu verbreiten suchte, den Keim zu einer Umwälzung des geistigen Lebens in sich trug. Diese Bestrebungen boten den Anlaß für die von drei Bürgern als Vertreter dreier Stände erhobene Anklage, über die ein Gericht von 501 Bürgern, also eine Volksversammlung, die weit mehr als das heutige Schwurgericht allen Schlagwortsuggestionen ausgesetzt war, ohne Beratung nur durch Abstimmung zu entscheiden hatte. Es ist klar, daß dieses Massengericht zuerst den Philosophen der reinen Vernunft, der sich selbst ohne Beratung mit einem Anwalt verteidigte, mit 281 Stimmen für schuldig erklärte und dann, gereizt durch die grandiose Haltung des Angeklagten, der seine lebenslängliche Speisung im Prytaneion begehrte, die Todesstrafe verhängte.

Alsberg sieht als Jurist vor allem die Unterschiede zum heutigen materiellen und formalen Strafrecht. Eine tiefergehende Betrachtung würde vielleicht zeigen, daß die psychischen Grundlagen solcher Prozesse immer die gleichen geblieben sind: Rache der Masse an den Großen, die sie überragen. Hierin liegt wohl auch eine der Wurzeln des Strafrechtes überhaupt; denn der Verbrecher und der Weise überschreiten beide die von der Gesellschaft gesetzten Schranken, der eine durch die Tat, der andere durch das Denken. Und an beiden rächt sich die Gesellschaft durch die Strafe. W. Weißkopf (Wien)

BASLER, ADOLF: **Über die Anpassung des Organismus an die Umwelt.** Verlag der Sun Yatsen-Universität Canton, 1933. Kommission: Gustav Fock, Leipzig.

Das biologische Thema ist in einer für den Psychoanalytiker sehr interessanten Weise aufgefaßt und dargestellt; auch vertritt der Autor die Meinung, daß seine physiologischen Erfahrungen für das Psychische gleichfalls Geltung haben, z. B. für den ästhetischen Geschmack, und bespricht auch hier die Erscheinung der Anpassung.

Prinzipiell werden vorübergehende Adaptierungen von wirklicher Anpassung geschieden und von dieser wieder direkte Folgen von Umweltreizen auf den Organismus, welche kein besseres Bestehen gegenüber den Umweltreizen zur Folge haben.

Daß die individuelle Anpassung und die besonders geeignete phylogenetische Anlage zu solcher Anpassung einander gegenseitig unterstützen, läßt den Autor von einem „*circulus emendans*" im Gegensatz zum „*circulus vitiosus*" sprechen. Dieser Terminus ist wohl besser als der von anderer Seite dafür vorgeschlagene Ausdruck „*Circulus virtuosus*".

Es wird namentlich von amerikanischen Autoren die Neurose als Störung der Anpassung aufgefaßt; eine konsequente Untersuchung der spezifischen neurotischen Störungen der Anpassungsmechanismen ist ein fruchtbarer Weg zur systematischen Darstellung unseres Ge-

bietes. Hiefür gibt das vorliegende Buch einen guten Ausgangspunkt durch die Aufstellung des allgemeinen Gesetzes, daß die Anpassung der sensiblen Vorgänge stets durch Verringerung, die der Motorik durch Steigerung der Funktion und Reaktion vor sich geht. Die Erklärung liege in folgendem: „Die Aufgabe der Sinneswerkzeuge ist es, die auf sie wirkenden Reize möglichst eindrucksvoll zum Bewußtsein zu bringen. Die Funktion aller übrigen Organe besteht darin, den Umweltreizen Trotz zu bieten und sie möglichst unwirksam zu machen." Hiezu passen und führen die Erfahrungen, daß ein Hauptteil der Anpassung auf der Gewöhnung an Schmerz bis zur Unempfindlichkeit beruht. Es liegt nahe, aus den Lehren des Büchleins zu schließen, das die Anpassung bei der Neurose mißlingt, weil das bewußte Ertragen von Schmerz, Angst und Versagung aus bekannten Gründen aussetzt. Der Anteil des Bewußtseins an der normalen Anpassung, bzw. an der Schädigung durch Umweltreize wäre noch zu untersuchen. P. Federn (Wien)

DUFREE, HILDEGARD und WOLF, KÄTHE: **Anstaltspflege und Entwicklung im ersten Lebensjahr.** Ztschr. f. Kinderforschung, Bd. 42, 1933, S. 273—320.

Diese sorgfältige behaviouristische Arbeit aus dem Bühlerschen Institut in Wien stützt sich auf Milieuuntersuchungen an proletarischen Säugling- und Kinderheimen. Sie führt zu klaren Ergebnissen über den relativen Wert der Umgebung für die Entwicklung im ersten Lebensjahr.

Als wichtigstes Resultat verzeichnen die Untersucher die negative Beeinflussung in jeder Beziehung durch eine allzu strenge hygienische Körperpflege. Sie hindert das Kind an der Entwicklung der Körperbeherrschung, der Materialbeherrschung; sie hemmt die Entfaltung von Gedächtnis und Intellekt. Denn sie trägt nicht die wesentlichen Qualitäten an das Kind heran, die eine adäquate Beherrschung des Umfeldes fördern.

Diese Qualitäten werden maximal entwickelt durch den mütterlichen Kontakt, besonders wenn er einhergeht mit einem Heranbringen eines bunten Vielerleis von optisch und taktil reichhaltigen Gegenständen.

Die Pflegerin ersetzt die Mutter keineswegs. Sie genügt nicht der Forderung nach einer seelischen Hygiene, die in einer Förderung der aktiven Umweltbeziehung in diesem Alter bestehen muß. Ohne daß eine mütterliche Frau sich mit dem Kinde abgibt, bringt das Kind seine Möglichkeiten nicht zur Entfaltung. Nur angedeutet ist in der Arbeit das Problem der Kinderschädigung durch eine übermäßige Intensivierung der Umweltintentionen des Kindes bei ehrgeizigen, unbefriedigten Müttern; in diesem Falle würden die Kinder nicht zu jener Ruhe kommen, die ihnen eine autochthone Verarbeitung der durch die Mutter nahegebrachten Umwelt ermöglicht.

Das Resultat der vorliegenden Untersuchung ist für uns nicht neu: Mutterliebe ist wichtiger als eine geschulte Pflege, da wir schon in diesem Alter „neben dem physiologischen die Gestalt der Mutter psychologisch im Leben des Säuglings als relevant bezeichnen können".

Das Ergebnis stimmt mit der psychoanalytischen Erfahrung überein, daß eine zu große mütterliche Distanz — in gleicher Weise übrigens wie eine zu große Distanzlosigkeit — zu einer unbewußten Mutterfixierung führt, die sich in der Unmöglichkeit zeigt, ohne einen Ersatz des infantilen Mutterbezugs im Leben zu stehen. G. Bally (Zürich)

EGYEDÌ, HENRIK: **Die Irrtümer der Psychoanalyse.** Eine Irrlehre mit einem genialen Kern. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1933, VII und 86 S.

Der Autor, Dr. med., teilt in der Einleitung mit: „Der in jedem Menschen seit der ersten Kindheit innewohnende Trieb, Neues und Rätselhaftes zu untersuchen — ein durch die

Psychoanalyse nicht genug beachteter Trieb —, führte mich dazu, das Wie und Wo der Verstöße gegen Logik und Vernunft zu untersuchen. Ich kam dabei zu dem Resultat, daß ein erheblicher Teil des von Freud und seinen Schülern mit Fanatismus aufgebauten psychoanalytischen Gebäudes nur die Folge einer Entdeckerpsychose ist; daß das psychoanalytische Heilverfahren auf falschen Voraussetzungen aufgebaut, auf Irrwegen ohne festen Grund sich bewegt, daß also die Lehre mit einem wahren, für die Medizin bedeutsamen Kern als Irrlehre zu bezeichnen ist."

In der Folge beruft er sich auf Bumke, Forel, Prinzhorn, Vera Straßer, Richard Wahle und Raimann und in der Darstellung der Geschichte der Psychoanalyse auf Siebert. Er lehnt die Traumdeutung ab und hält die Methode der freien Assoziation für eine verschleierte Suggestion. Freud erscheint ihm als „Genie mit durch die freie Assoziation eingeengtem Wahrnehmungsfeld". „Die Folgen des freien Assoziierens, des fließenden Aneinanderknüpfens der Gedanken ohne gehörige Tiefenkritik" sind nach Ansicht des Verfassers in den meisten psychoanalytischen Schriften zu finden: „Es äußert sich dies auch in einem auffallend fließenden Stil und in reichhaltiger Ausdrucksweise." Im übrigen hält Verf. die Analyse für eine Massensuggestion, ruft gegen die Übertragung die Intervention der Gesellschaft an („auch im Interesse der Psychoanalytiker selbst") und trägt als seines Erachtens eigene Theorie vor, daß nicht die „unbedeutenden" traumatischen Erlebnisse pathogen seien, sondern „die allgemeine oder spezifische Überempfindlichkeit des Kindes — später des Erwachsenen —" der Grund sei, „daß die unbedeutenden Vorkommnisse zum Konflikt heranwuchsen".

Nachdem Verfasser nochmals die analytische Kur als hypnotischen Vorgang beschreibt und dafür schließlich gerade den Fall des Wolfsmanns als Beweis heranzieht, will er der Psychoanalyse doch das Verdienst zuerkennen, in dem zugleich der größte Fehler stecke, „die feinnuanciert, nur durch Einfühlung greifbare Denkrichtung der russischen und französischen Belletristik ... in die psychologische und psychiatrische Wissenschaft eingeführt" zu haben.
R. Wälder (Wien)

HEIDENHAIN, ADOLF: **Über den Menschenhaß.** Eine pathographische Untersuchung über Jonathan Swift. Tübinger naturwissenschaftliche Abhandlungen. 14. Heft. Stuttgart, Ferdinand Enke, 1934. 118 Seiten.

Eine englische Literaturgeschichte (Gosse) sagt, die Tiefen menschlichen Elends haben nicht ergründet, die nicht den Bewegungen von Swifts Charakter in ihr geheimnisvolles Dunkel gefolgt sind. So wird man eine Arbeit über Swift mit Interesse und Erwartung aufschlagen. — Die Untersuchung H.s ist mit viel Wissen und geschulter Quellenverwertung durchgeführt. H. kennt die Methoden, mit denen man die kranke Persönlichkeit beschreiben und den Ursachen der Charaktererkrankung nachgehen kann. Er wendet sie auch alle an, schöpft aber die Möglichkeiten keiner einzigen aus. So bleibt der theoretische Ertrag gering.

Charakterzüge einzuteilen, Zusammenhänge zu konstruieren, ohne auf die Genese Rücksicht zu nehmen, ist eine unlösbare Aufgabe. Z. B. werden Aggressivität, Grausamkeit, Machtstreben, Ehrgeiz der „Selbstbehauptung" zugeordnet. Davon ist ein Zettelkasten zum Kapitel „Erotik" abgetrennt worden; je ein andres Kapitel heißt „Soziale Strebungen", „Koprophilie und Reinlichkeit", „Abwandlungen im Geistigen". Eigentlich ist man mit dieser Arbeitsweise in einer neuen Art atomisierender, addierender Psychologie gelandet, wenn auch die addierten Elemente anders aussehen als einstmals.

Im Versuch, die Entstehungsbedingungen des Menschenhasses anzugeben, stützt sich der Verfasser vor allem auf Scheler und — ohne ihn ausdrücklich zu nennen —, Alfred Adler.

Die Haßregung werde auftreten, wenn wir das Gefühl der Ohnmacht haben, es aber nicht hinnehmen, sondern ihm den Trieb zur Selbstdurchsetzung entgegenstellen. „Der für den Menschenhaß wesentlichste Punkt... ist aber die Niederlage als Erzieher, die sich für Swift aus der Erkenntnis ergeben mußte, daß es ihm nicht gegeben war, die Welt nach seinem Willen zu formen, die Menschen auf ein höheres moralisches Niveau zu heben..." (S. 103). Der Vorteil des Menschenhasses liege in der Sicherung des Selbstwertbewußtseins und in der indirekten Befriedigung von Grausamkeitstrieben.

Der Verfasser kennt und anerkennt auch den Freudschen Begriff des Analcharakters, macht aber keinen Gebrauch von der Möglichkeit, mit analytischen Mitteln zur Aufhellung des Problems beizutragen. Er würde sonst geringer einschätzen, was dem Menschenhasser von den Menschen angetan worden ist: daß sie sich weigern, auf ein höheres moralisches Niveau zu steigen. Er würde merken, daß ein bestimmtes Libidoschicksal allen Menschenhassern gemeinsam ist: sie haben nicht die genitale Stufe erreicht und sie bekämpfen ihre oralen und analen Triebe mit äußerster Grausamkeit. Vielleicht darf man auch die Vermutung wagen, daß die Menschen, die die ganze Welt verabscheuen und verfluchen, vorwiegend zum oralen Typus gehören; ihr Welterlebnis entstammt dem Erlebnis der „schlechten" Mutter, zu einer Zeit, da dem Kind die Mutter das einzig bedeutsame Stück Welt war. Andre, die von den Menschen weg zur Natur oder zu guten Tieren flüchten — so Swift —, vertreten mehr den analen Typus. In allen aber sind gewiß schwere Enttäuschungen an den frühesten Objekten, vielleicht auch ganz frühe organische Krankheiten des Speisetraktes entscheidend dafür, daß sie Menschenhasser werden. Dorthin stößt die Untersuchung H.s nicht vor. So findet sie auch nicht die Wurzeln des Unglücks eines der größten und unglücklichsten Menschen. P. Bergmann (Wien)

HEUN, EUGEN: **Selbsterkenntnis und Selbstentwicklung.** Stuttgart, Niels Kampmann. 1930.

Hauptsächlich nach C. G. Jung, teilweise nach E. R. Jaensch orientierte Psychologie, mit voller Anerkennung der psychoanalytischen Methode und Seelenlehre. Die Psychoanalyse soll besonders in drei Richtungen ergänzt werden: 1. Charakterologisch, indem Kranke mit gewissen Grundcharakteren zu Therapeuten mit entsprechenden Grundeigenschaften gelangen sollen, wenn auch eine tiefreichende Eigenanalyse die Spannbreite des Analytikers erweitert. 2. Es soll neben der Libido ihr Gegenpol, der Geist — welcher teleologisch-finalsynthetisch ist — mehr Berücksichtigung finden. 3. In einer Tieferversenkung kommt das Innere, das Tief-Unbewußte mehr zur Entfaltung und eine Tiefenversenkung ist auch für eine gründliche Selbsterkenntnis unentbehrlich. Dabei wird das Stadium der Tiefenversenkung mit der „subjektiven Stufe" von Jung, in welcher die Keime zukünftiger Entwicklung erkannt und dem Bewußtsein integriert werden, identifiziert. Die Tiefenversenkung als Selbsterkenntnis soll, wenn sie methodisch vollführt wird, die Analyse bei einem Analytiker entbehrlich machen. Sehr konsequent aufgebaut und dadurch anregend ist die Beschreibung der Stufen der inneren Versenkung. I. Hermann (Budapest)

RABL, CARL R. H.: **Das Problem der Willensfreiheit unter medizinischen und naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten.** München und Berlin, R. Oldenbourg. 1933. 150 Seiten.

Es ist außerordentlich wohltätig, zusammenhängende Darstellungen über das Problem der Willensfreiheit in die Hand zu bekommen. Der Autor hat sich aber dabei schwierige Aufgaben gestellt, denn er versucht, so sehr verschiedene Dinge wie Kausalität, lebende Substanz, praktische Rechtsfragen usw. einheitlich zusammenzufassen.

Die einschlägige umfangreiche Literatur kommt ausführlich zu Worte, so daß der Leser einen Begriff bekommt, wie weitschichtig heutzutage das ganze Problem geworden ist. Im

Mittelpunkt steht Nicolai Hartmanns „Ethik", „ein Buch, das man heute wohl als das maßgebende Werk über diese Problematik ansehen darf" (S. 93). Weitgehend werden auch Rickert, Bleuler, Driesch usw. herangezogen, vor allem Kant, dessen dritte Antinomie der transzendentalen Ideen das ganze Problem in die klassische Form gebracht hatte.

Die Wiedergabe der modernen Literatur ist übersichtlich und klar, vertieft aber den Eindruck, daß der moderne Kausalitätsbegriff in voller Auflösung steht. Der Autor geht vom Zweckbegriff aus, der das rein kausale Denken bereits final umbiegt, diskutiert das biologische Freiheitsproblem mit der Frage: „Ist die Entelechie ein unveränderliches Naturgesetz von allgemeiner Gültigkeit?", um dann das engere Problem „herauszuschälen".

Von besonderem Interesse ist, daß die Psychoanalyse in den Untersuchungsbereich hineingezogen wird. Die Psychoanalyse hat es seit jeher zum Grundsatz gemacht, im eigenen Bereich zu bleiben und psychologische Dinge nur mit psychologischen Hilfsmitteln zu erfassen und zu beschreiben. Freud warnt immer wieder den Analytiker, bei biologischen und physiologischen Disziplinen unrechtmäßige Anleihen zu machen, „wo es gilt, psychologische Tatsachen mit psychologischen Hilfsvorstellungen zu erfassen". Der Autor stellt wieder das Ich in den Mittelpunkt der Persönlichkeit, als Urphänomen, das sich nicht auf andere Phänomene zurückführen läßt. Die Zensur wird erwähnt und das Es im analytischen Sinne. „Daß das Phänomen so, wie es Freud dargestellt hat, richtig gesehen ist, ist wohl kaum zu bezweifeln" (S. 83).

Die ganze Darstellung wirkt aber wenig befriedigend. Der Kausalitätsbegriff wird nicht mehr in der alten scharfen Form gefaßt und wird mit der Lehre der Urphänomene vermischt, die aus einem ganz anderen Wesensbereich stammt. Vom alten Kampf der Giganten zwischen dem Primat des Willens und des Verstandes ist da nicht mehr viel zu verspüren.

Ein anspruchsvoller Anmerkungsapparat von zirka 40 Seiten zeugt aber von der großen Belesenheit des Autors, der beim unmittelbaren Quellennachweis klarer ist, als in den Ausführungen selbst.

Ph. Sarasin (Basel)

Berichtigung

Zu der Besprechung von Markus Reiners „Causality and Psychoanalysis" (Imago XIX, 1933, S. 563 f.), besprochen von O. Fenichel (Oslo), ist eine Richtigstellung nachzutragen: Der Autor der besprochenen Arbeit, Herr Dr. Markus Reiner ist nicht Professor der Chemie und Metallurgie, sondern Ingenieur und war durch zwei Jahre hindurch Research-Professor am Institut für Chemie und Metallurgie des Lafayette College in Easton, Pa.

Die Redaktion

IMAGO, Band XX ‹1934›, Heft 2

(Ausgegeben im Juni 1934)

Seite

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

MRS. DOROTHY TIFFANY BURLINGHAM, Wien IX, Berggasse 19
DR. ALFRED, FRHR. V. WINTERSTEIN, Wien XIII, Wattmangasse 38
DR. JOHANNES LANDMARK, Bogstadveien 53, Oslo
DR. ARTHUR KIELHOLZ, Direktor der kantonalen Irrenanstalt Königsfelden, Argau, Schweiz
DR. ALEXANDER METTE, Berlin-Steglitz, Schloßstraße 54
DR. MED. ET PHIL. PAUL SCHILDER, Professor an der New-York University, 52, Gramercy Park, New-York City
DR. OTTO FENICHEL, Nobelsgate 27, Oslo
DR. SIEGFRIED BERNFELD, Wien XII, Auhofstraße 12
DR. SERGEJ FEITELBERG, Wien I, Franziskanerplatz 5
DR. IMMANUEL VELIKOVSKY, P. O. B. 194, Tel-Aviv
A. J. STORFER, Wien I, Singerstraße 1

Wir bitten zu richten:

Redaktionelle Zuschriften aus allen Ländern mit Ausnahme Nordamerikas an die Redaktion der „Imago", Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, Börsegasse 11.

Redaktionelle Zuschriften aus Nordamerika an Dr. Sandor Rado, 324 West 86th street, New York City.

Geschäftliche Zuschriften aller Art an Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, Börsegasse 11.

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien I, Börsegasse 11
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Robert Wälder, Wien II, Obere Donaustraße 35
Druck: Manzsche Buchdruckerei, Wien IX